Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr mit . 3 fl. — kr.

Für einen Monat mit . . . — fl. 45 kr.

Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns das verehrliche Lesepublicum darauf aufmerksam zu machen, daß für die französischen und englischen Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.

Für einen Monat . . . . 1 fl. — kr.

Für 1 Band per Tag . . . — fl. 3 kr.

Beide Abonnemente sind strenge geschieden und können sowohl im deutschen wie im französischen Abonnement nur die dahin gehörigen Bücher abgegeben werden.

Derjenige, der ein Buch auf irgendeine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Die Bibliothek ist Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen. Die übrige Zeit aber, so wie an Sonn- und Festtagen, bleibt selbe geschlossen.

Jos. Lindauer'sche Leihbibliothek,
(Frauenplatz Nro. 8.)

Ein Kaufmann.

Erster Theil.

Ein Kaufmann.

Hamburgisches Sittengemälde

von

W. Christern.

Erster Theil.

Hamburg und Altona 1856.

Verlags-Bureau.

Carl Fischer's Buchdruckerei.

1. Erneuerung alter Geschäftsfreundschaft.

Es war im Jahre 1849, an einem heiteren Augusttage, Mittags um die Börsenzeit. Die Glocke auf dem Thurme der St. Catharinenkirche schlug ein Uhr.

Die sonst so stillen und verödeten Straßen, in welchen der Großhandel seinen Sitz hat, zeigten plötzlich ein ungewöhnliches Leben und Gedränge. Die Thüren der großen, finsteren Kaufmannshäuser wurden aufgerissen und zugeschlagen. Alles strömte und drängte nach einer Richtung hin. Es war offenbar die höchste Zeit, wenn man, ohne Erlegung der vier Schillinge Sperr- und Strafgeld, noch in die Hallen der Börse hinein wollte.

Kaum waren fünf Minuten verflossen, und diese Straßen waren wieder so stille und verödet, wie vorhin, ehe es vom Thurme ein Uhr schlug. Keine Person des Handels, nicht einmal ein Quartiersmann war in den langen, ernsten und düsteren Staßen mit den hohen, von Zeit und Wetter geschwärzten Häusern zu erblicken. Keine Thür regte sich. Keine Thürglocke klingelte. Es war Alles stumm, verlassen und wie ausgestorben.

Diesen Augenblick schien ein Mensch abgewartet zu haben, den man kurz vorher im Gedränge der Börsenbesucher nicht beachtet hatte. Er erschien auf der leeeren Straße

wie vom Himmel gefallen, nicht blos durch seine Verlassenheit, sondern anch durch sein ganzes Aeußere.

Es war ein Mann von gut sechszig Jahren, eher klein als groß, mit stark hervorstehenden Schulterknochen. Seine Gesichtszüge waren gelblich-aschgrau, von einem matten, blassen Glanze. Hinter den sonderbar aufgedunsenen Wangen ruhten in tiefen Höhlen zwei unheimlich blinzelnde Augen.

Noch seltsamer aber als diese geheimnißvollen Gesichtszüge war sein ganzer Anzug. Er hatte das Merkwürdige, daß nicht allein kein Stück zu dem andern paßte, sondern Alles wie durch die drolligste und humoristischste Laune zusammengesucht schien. Die sogenannte „Judenbörse" konnte es nicht bizarrer nnd buntscheckiger liefern. Die Hose war schmutzig-grau und dabei sehr abgeblichen und verschossen, aber von einem Schnitt, der vor zwanzig Jahren offenbar sehr modern gewesen war. Breite, seidene Besatzbänder von unbestimmter, vergilbter Farbe liefen an beiden Seiten herunter und endigten in einer Art Zunge, indem sogenannte Sprungriemen, die jetzt aber fehlten, früher offenbar den Schnitt der Hose verzerrt und verzogen hatten. Was das Komische dieser durch ihre Roccocoform ehrwürdigen Hose aber noch vermehrte, war ihre Kürze, indem sie weit davon entfernt war, bis auf die Füße hinab zu reichen. Der abgeschabte, fast glänzende Rock, welcher in seiner Jugend vom schönsten Olivengrün gewesen zu sein schien, mochte zu seinem ursprünglichen Besitzer einen Buckligen oder Verwachsenen gehabt haben, denn auf dem Rücken dessen, der ihn jetzt trug, zeigte er eine auffallende Bauschung, die auch der stark gekrümmte, natürliche Rücken nicht auszufüllen vermochte. Die Weste war offenbar noch älter, als Rock

und Hose und machte sich viel wichtiger und breiter als jene Beiden. Ihr Kragen ging fast über den Rand des Hutes hinaus und auch vorne trat sie mit ihrem altmodisch, violet geblümten Pique ungewöhnlich und weit aufklaffend über die Ecken des Rockkragens hervor, um ein sehr grobes leinenes Hemd, das aber ziemlich sauber gewaschen war, zur Schau zu stellen. Um das Abenteuerliche dieses Anzugs zu vollendeu, waren die Stiefel, sogenannte Schmierstiefel, vom allergröbsten Caliber und der Hut, mit einem ungewöhnlich breiten Rande, oben so weit sich ausdehnend, daß er große Neigung zu haben schien, seinem Träger zugleich als Regenschirm zu dienen.

Dieser Mensch wurde also jetzt plötzlich in der ganz wieder vereinsamten und verödeten Straße sichtbar, und schien vor einem der hohen und düstern Häuser Posto gefaßt zu haben. Er warf noch einen flüchtigen Blick durch die leere Straße hin und verschwand dann mit großer Sicherheit und Ruhe durch die Thür jenes Hauses.

Es war eine große, finstere Kaufmannsdiele von ungewöhnlicher Tiefe. An den Seiten standen leere Packkisten auf einander gestapelt und verdeckten noch die beiden Fenster neben der Hausthüre, so daß man im Hintergrunde eine Treppe, einen Briefkasten und eine Stiege von zwei Tritten, welche zu einer mit der Inschrift „Comptoir“ verzierten Thüre führte, kaum deutlich bemerken konnte.

Vor dieser Thür stand jetzt der Unheimliche, der, wie wir vorhin gesehen haben, mit ruhigen und sicheren, wie an Treppe und Haus gewöhnten Schritten, in das Letztere hinein ging. Mit gleicher Sicherheit und Ruhe holte er jetzt aus einer der hinteren Rocktaschen einen Schlüssel

hervor, öffnete die Thür und ging, als wäre er der Herr des Comptoirs, in dasselbe hinein.

Damit dem Leser nichts dunkel und unverständlich bleibt, und wir seine Aufmerksamkeit wie sein Interesse nicht stören, glauben wir ihm über die soeben in das Comptoir getretene Persönlichkeit, welche wir der kurzen und deutlichen Bezeichnung wegen von nun an Kracke nennen wollen, wenigstens die Erklärung zum Voraus geben zu müssen, daß wir es hier mit einem Bewohner der „Uhlenhorst", oder vielmehr des Werk- und Armenhauses, welches bekanntlich seit dem großen Brande nach jenem reizend perspectivischen Punkte am Ende drr Außenalster verlegt wurde, zu thun haben.

Kracke hatte an dem oben näher bezeichneten Tage Erlaubniß erhalten, das Werk- und Armenhaus, in welchem er, wie die meisten Andern, aufgenommen war, weil er behauptete, sich nicht ernähren zu können, zu verlassen, um sich einmal wieder in der Stadt umzusehen, wo möglich alte Bekannte zu besuchen, sie um etwas Geld abzustrafen, und so sich einen guten Tag zu machen. Daher war er auch mit diesem bizarren und buntscheckigen Anzuge versehen, welcher in allen einzelnen Bestandtheilen aus Erbstücken bestand, welche Jene, die angeblich aus Altersschwäche oder am Marasmus senilis gestorben waren, entweder ihm persönlich oder den übrigen Mitüberlebenden hinterlassen hatten, und welche an solchen Ausgangstagen, des anständigen Erscheinens in der Stadt wegen, sorgsam zusammengesucht oder auch von anderen Erben zusammengeliehen wurden. Daher ihre abenteuerliche Mannigfaltigkeit in Schnitt und Farbe.

Versuchen wir jetzt näher die innern Räumlichkeiten

zu schildern, in welche Kracke so auffällig und ohne Umstände eingedrungen ist; doch nicht, um einen gewöhnlichen, gemeinen Diebstahl zu vollbringen, vermittelst eines Dietrichs einige Hundert Mark aus einem Pulte zu entwenden, nein, sein Zweck und seine Absicht gingen, wie wir bald sehen werden, viel höher. Er hatte von jeher, unter der Maske von Treue und Frömmigkeit, sich nur an große und kühne Griffe gehalten, und deshalb war er auch nicht etwa auf Lebenszeit und durch richterliche Gewalt in's Zuchthaus gesteckt worden, sondern hatte er sich selbst dem Werk- und Armenhause überliefert, um dort unter Armen und andern Heruntergekommenen seine letzten Tage zu vollbringen und gelegentlich sich an einem freien Tage die alten Triumphplätze seines vorigen prächtigen und schwelgerischen Lebens anzusehen oder — auch nochmals nach Lust und Laune den gewohnten Schwindel zu versuchen. Wie aber kam unser Bewohner der Uhlenhorst zu dem Comptoir-Schlüssel? Die Beantwortung dieser Frage mag der Leser aus dem Verlauf der Erzählung entnehmen.

Hinter dem Comptoir also mit seinen Pulten, Börtern, Schränken, dickleibigen Handlungsbüchern und eisernen Geldkisten, befand sich noch ein anderes, aber kleineres Zimmer, dessen Thüre kaum einen Fuß weit geöffnet war. Die hohen Wände waren mit grauen, zum Theil schon zerrissenen Tapeten bekleidet und ein in diesem alterthümlichen Bau ziemlich hoch angebrachtes Fenster warf nur ein mattes Licht in das Innere des Gemaches. Alte Gemälde von dem einst in Hamburg lebenden Tischbein und Scenen aus der Bibel darstellend, bedeckten die Wände, und, um Geschmack und Kunstsinn des Besitzers noch mehr

zu verrathen, stand auf dem Schrank- und Bortgerüste des Schreibtisches ein alterthümlich aus Bronze gegossener Christus am Kreuze, während man seitwärts durch noch eine Thüre, welche neben dem Schreibtisch halb geöffnet war und durch das dort zu erblickende Bett ein Schlafgemach zeigte, Gemälde ganz anderer Art, nämlich zweideutige Scenen und nackte, jungfräuliche Gestalten darstellend, erblicken konnte. In einer Ecke des kurz vorher beschriebenen Mittelzimmers befand sich an der Wand ein kleiner hölzerner Sockel, auf dem ein Waschbecken stand, und über demselben zeigte sich der messingene Hahn einer Wasserröhre. Vor dem Schreibpult stand ein Drehstuhl und in diesem saß ein kleiner, aber ziemlich wohlbeleibter Mann, an dessen grauen Haaren man erkennen konnte, daß er die Siebenzig schon erreicht habe. Seine Füße ruhten in einem Korbe, der mit Schafpelzen ausgefüttert war, während der ganze Körper matt zurück gelehnt, die Augen geschlossen waren und die bleichen Gesichtsmuskeln von Zeit zu Zeit zusammenzuckten. Er war offenbar krank oder kränklich angegriffen und schien geschlummert zu haben. Durch das Geräusch an der Thüre war er erwacht.

„Ist die Börse schon aus? Wie stehen die Metalliques?" fragte er mit matter Stimme, ohne die Augen zu öffnen.

Ohne zu antworten näherte sich Kracke dem Schreibtisch und betrachtete den dasitzenden Frager mit kalten Blicken. Der vielleicht an Gicht, Podagra und Steinschmerzen Leidende, den wir Vogelsang nennen wollen, schlug die Augen auf und starrte ängstlich und verwunderungsvoll den Eingetretenen an.

Es trat eine Pause von mehreren Minuten ein, während welcher weder der Eine noch der Andere ein Wort hervorbrachte.

„Was will Er? Wie ist er in mein Comptoir gekommen?" — brach endlich Vogelsang das Schweigen.

Kracke verzog seine Lippen nur zu einem höhnischen Lächeln und schwieg.

„Ich frage, was Er hier will?" fragte Vogelsang mit merklicher Anstrengung, indem ein Ausdruck des Schmerzes über sein Gesicht zuckte, er seine Lippen zusammen kniff, mit der Hand erst nach dem Unterleibe und dann nach den Beinen fuhr.

„Stell' Dich doch nicht, als wenn Du mich nicht mehr kennst", erwiderte jetzt Kracke mit eiskalter Ruhe und pflegmatischer Bitterkeit. „Was ich will, alter Compagnon und Geschäftsfreund? Geld von Dir haben, — auch mal wieder ein Geschäft anfangen, und zwar in Amerika. — Es gefällt mir nicht mehr auf der Uhlenhorst", fuhr er nach einer Pause fort, in welcher er von Vogelsang eine Entgegnung erwartet hatte. „Ich war ein Narr, daß ich in jene armselige Anstalt aufgenommen zu werden verlangte, weil ich glaubte, weder Freunde und Gönner mehr zu haben, noch mich ernähren zu können. Warum soll ich dort Schwarzbrod mit warmem Wasser und Rumfordsche Suppe hinunterwürgen, da ich mich noch stark genug fühle, um wie Du Gänseleberpasteten zu essen und Champagner zu trinken. Ich will mir heute einen lustigen Tag machen, ich will wieder aufleben, die alten Bankerotte und Bacchanalien sind vergessen, ich erstehe wie verjüngt aus der Erde und — Du sollst mir Geld geben."

Vogelsang wurde im Gesicht blau angeschwollen, seine Augen schienen zu erlöschen vor innerer Aufregung, als sollte er ersticken oder vom Schlage getroffen werden.

Sein angeblicher alter Geschäftsfreund und Compagnon betrachtete diese Veränderung an ihm mit kaltem, höhnischen Lächeln.

Als er sich wieder erholt hatte, versuchte er, um Hülfe zu rufen, aber der Schmerz erstickte seine Stimme.

„Spare doch Deine Mühe", fuhr Kracke fort. „Du weißt ja, daß sie alle zur Börse sind, und diesen Augenblick habe ich benutzt, um Deine Frömmigkeit und Milde, mit der Du immer Wittwen und Waisen bedacht hast, in Anspruch zu nehmen. Was sollte ein Hülferuf Dir nützen? Bei dem ersten Laut würde ich Dich mit diesem Stein — dabei zeigte er einen mehr als Faust großen Stein, den er in ein Taschentuch gewickelt, aus der Tasche zog — in die Schläfe schlagen, daneben zum Ueberfluß dem Hahne der Wasserröhre noch den Kopf abschlagen, die ganze Stube, welche ich vorsichtig wieder verschlossen, liefe voll Wasser, und Du müßtest, vorher schon betäubt vom weichen Drehstuhl gesunken, versaufen wie eine Ratte. Es hieße dann hinterher, die Wasserröhre sei gesprungen und Niemand erführe das Geringste von meinem Hiersein."

Diese mit satanischer Ruhe und Gleichgültigkeit abgegebene Erklärung brachte den Kaufmann wieder zu sich selbst und er sagte deshalb mit erzwungener Gelassenheit:

„Wie bist Du in mein Comptoir gekommen?"

„Nun, als alter Compagnon mit dem alten Schlüssel. Warum sollte ich den weggeworfen haben? Ich konnte ja nicht wissen, wie er mir noch einmal dienen konnte."

Jetzt öffnete Vogelsang eine Schieblade seines Schreibtisches und sagte:

„Ich will Dir ein paar Thaler geben; dann störe mich nicht weiter. Ich bin nicht wohl!"

„Ein paar Thaler?" lachte Kracke mit verächtlichem Stolz. „Sechszehntausend Mark Banco will ich von Dir haben, und daß Du mir diese mit alter Milde, christlicher Liebe und Frömmigkeit gerne und bereitwillig giebst, dafür bürgen mir diese Papiere."

Dabei zog er aus seiner hintern Rocktasche ein Convolut Manuskript.

„Welche Papiere?" versetzte Vogelsang.

„Dieses Manuskript", erwiderte Kracke, welches die Chronique scandaleuse unseres Geschäftsbetriebes enthält, unsere gemeinschaftlichen Fahrten und Abenteuer, obwohl die Ehre ihrer Erfindung mehr Dir als mir zukommt, und welche die gesinnungslose Welt ebenso viele Gaunereien und Schwindeleien nennen würde, falls sie aus diesem Manuskript wirklich an das Tageslicht kommen sollten. Den Inhalt kennst Du also und darum meine ich, daß Du mit der Leistung von sechszehntausend Mark Banco keine Umstände machen wirst, falls Du es vorziehn solltest, lieber als frommer Ehrenmann zwischen Deinen vier Wänden als — im Zuchthause oder vielleicht gar unter dem Beile zu sterben."

„Nun, ich will Dir hundert Mark geben", sagte der Kaufmann, „und das Manuskript ist theuer genug bezahlt."

„Mir ist es, wie gesagt, sechszehntausend Mark Banco werth," versetzte Kracke mit beißendem Frohlocken, und wiegte das Manuskript in seiner Hand.

„Gut, dann packe Dich und ich werde Dich als elenden Pasquillanten zu fangen wissen sammt Deinem Manuskript. Laß es übrigens einmal sehen" —

„Da — überzeuge Dich von der Treue der Darstellung", sagte Kracke und gab es gleichgültig hin.

Der Kaufmann griff in seine Schieblade, holte daraus vier sogenannte Zehnthalers-Tuten hervor und sprach: „Da nimm! Das Manuskript ist jetzt entweder so mein oder ich — weiß es zu vernichten."

„Was würde das Dir helfen?" entgegnete Kracke mit immer gleicher Kälte und eiserner Ruhe. „Meinst Du, ich wäre so leichtsinnig, mein ganzes Vermögen auf eine Karte zu setzen? Das Manuskript existirt doppelt. Erreiche ich mit diesem einen meinen Zweck nicht, so ohnfehlbar mit dem andern. Ein verdorbener Advokat, der auch eine Herberge auf der Uhlenhorst gefunden hat — vielleicht kennst Du ihn ebenso gut als mich, von den früheren Curatelen und Pupillenangelegenheiten her — Dieser hat es mir in duplo ausgefertigt, und daß er es treu und pikant genug ausgeführt hat, dafür bürgt seine Feder und seine Klugheit."

„Nun", sagte endlich Vogelsang mit einem Seufzer und scheinbarer Ergebung in sein Schicksal, „nimm vorläufig diese vierzig Thaler, aber blos zum Kaufgeld auf den abgeschlossenen Handel. Sobald mein Buchhalter von der Börse kommt, soll er Dir die gewünschte Summe einhändigen in guten Obligationen und Staatspapieren. Das Manuskript behalte ich. Der Ankauf wird mir schwer, allein — Du hast mich ja in Deiner Gewalt, weil Du es doppelt besitzest. Darum aber versprich mir durch Unter-

schrift und Siegel, daß Du davon keinen Gebrauch machen willst."

„Das soll geschehen. Du kannst Dich auf meine Redlichkeit verlassen."

„Und Du auf die meinige. In drei Stunden hast Du die Summe. Wo bist Du zu treffen?"

„In der Davidstraße „auf dem Berge", im „Flaggen-Keller."

„In dieser Gegend — !?" —

„Ich verkehre dort einmal, wenn ich meinen freien Tag habe; der Genevre ist dort am besten und die rohen, robusten Mädchen machen mir Spaß."

„Gut. Geh' nun aber, die Börse wird gleich aus sein; meine Comptoristen oder der Buchhalter könnten uns überraschen. Du verschließest die Thür doch wieder?"

„Versteht sich, wie ich sie gefunden habe."

Damit ging er.

Man hörte den Schlüssel zwei Mal umdrehen. Vogelsang fuhr unwillkürlich zusammen, als er einen flüchtigen Blick in das Manuskript hinein warf und sank dann erstarrt und erschöpft in den weich gepolsterten Drehstuhl zurück. Nach zehn Minuten wurde die Thür des Comptoirs abermals aufgeschlossen und der Buchhalter trat ein.

Der Kaufmann rief ihn mit schwacher, tonloser Stimme und gab ihm den Auftrag, doch baldmöglichst den Makler Kapphusen zu ihm kommen zu lassen, weil er Wichtiges mil ihm zu sprechen habe. —

Dieser Makler Kapphusen war früher Fallitenbuchhalter gewesen und jetzt die vertrauteste Person, mit welcher Vogelsang seit einer Reihe von Jahren schon so Manches

durchgesetzt hatte und bei dem er sicher sein konnte, daß er gewisse geheime Aufträge, welche in ihrer Ausführung so verborgen bleiben sollten, wie die Bergung des Grabes, mit der größten Treue und Gewissenhaftigkeit ausführte. Kapphusen's solide Brauchbarkeit war zuerst erprobt worden, als es sich um den Verkauf eines Hauses handelte, in dessen Besitz Vogelsang zu kommen wünschte. Die Vorgänge dieses geheimnißvollen Geschäftes kamen damals nicht an das Tageslicht, doch werden wir später darüber noch einige Lichtblicke erhalten. —

Es ist indessen Zeit, daß wir sehen, wo unser Ehrenmann Kracke geblieben ist, der sich, wie oben gesagt, einmal wieder einen vergnügten Tag machen wollte. Wir finden ihn im „Flaggen-Keller" wieder.

Dies ist eine ziemlich tiefe und dunkle Spelunke mit einem sehr schmalen und beschränkten Eingang, „auf dem Berge", und wird in der Regel nur von spanischen und dänischen Matrosen besucht. Drei Mädchen, in dem jungfräulichen Alter von 35 bis 49 Jahren, bilden die weibliche Bedienung und Unterhaltung, und suchen durch stark gefärbte und geölte Haare, mit Ziegelmehl geröthete Wangen und durch einen grellen und bäurischen Putz dem Innern des Kellers eine besondere Blüthe und Lebendigkeit zu geben, wogegen die russigen Gesichter und theerfetten Hände der „Jungens" einen seltsamen Contrast bilden.

Gegend Abend erschallten im „Flagen-Keller" die grellsten Lieder und kreischendsten Stimmen. Es war eine originelle Rohheit und fremdartige Wildheit, die sich hier kund gab.

Warum Kracke, wenn er sich von der Uhlenhorst einen freien Tag machte, grade diesen zweideutigen Keller

„auf dem Berge" besuchte und unter den abschreckendsten Theerjacken verkehrte? Wir haben oben schon gesagt, daß es in dieser Höhle frivolster Matrosen-Wirthschaft, nach seiner Ansicht, den besten Genevre gab. Er glaubte deshalb nur hier starke Genüsse und leibliche Befriedigung zu finden, nachdem er, aufgenommen auf der Uhlenhorst, mit der ganzen Welt zerfallen war, und keine weitere Aussicht hatte, den Bacchanalien nach alter Weise zu fröhnen. —

Als Kapphusen mit stolpernden Schritten und forschenden Blicken eintrat, saß Kracke hinter einem der kleinen, einst braun angemalt gewesenen, aber jetzt sehr wackeligen Tische, denen man es an den vielen Rissen und Nägeln, auch in dem Zwielicht, auf den ersten Blick ansehen konnte, daß sie schon oft als Schild und Spieß gedient und manche blaue Stelle oder zerschlagenes Gehirn herbeigeführt hatten. Neben ihm saß die „schwarze Kunigunde", welche ihren gelben, starkknochigen Arm sehr zärtlich um seinen Nacken geschlungen hatte, und vor ihm stand ein volles Glas Genevre.

Der Makler musterte diese Gruppe mit schlauen Blicken und bemerkte nicht ohne geheimes Vergnügen, wie weit sein Opfer schon gediehen war, um nach Wunsch mit ihm verhandeln zu können. Er nahm einen hölzernen Stuhl, forderte sich ein Glas Gin, und setzte sich der vorerwähnten zärtlichen Gruppe gegenüber.

Kracke sah ihn mit starren, sonderbar glasurten Augen an und schien dunkel zu ahnden, warum es sich bei diesem hier fremdartigen und ungewohnten Besuche handele. Seine ohnehin schon sehr sonderbar gerötheten Wangen bekamen plötzlich einen unheimlich belebten Ausdruck. Er zwickerte,

und offenbar nicht ohne Mühe, mit den tiefliegenden, sonderbar unter Geschwulst und Aufgedunsenheit zusammengekniffenen Augen, und der Makler, den Sinn dieser Zeichensprache ohne Zweifel verstehend, that dasselbe.

Die „schwarze Kunigunde“ beobachtete diese Zeichensprache nicht ohne Mißgunst, und da sie bereits bemerkt, daß Kracke heute außerordentlich und ganz ungewöhnlich stark bei Kasse sei, so daß sie unwillkürlich auf die niedrigsten und ehrenrührigsten Vermuthungen gekommen war, zog sie nicht ohne Groll und einige höhnisch hingeworfene Worte ihren Arm zurück und entfernte sich.

Diese Gelegenheit hielt der Makler für sehr passend, um sich seinem Schlachtopfer näher zu bringen, und zur Einleitung zog er aus der Brusttasche, doch nur bis zur Hälfte, ein sorgfältig zusammengelegtes Papier hervor, auf welches Kracke einen wunderbar gierigen und stechenden Blick warf.

Es war abermals eine — scheinbare — Verständigung vor sich gegangen; ob und wie Täuschung, wird der Verfolg des Hergangs lehren.

Der Zweck des Maklers war indessen erreicht, ohne daß er ein Wort gesprochen hatte, und davor hatte er sich mit großer Schlauheit und Vorsicht gehütet, weil er aus Erfahrung wußte, wie lebensgefährlich es sei, den zärtlichen Mädchen von 35 bis 49 Jahren ihre Gäste und Liebhaber, den im Gurt mit scharfen, blanken Messern bewaffneten theerigen Jungen und Spaniolen ihre Freunde und Gönner abspenstig zu machen.

Nach der seligen Betäubung und Schwankung zu urtheilen, welche Kracke in seinem ganzen Wesen zur Schau

stellte, konnte man ermessen, daß er schon eine bedeutende Gläserzahl voll Genever zu sich genommen hatte.

„Wollen wir jetzt hin?“ — sagte Kapphusen mit merklicher Betonung und ruhiger Entschlossenheit, als handle es sich hier um die Ausführung eines geheimnißvoll wichtigen Unternehmens.

„Mir recht“, lallte Kracke, den Sinn und die tiefere Bedeutung dieser so gestellten Frage errathend.

Beide erhoben sich und verließen den „Flaggen-Keller.“

Wenn Kracke durch den vielen genossenen Genever seiner Besinnung auch nicht vollständig mehr mächtig war, indem er bereits der Nachhülfe bedurfte, um die Treppe des „Flaggen-Kellers“ hinauf zu kommen, so hatte er doch ein dunkles Gefühl davon, daß es sich hier um Mittheilung der bewußten Werthpapiere handele, welche, wie er glaubte, der Makler ihm zu seiner Freude und Beruhigung im Keller schon zur Hälfte andeutend gezeigt hatte.

Im Vorgefühle eines solchen Besitzes wurde sein ganzer Körper plötzlich wie von einem heftigen Fieberschauer geschüttelt; er stand auf der Straße still, schlug die beiden Arme auf der Brust über einander, zog den Kopf zwischen den Schultern hinab und lächelte auf eine zugleich spöttische und triumphirende Weise vor sich hin, als wolle er dadurch andeuten, welchen Sieg er heute errungen und wie er durch ein kühnes Experiment, zu seiner freudigen Selbstbefriedigung, auf einmal wieder ein Capitalist geworden sei.

Dann sagte er, plötzlich wieder eine andere und gebietende Haltung annehmend:

„Nach der Uhlenhorst?! — gehe ich heute — daß ich ein Narr wäre! Pah! Uhlenhorst — adieu!“ —

Dann sich mit der rechten Hand über das Gesicht streichend, als wolle er die Vergangenheit aus seinem Gedächtniß entfernen, sagte er:

„Haben Sie die Werthpapiere? Geben Sie her!"

„Pst! Nicht hier" — entgegnete Kapphusen. „Sie kehren ja doch nicht wieder nach der Uhlenhorst zurück — gehen wir also nach einem andern Lokal, wo ich Ihnen die Papiere zustellen werde, nachdem Sie mir einen Empfangschein unterschrieben haben."

Wir haben vergessen zu sagen, daß es bereits dunkel geworden war.

Der Makler faßte den taumelnden Kracke unter den Arm und schlug mit ihm den Weg nach einem der sogenannten Logierhäuser ein, welche den Auswanderern zum zeitweiligen Aufenthalte dienen, angeblich, weil er dort auch noch bei dieser Gelegenheit ein Geschäft abzumachen habe.

Als sie vor der Thüre des Logierhauses, und zwar in einer Art Vorhalle standen, wurden sie plötzlich durch die sich überstürzenden Fragen angehalten: „Was wollen Sie? Wen wollen Sie sprechen? Wie heißen Sie?"

Diese mit ängstlicher Hast hervorgestoßenen oder in die Vorhalle hinausgerufenen Worte kamen aus der schmalen Oeffnung eines schnell aufgerissenen Fensters, in welchem jetzt der obere Körper einer hageren Person erschien, die, so viel man bei dem spärlichen Zwielicht einer Lampe unterscheiden konnte, mit gierig spähenden und forschenden Blicken die Eintretenden musterte, als wären es ohne Zweifel Diebe oder Mörder, welche bei den Auswanderern ihren Fang machen wollten.

Der spionirende Cerberus, dieser Ruhe auf der Flucht bei den armen Auswanderern, wiederholte seine Fragen mit wo möglich noch gesteigerter Hast, offenbar, weil die Gefahr für Leben und Eigenthum bei ihm sich auf's Höchste zu steigern schien, als er nicht sogleich die beruhigendsten und befriedigendsten Anworten erhielt. Als dem Wächter der für das deutsche Vaterland Abgestorbenen und — Begrabenen lag es es ihm offenbar sehr am Herzen, daß nicht Unberufene oder Ungünstige sich hier zum Rupfen oder Prüfen einfänden.

Kapphusen machte hinter dem Rücken seines Begleiters einige geheimnißvolle Zeichen, welche von dem Wächter der Abgeschiedenheit wahrscheinlich klar verstanden wurden, während dieser dadurch sogleich erkannte, mit wem er es hier zu thun habe, so daß kein Uneingeweihter in diese Mysterien eindrang; denn der Spion des Eingangs schien plötzlich beruhigt und seiner Angst und Sorge überhoben zu werden. Der Makler faßte Kracke mit neuer Kraft und Traulichkeit unter den Arm und führte ihn in das nur spärlich erhellte Innere des Gebäudes, welches durch die offen stehenden Thüren in allen seinen Räumlichkeiten eine ungewöhnliche Oede und Verlassenheit darbot.

Die Eingetretenen gingen in ein großes, langes und breites Zimmer hinein, welches kein weiteres Meublement hatte, als einige rohe, schlecht gehobelte lange Tische und gleiche Bänke und in einer Ecke einen alten Schrank, welcher verschiedene Schnapsflaschen und Gläser enthielt.

Sie setzten sich an das eine Ende eines der Tische.

„Haben Sie die Papiere?" fragte Kracke, welcher etwas Besinnung gewonnen zu haben schien.

„Ach! was scheeren uns jetzt die alten Papiere!“ versetzte der Makler. „Wir wollen uns erst einen vergnügten Abend machen.“

Kracke sah ihn mit prüfenden und starren Blicken an. Dann sagte er, wie vor sich hin:

„Ich habe meine Sache gut angefangen. Schwindler und alte Sünder müssen bezahlen, wenn sie nicht auf dem Schaffot enden und neben dem Richtplatz begraben sein wollen. So müssen alle diese reichen Diebe und Gauner behandelt werden. Man muß es nur verstehen. Ich will ihm! — Zwanzigtausend Mark — damit läßt sich schon etwas anfangen — man muß die Sache nur verstehen,“ —

Plötzlich in seinen Gedanken umspringend, sagte er:

„Laß das Geld mal sehen? Ich habe lange nicht so viel gehabt. Ich will mich an dem Anblick weiden.“ —

Der Makler hatte während dieser Zeit, in welcher der glückliche und überselige Kracke seinen selbstzufriedenen Monolog hielt, von den Börtern des vorerwähnten Schrankes eine Flasche, mit der Etikette „Genever“, und zwei Gläser geholt, als sei er ein alter Bekannter und Geschäftsfreund des Hauses.

„Da, trink!“ sagte er, als er die beiden ungewöhnlich groß gewählten Gläser voll geschenkt hatte. — „Trink! Es geht gut. Das Spiel ist gewonnen“, fügte er mit einem schlau verschlagenen und listig lächelnden Seitenblick auf den dasitzenden Kracke hinzu.

„Es geht gut“, entgegnete Dieser und nahm das gefüllte Glas. „Wir haben ihn gefangen, er muß büßen.“

„Ja, wir haben ihn gefangen — er muß büßen“ — wiederholte der Makler und schlug auf in lautes Lachen.

welches von einem eigenthümlichen Grunzen und sägeartigen Geräusch, das aus den Lüften zu kommen schien, begleitet wurde.

„Gefangen — gehangen", sagte Kracke, „wo sind die Papiere?" —

„Ach — was, die Papiere, die sind Dir gewiß, Du bist jetzt ein gemachter Mann. Erst trink' noch einmal."

Damit schenkte er das Glas seines Genossen abermals voll.

Jener, offenbar immer mehr erfreut über das Gelingen seines Werkes und schwelgend in der Idee, in die alte Bahn zurück zu kehren, schlürfte den Genever mit hastigen, durstigen Zügen hinunter.

Es war unterdessen Mitternacht geworden. Man hörte nichts mehr als das schon erwähnte thierische und unheimliche Grunzen und Sägen.

Der spionirende Wächter der Thüre war aus seinem Versteck hervorgekrochen und verschiedene Male über die Diele, der Thüre des großen und öden Zimmers, in welchem die beiden traulichen Zecher sich befanden, vorüber und die Treppe hinauf gegangen.

Wer ihm unsichtbar gefolgt wäre, hätte bemerken können, daß er einen sogenannten Bund von Schlüsseln und Dietrichen aller Form und Größe bei sich führte.

Er schritt über einen oberen Corridor, welcher mit verschiedenen kleinen Kisten und Kasten, ledernen Beuteln und Ranzen, Schnappsäcken und blechernen Gefäßen bedeckt war.

Eine düster brennende Lampe warf ein unheimliches Licht auf diese Scene.

Der behutsam auftretende und schlau-prüfende Blicke

umherwerfende Wächter nahm bald einen Dieterich und bald einen Schlüssel, wahrscheinlich, um zu untersuchen, ob alle Kasten und Behälter auch gehörig verschlossen waren, denn diese Nacht noch, gegen Morgen sollte es zur Abfahrt gehen. Eine Anzahl von Auswanderern hatte es vorgezogen, zuvor noch einige und vorläufig die letzten Stunden auf dem Lande zu schlafen, gleichsam, als wenn sie sich nicht trennen konnten von dem alten treuen Boden des deutschen Vaterlandes, das sie geboren und so lange ernährt und getragen hatte, und von welchem sie jetzt scheiden sollten mit blutendem Schmerz, aus Furcht und Abscheu vor zertretender Knechtschaft.

Der schleichend auf dem Corridor umher wandernde und Alles durchforschende Wächter schien jetzt befriedigt zu sein. Er verbarg die Dieteriche und Schlüssel und schritt, verschiedene Gegenstände, die große Aehnlichkeit mit Papieren und Geldbeuteln hatten, in der Hand und auf dem Arme tragend, mit geheimnißvollem, selbstgefälligem Lächeln die dunkle Treppe wieder hinab.

Dann entstand plötzlich ein greller und schallender Lärm durch das ganze Gebäude, während der Morgen zu den Fenstern hereindämmerte. —

In dem unteren Zimmer saßen Kracke und der Makler; Ersterer war mit dem ganzen Oberkörper auf den Tisch gesunken, ruhte auf seinen weit auf dem Tisch ausgestreckten Armen, wahrscheinlich ganz eingenommen und betäubt von dem übermäßig genossenen Genever oder Cognac oder Gin, wenn eine Sorte vielleicht nicht gereicht hatte. In der rechten Hand hielt er ein zusammen gefaltetes Papier, welches aber wahrscheinlich ohne allen Werth war, weil der

Makler es sonst nicht so sorglos in seinen Händen gelassen haben würde.

Alles belebte sich im Hause. Man hörte es poltern, weinen, fluchen und seufzen durcheinander.

„Komm, komm", sagte der Makler, „wir müssen aufbrechen. Die Andern gehen auch schon."

Damit rüttelte er den daliegenden Kracke, welcher seiner ganzen Schlaffheit nnd Erstarrung nach eher einem Todten als einem Lebendigen glich. Das Bewußtsein war ihm gänzlich geschwunden. Das Papier entsank seiner am Körper herabhängenden Hand. Mit unheimlichem Lächeln schob der Makler es ihm in die Tasche und suchte ihn zu erheben.

„Was? — Purrr! — das Papier — das Geld" — sagte Kracke kaum vernehmbar und verständlich, als er, auf der Bank hin und her schwankend, sich aufrecht zu erhalten suchte, aber immer wieder auf den Tisch sank.

„Du hast es ja in der Tasche", sagte Kapphusen; „komm nur, die Andern sind schon fort. Es ist Zeit."

Der im Trunk Schlafsüchtige vermochte die Augen nicht offen zu halten. Er wurde mehr getragen als er ging. Beide verschwanden.

Alles wurde still, öde, verlassen. Bald war der seines Sieges und Triumphes frohe, bisherige Bewohner der Uhlenhorst und alte Geschäftsfreund Vogelsang's in sicherer Ruhe geborgen und träumte von unermeßlichen Schätzen funkelnder Goldhaufen. Und über den Haufen Goldes flogen krächzende Raben und Eulen, zeigte sich ein von Blut triefendes Hochgericht, auf welchem der kopflose, verstümmelte Körper Vogelsang's ruhte, während die Muskeln

des abgeschnittenen Halses in gräßlichen Formen zuckten und klafften. — — —

An demselben Morgen erschien auf der Uhlenhorst ein Diener der Polizei und erkundigte sich nach einem verdorbenen Winkeladvokaten.

Er war heute sein Ausgehetag. Man konnte seiner für den Augenblick nicht habhaft werden, wie sehr dem Diener der Polizei ein solches jedenfallsiges Treffen und Sprechen auch an das Herz gelegt zu sein schien. Es handelte sich ohne Zweifel um eine sehr wichtige und dringende Angelegenheit, deren Nichtbefriedigung die schrecklichsten und peinlichsten Folgen haben konnte. Es handelte sich um ein tiefes und furchtbares Geheimniß.

Am andern Morgen, nach diesem Tage, wurde die Leiche eines unbekannten Mannes nach dem Kurhause gebracht, wo sie zur anatomischen Section dienen sollte. Es war die Leiche des verdorbenen Advocaten, welcher, nach dem überreichlich genossenen Branntwein, allem Anschein nach am Schlage gestorben war, indem man jene in zusammengesunkener Stellung und wie mit blauer Farbe übergossen in dem Winkel einer Kellertreppe gefunden hatte.

In den Taschen des Rockes, welcher die Leiche umschloß, fand man noch eine bedeutende Menge Gold- und Silbergeld.

Auf welche Weise hatte der Bewohner der Uhlenhorst solchen Fang gemacht? wird der interessirte und neugierige Leser fragen. Lag hier ein gemeiner Diebstahl vor?

Wir wollen das Dunkel dieses Befundes einigermaßen aufzuhellen suchen.

Es läßt sich erwarten, daß Kracke am Tage vorher,

ehe er die Uhlenhorst verließ, seinem Busenfreunde die Umrisse seines auszuführenden Planes mitgetheilt hatte.

Der verdorbene Winkeladvokat hatte darauf mit aller Verschlagenheit einen ähnlichen, geheimen Entschluß gefaßt und — das Manuscript, welches unter Brüdern eine bedeutende Summe werth war, mit sich genommen, um es wo möglich gleichfalls zu verwerthen und an den rechten Mann zu bringen. Ob darin eine Niederträchtigkeit und Verrätherei an Vertrauen und Freundschaft lag, was kümmerte das einem Menschen von seinem Charakter! Hier galt es, erst Geld und dann sich einen frohen Tag zu machen.

Auf solche Weise fand das Doppel-Manuscript den Weg an die Oeffentlichkeit, obgleich Vogelsang seine Ehre und sein Leben vor demselben gesichert glaubte, nachdem er sich nicht blos des ersten bemächtigt zu haben, sondern auch das zweite noch zu rechter Zeit vernichten zu können vermeint hatte.

Es wird dem Leser jetzt so ziemlich klar werden, wie das bewußte, geheimnißvolle und schaurige Manuscript in unsere Hände gekommen ist.

Wir hoffen durch diese unumwundene Mittheilung das größte Vertrauen in die Wahrhaftigkeit unserer Erzählungen gesichert zu haben und zu beweisen, daß wir für das der crassen Wirklichkeit Entnommene den vollständigsten Glauben verdienen.

Mit Kracke werden wir uns vorläufig nicht weiter beschäftigen. Welches Papier er in der Tasche hat und ob er oder sein Gegner in diesem Augenblick triumphiren kann, mag der Leser einstweilen errathen, bis wir wieder mit ihm

zusammentreffen, und unter welchen Umständen und Verhältnissen, mit welchen neuen Plänen der verworfensten und niederträchsten Art müssen wir bis auf Weiteres im Dunkeln lassen. Die Zeit wird schon kommen, wo er sich wieder hervordrängt und unsere Neugierde fesselt. Kracke ist kein gewöhnlicher Geschäftsmann, er hat eine vielseitige Erfahrung hinter sich. Die Schule, welche er durchmachte, war gut.

Wir müssen unsern Blick bis auf das Ende des vorigen Jahrhunderts zurück werfen, weil dies zum Verständniß der in dem Manuscript veröffentlichten geheimen Vorgänge und Handlungen, der vorkommenden Personen und Charaktere unerläßlich nöthig ist.

Es handelt sich um ein gutes Stück Sitten- und Lebensgeschichte des früheren Hamburgs, welches reich war an Frivolitäten und sardanapalischen Genüssen, an Geld und Muth. Es war „die Zeit der Emigranten.“

---

2. Die Tonnen mit Gold.

Frankreich erlag unter dem Henkerbeil der Guillotine. Ganz Paris schien mit Blut übergossen zu sein. Die Federn der Robespierre und Marat knisterten vom sich röthenden Morgen bis nach der schauerlichen Mitternacht, um Kreuze vor Namen zu machen, welche auf dem Schaffot erlöschen sollten. Die Karren zogen ächzend und mitleidig seufzend durch die Straßen, diejenigen fortführend und den Händen des Henkers überliefernd, welche noch den schönen Traum von Freiheit und Gesetzlichkeit, von Religion und Tugend, von Sittlichkeit und Rechlichkeit sich bewahrt hatten

und die Opfer ihrer Treue wie ihres Glaubens wurden. Wer dem Blutgerüste entfliehen konnte, entfloh. Aber nur Wenigen gelang es. Gut und Vermögen zu retten, war mit gesteigerten Lebensgefahren, nicht blos für die einzelne Person, sondern für ganze Familien verbunden. Wer entfliehen konnte, entfloh, oft in die seltsamsten Masken verhüllt; die sonst in Gold und Seide prunkende Hofdame als schmutzige Lumpensammlerin mit Sack und Haken, die rosige Gräfin als verwachsene und aussätzige Bettlerin, der elegante Marquis als Kutscher verkleidet auf dem Bock seiner eigenen aber leeren Kutsche. Bei Nacht nnd Nebel, durch Wald und Oede suchte Jeder sich und das Seinige über die Grenze zu schaffen.

Auf Hamburg waren damals, von Paris aus, viele furchtsame Blicke gerichtet. Hier suchte man in den Tagen der Blutgier und des Schreckens ein friedliches Asyl zu finden. Im Allgemeinen ward diese Hoffnung nicht getäuscht. Und wohin das Leben gerettet wurde, dorthin barg man auch die Schätze und Kleinodien. Hamburg empfing die reichen Emigranten mit offenen Armen und lernte schwelgen und im frivolsten Uebermuthe genießen mit denen, welche dem Schöpfer dankten, wenigstens vorläufig noch das Ihrige in Ruhe und Wollust hinwerfen zu können, um auch hier Pariser Nächte in golbglänzende Tage verwandelt zu sehen, und unter reizenden deutschen Mädchen wie in Muhamed's Paradiese sich berauschen zu können.

Damals ging hier die Sonne eines neuen Lebens, eines ungekannten Freudentaumels auf. Der Sohn trank mit dem Vater, die Tochter mit der Mutter aus dem schäumenden Becher der üppigsten Sinnlichkeit, als sollte auch

hier bald die Guillotine ihre blutige Arbeit beginnen. Das Geld floß in Strömen durch alle Schichten der Gesellschaft; der gewöhnliche Arbeitsmann hatte damals mehr Geld und Credit als jetzt Hunderte von Kaufleuten. Kurz, es war Hamburg's goldenes Zeitalter, in welcher Ausschweifung Sitte und guter Ton war, — die Zeit der Emigranten, der Märchen und der Wunder.

Am Jungfernstieg, an dem jetzt sogenannten alten Jungfernstieg, stand damals ein Haus von äußerlich sehr stillem und einförmigen Ansehen. Es schien unbewohnt, weil man an den wenigen Fenstern der Vorderseite selten einen Bewohner oder die geringsten Zeichen der Lebendigkeit bemerkte. Die Mauer war von einfachen rothen Backsteinen aufgeführt. Die Thüre mit dem großen messingenen Klopfer war von massiver Schwerfälligkeit und mit verschossener gelber Farbe überstrichen. Die untern Fenster waren bis zur Hälfte mit grünen Vorhängen verschlossen. So still wie von außen war es auch im Innern des Hauses. Es zeigten sich auf der schmalen und finstern Diele wenig Spuren von Reichthum und Luxus, und schwerlich ließ sich errathen, was in dem tiefen Hintergrunde dieses Hauses verborgen war. Kurz, es war die Wohnung eines merkantilischen Parvenu's, eines Speculanten, der mit einem „weißen Stock", wie die Volkssprache sich ausdrückte, nach Hamburg gekommen war, einen sehr creditlosen, beschränkten Handel mit wollenen Strümpfen angefangen, dann aber nach kurzer Zeit, man zerbrach sich vergebens die Köpfe, auf welche Weise, dieses immer mehr um sich greifende Handels- und Commissionsgeschäft unternommen hatte.

Die oberen und hinteren Räume dietes Hauses bilde-

ten gegen die unteren und hinteren einen sehr auffallenden Contrast.

An der hinteren Seite war eine Art Flügel angebaut, von zwei Gemächern über einander. Beide waren zu Badestuben eingerichtet und auf das Eleganteste und Erfinderischeste mit Allem versehen, was das Bedürfniß nur erfordern konnte. Die Wanne der unteren Badestube bestand ganz aus reinem, klarem Glase mit der besonderen Bestimmung für Damen, so daß der Körper der darin ruhenden Badenden von allen Seiten zu sehen war. Auf allen Seiten des Gemaches befanden sich große Spiegel, doch keine Fenster, indem eine argantische Lampe mit vier Schnäbeln unter einer eigenthümlich geschliffenen Kuppel einen wunderbar lichten und magisch-blendenden Schein auf die Wanne und deren nächste Umgebung warf. Neben der Wanne befand sich auch ein kleiner Schrank aus Jaccarandaholz, und auf den Börtern desselben erblickte man verschiedene französische Bücher mit unzüchtigen Bildern und eben solchen Erzählungen, nebst allen Mitteln, Instrumenten und Utensilien, die dazu erfunden wurden, die weiblichen Reize in ihrer glänzendsten Schönheit darzustellen. Da waren persische Haarpomaden und chinesische Balsame, welche der Haut einen wunderbaren Duft und eine unbeschreiblich zarte Reinheit geben; ferner kosmetische Seifen, die von der königlichen Familie in Paris gebraucht worden waren und deren chemische Bereitung ein tiefes Geheimniß war, und vieles Andere der Art in allerliebsten Kästchen, die aus rosig glänzenden Schneckenhäusern und schillernden Perlmuttermuscheln mit silberner Einfassung gemacht waren. Genug, es fehlte nichts von Allem, was der Pariser Luxus

für eine elegante Badestube und besonders für Damen zum Bedürfniß gemacht hatte.

Was in dieser von einer aromatischen Wärme durchströmten Badestube aber noch ein besonderes Interesse gewährte, war ein in der Decke und zwar grade über der Wanne heimlich angebrachtes kleines Schaufenster, welches, indem die Decke rings herum mit himmelblauem Taft und silbernen Leisten im Renaissancestyl geschmückt war, von unten nicht gesehen werden konnte, während die männliche Person, welche gleichzeitig in dem oberen, auf ähnliche Weise, doch im Ganzen weniger glänzend und betäubend, eingerichteten Gemache badete, durch dasselbe Alles in dem unteren Gemache beobachten konnte.

Wir vergaßen zu erwähnen, daß diese ganze Einrichtung der Badegemächer erst seit einigen Wochen in der beschriebenen Weise hergestellt war, und zwar von einem aus Frankreich geflüchteten Grafen Vergin, der zunächst in diesem Hause seine Wohnung genommen, dann aber eine Reise durch Deutschland angetreten hatte.

Man wird leicht begreifen, daß auch die übrigen oberen Gemächer einen auffallenden Luxus und eine märchen- oder feenhafte Pracht zur Schau stellten.

In einem dieser prachtvoll meublirten und magisch von einer reich broncirten Glaskrone erleuchteten Zimmer befand sich, auf einem mit scharlachrothem seidenen Damast überzogenen Divan ruhend, eine junge Dame, deren matte, bleiche Züge und halb geschlossenen Augen sowohl die graziöse, geborne Französin als auch einen tiefen, inneren Schmerz offenbarten.

Sie war in ein faltenreiches Gewand von schwarzem

Seidenstoff gehüllt und hielt ihren in den edelsten griechischen Umrissen geformten Kopf in der rechten Hand gestützt, während ein offener Brief der linken Hand so eben entglitten schien, und die zierlichen Füße in den weißseidenen Strümpfen auf dem Divan hingestreckt waren, ohne daß das ganze Bein allzu ängstlich verhüllt war.

Tiefer Schmerz hatte die bleichen, mit den langen, kohlenschwarzen Wimpern besetzten Augenlider bis zur Hälfte geschlossen, während in den Augenwinkeln zwei große, glänzende Thränen ruhten, in denen ganz Frankreich mit allen Blutscenen und allen Schmerzen der gefolterten Menschheit sich zu spiegeln schien.

Sie mochte schon geraume Zeit so in hingegossener Betäubung geruht haben, als die Thüre leise geöffnet wurde und der Besitzer des Hauses, Namens Heineke, hereintrat, ebensfalls einen geöffneten Brief in der Hand haltend.

Da die geflüchtete, überaus reizende Pariserin ihn nicht zu hören und zu bemerken schien, sondern in ihrer Erstarrung beharrte, so machte Heineke nur einige Schritte, welche auf der mit nackten mythologischen Figuren reich gewirkten Fußdecke kaum von dem schärfsten Ohre zu hören waren, und blieb dann, die in ihrem tiefen Weh Daliegende mit stark fixirenden Augen betrachtend, in der Mitte des Zimmers stehen.

Ein tiefer Seufzer wand sich aus der Brust der Französin hervor, und diese erhob, wie mit schwärmerischer Andacht, ihre schönen großen Augen gen Himmel.

Jetzt bemerkte sie Heineke, dessen Züge krampfhaft zu zittern schienen.

„Monsieur!" rief sie mit ängstlich gellendem Tone.

„Sie haben auch einen Brief erhalten?" fragte er mit gezogenem Ausdruck, indem seine Blicke sich forschend auf den offenen Brief richteten, welcher der Hand der Französin jetzt entsunken war und auf dem Divan ruhete.

„Ja — Monsieur!" entgegnete sie im reinsten Französisch und mit einem wehmuthsvollen Seufzer. „O, mein armer, unglücklicher Gatte!" fügte sie nach einer Pause hinzu.

„Er wird in einigen Tagen vielleicht schon glücklich hier eintreffen: Alle Vorbereitungen sind bereits vollendet es fehlt nur noch der günstige Augenblick, um sicher die Gränze erreichen zu können", sagte Heineke.

„Vorbereitungen? — Glücklich? — Die Gränze? — fragte jene, sich selbst unterbrechend und als zweifle sie, richtig gehört zu haben. „O, Gott! von dem Allen steht ja nichs in meinem Briefe. Was sagen Sie — mein Mann hat die Vorbereitungen zu seiner eigenen Abreise getroffen — er wird in einigen Tagen, bald selbst hier sein? Haben Sie Wechsel erhalten?"

„Nun — das grade nicht, indessen" —

„O, mein Herr, wir Unglücklichen leiden sehr viel! In wenigen Tagen soll ich meinem Gatten also wieder an die Brust sinken — in einigen Tagen schon, es ist Alles vorbereitet" — wiederholte sie wie im Traume. „Ach! von dem Allen schreibt er mir ja nichts! Gar nichts, als Ausdrücke der zärtlichsten Liebe und seligsten Hoffnung, untermischt mit kaum angedeuteten Schilderungen der fortgesetzten Gräuel, welche unser theures Paris verwüsten und die zärtlichsten Familienbande zerreißen."

„So — nichts? Nichts weiter?" fragte der Eingetretene mit einem seltsamen Tone und als mache er, bei dem so eben Gehörten plötzlich, im Hintergrunde seiner Seele auftauchende, umfassende Pläne.

„Ach, mein Herr", sagte die junge Frau, erhob sich und nahm, ihre gefalteten Hände zum Himmel erhebend, eine betende und beschwörende Stellung an, — „ach, mein Herr, haben Sie Mitleid mit einer Familie, die, wenn auch noch keine lächelnde, rosig blühende Kinder auf ihrem Schooße spielten, doch in dem ruhigen und ungestörten Besitz ihrer treuen Liebe und eines Vermögens von fünfmalhunderttausend Franken so glücklich war, bis die blutgierige Hyäne der Revolution sie aufschreckte aus ihren Träumen der Seligkeit und Zufriedenheit."

„Fünfmalhunderttausend Franken?" wiederholte Heineke mit scharfer Betonung, indem ein selbstgefälliges Lächeln über seine blassen, krampfhaft sich zusammenziehenden Lippen fuhr.

„Welche qualvolle Sorge wird mein armer Gatte haben, um dieses Vermögen zu sichern und zu bewahren, dort, wo Spionerie und Verrath hinter allen Wänden lauern, wo Tod und Confiscation der Güter zum Vortheil der Henker Alle bedroht; wo es selbst unendlich schwer sein wird, sichere Wechsel zu erlangen, weil man auch dabei vor elender Denunciation nicht geborgen ist. Ach, nicht wahr, hier in Deutschland, in dem lieben, theuren Hamburg werden wir wieder ruhig und sicher leben können, hier wird keine verrätherische, raubsüchtige Hand uns erreichen? Hier werden wir gerne theilen mit Denen, die uns freundlich ein Asyl gewähren, die uns trostreich auf-

nehmen in unserm Leiden. Ach, mein Herr, wir sind sehr dankbar; gewiß, auch die ärmsten Classen der Hamburgischen Bevölkerung sollen gehoben und beglückt werden durch die Schätze und Capitalien, welche wir dem Alles verschlingenden Rachen der Revolution entreißen."

Heineke bat sie, sich zu beruhigen und steckte den Brief, nachdem er ihn mit besonderer Ruhe zusammengefaltet, in die Brusttasche seines Rockes. Dann sagte er:

„Wollen Sie nicht ein Bad nehmen? es wird Ihnen wohl thun. Oder soll ich einen Arzt rufen lassen? Sie scheinen in sehr leidendem Zustande zu sein."

„Ich bitte, mein Herr", entgegnete die Französin und erhob ihre schönen Augen, welche von einem tiefen Schmerz überschleiert waren, „lassen Sie mich nur einige Augenblicke mit meinen Betrachtungen und Erinnerungen allein; ich bedarf der Sammlung so sehr."

Der Kaufmann machte mit dem Kopfe einige zustimmende und gewährende Bewegungen und kehrte in sein Comptoir zurück, aus welchem er gekommen war.

Als er in das Comptoir, in welchem sich sonst Niemand mehr befand, zurückgekehrt war, las er den Brief von Neuem, als wolle er sich überzeugen, ob er auch recht gelesen und verstanden habe, und ging dann, in Nachdenken versunken und die Blicke immer starr auf den Brief geheftet, welchen er unausgesetzt in der Hand vor sich hin hielt, in dem Comptoir mehrere Male auf und nieder.

Dann setzte er sich auf seinen gewöhnlichen Platz, legte den Brief auf das Pult und sagte im Selbstgespräch mit kaum hörbarem Tone vor sich hin:

„Die Tonnen mit altem, abgelagertem Wein, welche

morgen von Havre de Grace ankommen, können also möglichenfalls die Summe von fünfmalhunderttausend Franken in Gold enthalten. Hm! hm! Eine recht sinnreiche Erfindung, sein Vermögen heimlich und wohlbehalten über die Grenze zu schaffen. Und sie weiß nichts von dieser Sendung. Nur mir ist es anvertraut! Wenn die Tonnen nur gut gemarkt sind! Fünfmalhunderttausend Franken in Gold sind doch keine Kleinigkeit, die man sonst nicht so leichtsinig in Wein schüttet, denn — ist der Wein auch noch so alt und werthvoll für den Liebhaber, die Menge Goldes ist mir doch lieber. Mit dieser Summe läßt sich schon etwas anfangen. Wenn sie mein wäre — ich wollte sie schon zu Millionen erweitern und vermehren."

Heineke rückte plötzlich unruhig auf seinem Drehstuhle hin und her. Seine Augen funkelten von einem unheimlichen Feuer. Dann sprang er rasch auf und ging mit hastigen Schritten wieder in dem Comptoir auf und ab. Es war nicht zu verkennen, daß im Hintergrunde seiner Seele ein kühner Gedanke gereift und er nunmehr schon den festen Entschluß gefaßt hatte, ihn auszuführen.

Er hielt seine Schritte wieder an. „Die Marken lassen sich auf anderen Tonnen eben so gut herstellen", sagte er bei sich. „Die rechten Tonnen sind nicht angekommen" — es muß irgend eine Verwechselung stattgefunden haben. — Aber ich kann das nicht alleine. Wer hilft mir! Wem kann ich meinen Plan mittheilen? Wer darf mir bei der Ausführung desselben behülflich sein, ohne daß ich befürchten darf, von ihm verrathen zu werden?"

Abermals ging er nachsinnend und mit unruhigen

Schritten in dem einsamen Comptoir auf und ab. Dann sagte er wieder lispelnd bei sich selbst:

„Vogelsang wäre der Einzige — er ist noch jung, aber brauchbar. Seinen Charakter und seine Dienstwilligkeit kenne ich, er hat überdies einen zu frommen Sinn, als daß er darauf ausgehen sollte, mich schlecht zu machen. Ihm kann ich mich anvertrauen. Er soll mir behülflich sein und kein Anderer. Die Andern würden Bedenken haben. Ich belohne ihn — und die Sache ist abgemacht. Wo möglich gehen wir morgen Abend, nach Mitternacht, an's Werk. Im Raume stört uns Niemand. Es muß aber bald geschehen, sonst könnte der Franzose und Emigrant uns überraschen, der sein Capital doch nicht zu benutzen und zu verwerthen weiß. Wer im Geschäft etwas werden will, muß speculiren und klug sein."

Damit legte er den Brief mit großer Selbstbefriedigung zusammen und verließ das Comptoir.

Es ist hier der schicklichste Ort, um dasjenige nachzuholen, was dem Leser in Hinsicht der Persönlichkeiten etwa noch dunkel und unverständlich geblieben sein sollte.

Daß Heineke der Prinzipal von Vogelsang war, den wir im ersten Capitel als bejahrten Mann von vielseitiger und bedeutungsvoller Erfahrung bereits kennen gelernt haben, wird aus dem eben Gesagten schon erhellen. Während also Vogelsang damals in dem besagten Hause und Geschäfte Commis war, befand sich Kracke ebendort als Laufbursche für's Comptoir, und daß er einen bedeutenden praktischen Verstand und große Anlage zum Geschäft hatte, ergiebt sich schon daraus, daß Niemand verschlagener war, sich Nebenschillinge zu machen und die Comptoirpulte

gelegentlich zu untersuchen, als eben er. Diese Eigenschaft, welche freilich in ihrer ganzen Bedeutung noch nicht erkannt war, welche aber auf einen großen praktischen Verstand hinwies, war es eben, welche auch ihn für ein Geschäft, wie das Heineke'sche so durchaus brauchbar machte. Es bewährte sich also auch hier die alte Wahrheit: „Wie der Herr, so der Diener.“ Daneben sah Kracke als gleichzeitiger Bedienter damals in der Aufnahme der Emigranten ein weites Terrain vor sich, und auch seine Phantasie fing bereits an, sich zu den kühnen Hoffnungen zu beleben, dereinst in der Geschäftswelt etwas Großes zu werden, während er zu gleicher Zeit schon dunkel ahnte, daß man auf dem gewöhnlichen Wege unmöglich etwas werden könne, und nach seiner und Vogelsang's Ansicht war es daher eine ausgemachte Wahrheit, daß manche Matadore der Börse den gewöhnlichen Weg von Anfang an verlassen hätten, weil sie sich sonst unmöglich so durch gelungene Speculationen empor gearbeitet haben würden.

Die Französin, welche jetzt in dem Hause Heineke's ihre Wohnung genommen hatte, war die Gattin eines demnächst zu erwartenden Emigranten, Namens v. Basson, die durch genaue Bekanntschaft mit dem jetzt in Deutschland verreisten Grafen Vergin als eine Geflüchtete in diesem Hause Hamburgs ein Asyl gefunden hatte, und zwar von dem Grafen Vergin nach dem Pariser Fuß und Bedürfniß so eingerichtet, wie wir es theilweise schon beschrieben haben.

Daß Heineke durch seine geschäftlichen Correspondenzen und Verbindungen in Paris sich solche reiche und wohlhabende Gäste nicht entgehen ließ, wird derjenige leicht

begreifen können, der den Charakter eines solchen Aventuriers und Parvenüs zu würdigen weiß. Der praktische Geschäftsmann war froh, die Emigranten in seinen Bereich zu ziehen, da sich voraussehen ließ, daß von ihnen, deren Vermögen bedeutend, Vieles zu gewinnen war, und um so mehr, je näher man sie hatte. Sollte doch am Ende die ganze Stadt von dem ausgewanderten französischen Reichthum profitiren, und ließ es sich voraussehen, daß es später nicht Jedem an der Stirn geschrieben stehen würde, durch welche Mittel und Wege er reich geworden.

Es war am folgenden Abend, als Heineke sich mit seinem Commis Vogelsang noch allein in dem Comptoir befand. Alles war still, und Niemand schien mehr ein ruhiges Zwiegespräch stören zu können.

Heineke hielt diesen Augenblick für den passendsten, um den Commis in das Geheimniß seines Planes einzuweihen, doch war er entschlossen, dieses nicht mehr zu thun, als nöthig war, und seinen Vertrauten über die wahre Absicht noch so viel als irgend möglich im Unklaren lassen, um den Anschein eines offenbaren Raubes zu vermeiden.

Er verschloß deshalb die Thüre des Comptoirs, trat, seinem Commis gegenüber, an sein Pult zurück und begann, nachdem er verschiedene Male gehustet hatte, um sich gleichsam zu einer richtigen Erklärung vorzubereiten:

„Ich habe ein Geschäft vor, bei dessen Ausführung ich nicht Jeden gebrauchen kann, und ich habe zu Ihnen das Vertrauen, daß sie mir die gewissenhafte Hülfe leisten werden.“

Der Kaufmann richtete einen durchdringenden Blick auf seinen Commis, um zu erforschen, welchen Eindruck

diese Anrede und Eröffnung auf seinen treuen und brauchbaren Gehülfen gemacht hatte.

„Sie wissen", entgegnete Vogelsang, nicht ohne gespannte Neugierde in seinen Zügen auszudrücken, „daß ich Ihnen immer diene, wo und wie ich nur kann. Ich brauche Ihnen daher wohl nicht erst die Versicherung zu geben, daß Sie auf mich rechnen und meiner Verschwiegenheit und größten Discretion gewiß sein können."

„Das ist es, was ich von Ihnen erwarte, zumal es sich bei diesem Vertrauen nicht sowohl um meine, als um eine fremde Angelegenheit handelt", fuhr Heineke fort. „Ich habe heute aus Paris von Herrn von Basson einen Brief erhalten, worin er mir mittheilt, daß er von Havre de Grace mit dem Schiffe „Fortuna", Capitain Hemskerk, vier Tonnen mit altem Wein abgeschickt hat. Die „Fortuna" ist gestern Abend bereits in Curhaven angekommen und wird bei diesem Südwest schon morgen in unsern Hafen einlaufen. Die Tonnen enthalten aber nicht sowohl Wein, alten, abgelagerten Wein, als vielmehr Gold."

„Gold?" sagte Vogelsang mit lächelndem Erstaunen.

„Wie ich Ihnen sage, Gold, lauteres Gold, baare fünfmalhunderttausend Franken."

„Wozu aber in Tonnen mit Wein?"

„Weil es Herrn von Basson sonst unmöglich war, dieses Capital aus dem Lande zu schaffen. Er selbst wird folgen, sobald er seine übrigen Verhältnisse geordnet hat. Doch ob ihm dies überhaupt noch gelingen wird, ob Verrath und Schaffot ihn nicht dennoch ereilen wird, steht dahin."

„Weiß seine Gattin denn nicht um diese Sendung?"

„Nein. Sie erhielt heute ebenfalls einen Brief, der

im Drange der Umstände und Gefühle jedoch, wie ich von ihr selbst in Erfahrung gebracht, nur angefüllt ist mit Betheuerungen der schwärmerischesten Liebe und der hoffenden Sehnsucht eines baldigen Wiedersehens. Doch auch diese Hoffnung scheint sie mit bangen Zweifeln zu erfüllen."

„Dann haben diese Tonnen mit so vielem Golde in dem leicht zu eröffnenden und für betreffende Diebe leicht zugänglichen Raume aber eine sehr gefährliche Lage."

„Das ist es eben, worüber ich mit Ihnen sprechen will. — Wir müssen das Gold in Sicherheit bringen."

„Das können wir ja leicht, indem wir die Tonnen, sobald sie in dem Raum gelagert sind, morgen um Mitternacht wenigstens von dem vielen Golde befreien."

„Wozu erst um Mitternacht? Können wir die Tonnen nicht sogleich —"

„Verstehen Sie mich recht — ich meine — es könnte leicht Aufsehen machen — wenn" — — Heineke stockte wiederholt, als wisse er nicht die gehörigen Worte zu finden, um dasjenige auszudrücken, was er vorhatte. — „Wir müssen die Tonnen so liegen lassen, weil Frau von Basson leicht auf den Gedanken kommen könnte, sie sehen zu wollen, und dann nicht dem geringsten Verdacht oder Argwohn Raum gegeben werden muß."

„Ich meinte, Frau von Basson wisse nichts von dieser Sendung?"

„Das weiß sie allerdings nicht, und ich habe Anstand genommen, ihr davon Mittheilung zu machen. Wir müssen das Gold also nach Ankunft des Weines in Sicherheit bringen, ohne daß an der Behandlung der in den Raum gebrachten Tonnen das Geringste verändert wird. Deshalb

habe ich die nächste Nacht gewählt, damit das Gold wohl verwahrt ist, Herr von Basson komme an oder — nicht. Dann suchen wir den Tonnen beizukommen, nehmen das Gold heraus und lassen sie, wiederum mit dem Wein gefüllt, ruhig in ihrer Lage, bis — Herr von Basson selbst kommt, oder seine Gattin sie in Empfang nehmen will.

Der Commis errieth dunkel die wahre Absicht seines industrieusen Principals, war aber klug und verschlagen genug, weitere Fragen oder Bedenken laut werden zu lassen. Er versprach also seine verschwiegene Hülfe und die größte Heimlichkeit des Vorhabens für die folgende Nacht, und Beide verließen mit großer Befridigung das Comptoir.

Am Nachmittage des folgenden Tages wurden die geheimnißvollen Tonnen wirklich vom Bord in den Raum gebracht, und Vogelsang, der sie hier in Empfang nahm, ließ sie mit Hülfe von Arbeitsleuten und Winden so legen, daß sie auf bedeutenden Unterlagen ruheten. Ob er dieses mit einer vorausberechnenden tieferen Absicht that, wird der Leser später ermessen können.

Zu derselben Zeit erhielt Heineke aber die Einladung zu einem Bacchanal an dem Abend eben dieses Tages, zu einem Bacchanal, wie sie damals durch die in Wollust und Uebermuth schwelgenden, dem Tode entronnenen Emigranten fast täglich vorkamen, und wo der Champagner in Strömen floß, die Sinnlichkeit ihre ausschweifendsten Triumphe feierte. Er konnte diese Einladung nicht ausschlagen und hatte daher an dem besagten Abend keine Gelegenheit, seinen Vorsatz auszuführen.

Unterdessen war aber auch in dem Kopfe Vogelsang's

eine große Idee gereift, und besonders dann, als er hörte, daß Heineke Abhaltung bekommen habe.

Es stand im Nu vor seiner Seele, daß Kühnheit und Entschlossenheit ihn jetzt zum Manne machen müsse. Hier galt es, der Kühnheit eines Andern zuvorzukommen, nach denselben Grundsätzen zu handeln, nach welchen der Principal handelte. Denn welcher Zweck hier vorlag, darüber war er längst mit sich im Reinen.

Der Abend kam. Es wurde Mitternacht.

In den Raum, in welchem Tonnen, Kisten, Säcke und Ballen aufgespeichert lagen, trat Vogelsang, der den Schlüssel zu jenem aus dem Comptor heimlich zu sich gesteckt hatte, die Thür öffnete und mit großer Behutsamkeit wieder verschloß. In seiner Rechten hielt er eine Blendlaterne, in der Linken einen Heber. Er ging leisen Schrittes auf die am Tage dort eingelagerten Weintonnen zu, prüfte diese von allen Seiten und holte dann aus seiner Tasche verschiedene Werkzeuge hervor. In kurzer Zeit hatte er neben die nächste Weintonne eine leere gelegt, das sogenannte Spund geöffnet und mit einem kräftigen Zuge den Heber in Thätigkeit gesetzt.

Die erste Weintonne war jetzt geleert; er schüttelte dieselbe, und wie durchschauerte es ihn mit Staunen und Verwunderung, als er sie rüttelte und wirklich ein heller Metallklang ihm aus der dumpfen Höhlung entgegenschallte.

Er schüttete den Inhalt in eine alte Kiste und als er mit der Blendlaterne darüber leuchtete, funkelte ihm eine gehäufte Masse der schönsten und blanksten Louisd'ore entgegen.

Anfangs glaubte er zu träumen. Er beleuchtete mit der Blendlaterne die ganze unheimliche Umgebung des ge-

füllten Raumes, erfaßte seinen Kopf und griff mit der Hand in den Haufen Goldes hinein, um sich zu überzeugen, daß er wache und daß das, was er sah, Wirklichkeit sei.

Hitze und Kälte wechselten in seinem Körper. Seine Glieder zitterten, sein Herz schlug hörbar.

Als er die erste Weintonne von dem Golde befreit, ging er an die zweite. Dasselbe Verfahren, dasselbe Gefühl des Zitterns und der Beklommenheit. Er glaubte vom Schlage getroffen zu werden bei dem Gedanken, daß diese ungeheure Masse Goldes so plötzlich in seinem Besitze sei.

Von dem Thurm der St. Michaeliskirche schlug es ein Uhr, die Geisterstunde war vorüber, als er die Tonnen alles Goldes beraubt und durch den Heber den Wein in jene zurückgeleitet, die Oeffnungen mit großer Vorsicht wieder verschlossen, das Blech mit den kleinen Nägeln darauf wieder befestigt hatte.

Dann ging er daran, mit einer bereit gehaltenen Hacke in einer Ecke jenes Raumes, uuter verfaulten Matten und zerbrochenen Brettern eine Grube in der Erde zu machen, indem er die Blendlaterne vorsichtig auf eine große Waarenkiste gestellt hatte. Als die Grube ihm groß genug schien, nahm er eine Schaufel und schüttete die glänzenden Louisd'ore in dieselbe hinein; verschüttete und verdeckte dieselbe, löschte die Blenlaterne aus und legte sich auf einen großen Sack mit Baumwolle, um den Morgen abzuwarten. Aber der Schlaf floh seine Augen. Fiebergluth durchströmte ihn. Wilde Phantasien erschütterten seinen aufgeregten Geist. In dem Augenblick, wo er einschlafen wollte, fuhr er erschrocken empor, indem ihm war, bald, als wenn er von ungeheuren Bergen Goldes erdrückt, bald, als wenn er

schauderhaft auf dem Richtplatz gerädert und von einem Schwarm schwarzer Krähen zerrissen und zerhackt würde.

Das erste Geräusch auf den Straßen schreckte ihn auf aus diesen Träumen. Er raffte sich auf, verschloß, nachdem Alles wieder geordnet und beseitigt war, den Raum, und verließ vorsichtig das Haus. — —

3. Die Erklärung einer Tochter.

Die Geisterstunde, während welcher Vogelsang, wie wir gesehen haben, gleich einem Kobolde in dem Haufen Goldes gewühlt hatte, war lange vorüber, als Heineke vom Gelage in seine Wohnung zurückkehrte, und er, auf dem Corridor an dem Schlafzimmer seiner Tochter vorübergehend, in demselben noch den blassen Schimmer eines Lichtes erblickte. Er öffnete die nur leicht angelehnte Thüre und sah, daß seine Tochter, unausgekleidet mit überliegenden Armen und in halb sitzender Stellung auf der Lehne des mit Zitz überzogenen Sophas ruhete.

Obgleich er sich noch im halben Rausche befand und seiner Sinne kaum mächtig war, so erregte diese Situation doch seine Aufmerksamkeit; er trat näher und betrachtete die Daliegende einige Minuten mit starren Augen, ohne daß diese aus ihrer Betäubung zu erwachen schien.

Aber sie schlief nicht. Sie hörte und merkte es recht gut, daß ihr Vater eingetreten war und jetzt vor ihr stand. Theils die gänzliche Erschöpfung von der schlaflos hingebrachten Nacht, theils das zermalmende Gefühl eines gequälten Gewissens und einer die Brust zusammenpressenden Scham hielt sie jedoch davon ab, sich zu erheben.

Da wir von den häuslichen Verhältnissen Heineke's noch nicht Alles gesagt haben, so sind wir dem Leser hier die Aufklärung schuldig, daß er mit einer bedeutend älteren Frau verheirathet gewesen war, die ihm nicht allein ein kleines Vermögen von einigen Tausend Mark, zur ersten Begründung seines Geschäftes, sondern auch diese Stieftochter zugebracht hatte. Ueber den plötzlichen Tod seiner Frau waren verschiedene Gerüchte in Umlauf gewesen, doch nun wieder vergessen. So lange sie lebte, hatte er sie mit Widerwillen und Härte behandelt. Desto mehr Zärtlichkeit aber und aufmerksame Blicke stets gegen seine Tochter gezeigt, und besonders dann, als diese von der Kindheit in das Alter der Jungfrau überging. Man schob diese Zärtlichkeit und jene Gehässigkeit auf eine an sich unglücklichen Ehe, und legte dem Manne dagegen den liebevollsten Charakter bei, da jener es überhaupt auch nicht versäumte, sich gegen die Welt, wo und so viel es nur anging, in dem Lichte der christlichen Liebe nnd Frömmigkeit zu zeigen.

Ob die Welt in Beurtheilung dieses Charakters und dieses Ausdruckes der Liebe recht hatte, werden wir sogleich und später noch mehr in Erfahrung bringen.

Als Heineke seine Tochter, die er eingeschlafen wähnte, und zwar, nach seinem Dafürhalten, aus Kummer und Sehnsucht darüber, daß er nicht früher nach Hause gekommen war, eine Weile betrachtet hatte, mit in die Seiten gestemmten Armen und nicht ohne eine von noch anhaltendem Rausche zeugende Schwankung zu machen, warf er sich in die andere Ecke des Sophas und suchte die scheinbar Schlummernde zu sich heranzuziehen.

„Was fehlt Dir? — Noch nicht zu Bette gewesen?

— Bist Du eifersüchtig?" fragte Heineke in Zwischenräumen von einigen Secunden, zerrte und zupfte seine Tochter am Kleide und strich ihr das wie zerraufte Haar von den Wangen.

„Komm doch, ich bin guter Laune; ich bin es. Der verdammte Champagner hat mich heiß gemacht. Es ist jetzt ein fideles Leben mit den Emigranten. Das Volk hat ungeheuer viel Geld. Sie danken ihrem Schöpfer, daß sie ihren Kopf nicht in Paris auf der Guillotine gelassen haben, und leben deshalb jetzt alle Tage in Seligkeit und Freuden. Du, Schatz, sollst auch noch Dein Theil davon haben", fügte er hinzu und wurde rücksichtsloser und zudringlicher, als glaube er in einem Hause der Freude zu sein.

„O Gott! Gott!" rief jetzt Louise mit einer Stimme, als wollte es ihr das Herz abdrücken, und mit einem von hervorstürzenden Thränen unterbrochenen Schluchzen und Seufzen.

„Wie kannst Du so jaloux sein?" fuhr Heineke fort. „Kannst Du mir das Vergnügen nicht gönnen? — Ich sage Dir ja, Du sollst morgen oder übermorgen Abend auch Deine Freude haben, Champagner trinken so viel Du willst, und ich mit Dir, oder noch besser, Du sollst Dich in Champagner baden, denn ich sage Dir im Vertrauen, ich mache morgen eine prächtige Speculation. Die Emigranten haben Geld, rasend viel Geld, und Du sollst mir nach diesem gehen als eine Bürgermeisterstochter oder — noch stolzer als diese. Es giebt ein Geschäft, eine Speculation, sage ich, köstlich, köstlich! Wäre mir jetzt der Kopf nicht zu schwer, ich ginge gleich daran." Damit

lachte er unheimlich und wie siegestrunken auf, und umschlang den Leib seiner Tochter in wilder Lust.

„O Himmel, diese Schande! Wäre ich doch nie geboren! Läge ich doch auf dem Grunde der Alster! Wäre ich doch mit meiner Mutter gestorben! — o Gott, o Gott!“ rief Louise mit unendlicher Verzweiflung und in neu hervorbrechendem Schluchzen, indem sie jetzt empor fuhr, die Hände ringend und flehend zum Himmel streckte und so unter den wie zerrauften, wild aufgelösten Haaren ein Gesicht zeigte, welches von dem Durchwachen der Nacht, den zahllosen Thränen und einem tiefen Gram furchtbar blaß und entstellt war.

„Du treibst Deine Jalousie zu weit“, sagte Heineke mit gleichgültigem Lächeln. „Wer wollte sich wohl so haben. Ich kaufe Dir übermorgen ein halbes Dutzend seidene Kleider, ein massives Halsgeschmeide, Ringe, was Du willst, wir trinken einige Flaschen Champagner, versteht sich ganz unter uns, und Alles ist wieder gut.“

„O Gott! rief auch nach diesen Worten Louise, von Neuem in Schluchzen und Thränen ausbrechend. „Darum mußte meine Mutter unter die Erde, und ich —“

„Nun — und Du?“ lachte Heineke mit wildem Hohn, „und Du mußt auch einmal unter die Erde, wir Alle müssen es, und dann ist es vorbei mit Spiel und Tanz. Darum sollen die Emigranten leben, ihr Champagner und ihr Gold!“

„Entehrt! geschändet — von —“ ein gewaltiger Herzkrampf schien ihre Stimme zu ersticken.

„So! das ist es, was Dich so aufregt“ — sagte Heineke jetzt mit gezogenem Tone, als sei er durch eine

über seinen Kopf gegossene Kanne Wasser plötzlich abgekühlt und ernüchtert. — — — „Also das ist es, was Dir eine schlaflose Nacht macht? Nun, das hätte Graf Vergin auch lassen können. Dadurch wird es mir aber auch klar, warum es ihm auf einmal einfiel, eine Reise durch Deutschland anzutreten. Ja, das verdammte Badecabinet mit der luxurieusen Einrichtung und dem verrätherischen Glase hat ihm die Phantasie erhitzt. Das hätte ich vorher wissen können." — Damit erhob er sich in ruhiger Verbissenheit und schien einige Schritte im Zimmer auf und abgehen zu wollen.

„Nein — nein" — rief jetzt Louise mit ungebändigter Wuth und im Kreischen erstickender Stimme — „Du — Du — Du bist der niederträchtige Verführer, der verruchte, schändliche, elende Räuber meiner Unschuld, der Mörder meiner Mutter und meiner Tugend. Darum hast Du mich immer an Dich gezogen, mich so oft gestreichelt nnd geküßt, um meine Sinnlichkeit zu reizen, meine Scham zu betäuben, mich Deinen gott- und ehrvergessenen Plänen geneigt zu machen; mich zur Selbstmörderin — zur Kindesmörderin zu machen. Aber ich will nicht alleine sterben — Du sollst auch sterben — ich vergifte Dich. Bei jeder Speise, bei jedem Getränk, das Du von heute an zu Dir nimmst, sei darauf gefaßt, daß Du Gift genießest. Ich will an Dir rächen, was Du an meiner im Grabe ruhenden Mutter und an mir verbrochen hast. O Gott, meine Unschuld, meine Jugend! geschändet von meinem Vater!"

Als sie diese Worte in wilder, wüthender Verzweiflung und mit drohenden Geberden in unsäglichem Jammer und Wehklagen gesprochen, nein, mit krampfhaften Zuckungen

der Brust und des Herzens hinausgeschleudert hatte, sank sie völlig erschöpft in das Sopha zurück und schloß die Augen wie eine Sterbende, als schäme sie sich vor ihrer Umgebung und dem Gefühle des Daseins, oder als habe ein durch die übermäßige Aufregung und Ueberspannung des Gefühls und aller Seelenkräfte herbeigeführter Schlagfluß sie zu Boden gestreckt. Ihre vorhin so bleichen Lippen zeigten auch plötzlich eine bläuliche Farbe und die Adern an den Schläfen traten angeschwollen hervor.

Obgleich Heineke vorhin noch so kalt und ruhig gewesen war, so verfehlte diese Scene doch nicht, auf ihn einen erschütternden Eindruck zu machen. Er blieb erstarrt und wie versteinert stehen, und als Louise wie aufgelöst in das Sopha zurücksank und ihre Augen sich schlossen, durchfuhr es ihn mit dem Schauder des Todes und er hatte keine Empfindung, kein Bewußtsein mehr von dem glühenden Rausche, mit welchem er in das Zimmer getreten war.

Als er so einige Minuten in bestürztem Erstarren und selbst wie vom Schlage gerührt dagestanden hatte, kehrte ein Gefühl von Menschlichkeit in seine Brust zurück und er eilte nach dem Waschtisch, um kaltes Wasser zu holen und Louisen's Stirne damit zu waschen, und sie so zum Bewußtsein zurück zu bringen.

Nach einiger Zeit erwachte sie aus ihrer Ohnmacht und schien sich, die matten Augen verstört und gleich einer Irrsinnigen starr um sich werfend, erheben zu wollen; dann aber sank sie erschöpft wieder zurück und legte den Kopf von Neuem, ohne ein Wort zu sagen, über ihre auf der Lehne des Sophas ruhenden Arme.

Als Heineke die Kraft seiner Tochter nach solcher

geistigen Erschöpfung und Ermattung gebrochen glaubte, und sie so, von ihrem Bewußtsein und ihren Gefühlen zermalmt, vor sich daliegen sah, begann er mit wohlberechneter Fassung und einem scheinbar ruhigen und selbstbewußten Tone:

„Du willst mich öffentlich an den Pranger stellen? Du willst mich vergiften? — Bilde Dir doch so etwas nicht ein. Es ist lächerlich, mit solchem Selbstvertrauen sich zu schmeicheln. Hast Du Beweise und Zeugen? Wer wird Deinen Behauptungen glauben? Um mich zu beschuldigen und eines Verbrechens anzuklagen, wie Du in Deiner blinden Aufregung gethan hast, dazu bedarf es mehr, als der unüberlegten Beschuldigungen. Ist es nicht höchst unnatürlich, daß ein Vater sich solches Verbrechens schuldig macht? Wer wird Deinen Worten Glauben schenken, da ich es bisher der Welt nur gezeigt habe, daß mir christliche Liebe und Reinheit der Gesinnung am Herzen liegt. Wolltest Du wirklich Deinen Willen durchsetzen und Deine Behauptungen wahr machen, so käme es zu einer Verhandlung vor der Prätur, und wie wolltest Du da bestehen? Du würdest Dich blamiren, und man würde mir mehr glauben, als Dir. Das Ende von diesem Liede würde sein, daß ich großmüthig und edelgesinnt genug wäre, um Dich zu rechter Zeit in ein Irrenhaus bringen zu lassen, und dort würdest Du dann unter Wahnsinnigen vielleicht Dein ganzes natürliches Leben vollbringen müssen. Das Irrenhaus wäre Dir gewiß, das muß ich als Vater Dir redlich offenbaren. Mein ganzer frommer Lebenswandel zeugt gegen Dich und für mich."

Der Redende prüfte mit scharfen Blicken, welchen Ein-

druck diese Worte auf die Gefolterte und Zermalmte gemacht hatten.

Louise vermochte nicht, sich aus ihrer Betäubung zu erheben. Sie wurde von einem unheimlichen, die Brust zusammenschnürenden Gefühle ergriffen, von einem kalten Schauder durchrieselt, und ein hervorgepreßter Seufzer war Alles, was sie auf diese haarsträubende, die Menschlichkeit empörende Entgegnung hervorzubringen vermochte.

Als Heineke wohlgefällig diese Wirkung seiner Rede bemerkte, fuhr er mit einem erheuchelten sanften Tone also fort:

„Aber glaube nicht, daß ich grausam gegen Dich verfahren werde. Ich weiß es, daß, wenn auch Dein Stiefvater, ich doch immer als Dein Vater vor der Welt dastehe. Und als solcher will und werde ich stets für Dein Bestes sorgen und Alles für Dich thun, was in meinen Kräften steht. — Es wird Zeit, daß Du Dich verheirathest. Eine glückliche Verheirathung wird Dich auf den rechten Pfad des Lebens zurückbringen. Ich habe väterliche Nachsicht mit Dir und Deiner Schwäche. Ich weiß, daß die Verführung dieser Welt groß ist, und diese Zeit, in welcher die Emigranten uns mit ihren schlechten und verdorbenen Sitten überströmt haben, bietet der Klippen und Gefahren für eine rechtschaffene Bürgerstochter gar manche. Ich werde nicht scharf und hart mit Dir in's Gericht gehen. Das Unglück wollte, daß Du straucheltest und fielest. Das ist Alles. Das widerfährt manchem tugendhaften jungen Mädchen, ohne daß sie Lust und Neigung hat, sich einem leichtsinnigen Lebenswandel zu ergeben. Die Natur verlangt einmal ihr Recht; das ist es, wogegen Du eben so empört

warst, daß ich fast befürchtete, Dich vom Schlage getroffen zu sehen. — Rüsau kommt heute ja wieder zu Dir, um Dir Unterricht zu geben. Mit ihm will ich sprechen. Ich glaube, er hat ein gutes Auge auf Dich geworfen. Eine Verbindung und Verheirathung mit ihm würde Dein Glück sein. Ich würde Euch als Vater beschützen und befördern, wie und wo ich nur könnte. Es würde ihm nicht schwer fallen, selbst eine Lehranstalt anzulegen, besonders, wenn ich ihm die nöthigen Mittel dazu vorstreckte. Und dann würdest Du gar bald einsehen, daß alles das, was Du mir vorhin als ein schauderhaft unnatürliches Verbrechen vorgeworfen hast, nichts weiter ist, als eine leere und gehaltlose Einbildung. — Du bist noch allzu sehr Kind und kennst die weibliche Natur nicht. Es war eine Schwärmerei, die ich der Natur selbst gerne verzeihe, da ich aus der Erfahrung weiß, wie leicht junge, liebesbedürftige Mädchen auf solche Einbildungen und Vorstellungen verfallen."

Hier hielt er inne und machte einige Schritte im Zimmer auf und ab, ohne Zweifel, um zu erfahren, ob Louise nicht auf seinen Gedankengang eingehen würde.

Nach einer geraumen Pause sagte diese:

„Ja, ich will der Welt zeigen, daß mir Tugend und Sittlichkeit am Herzen liegen. Ich will mich dem Unterrichte der unschuldigen Kinder widmen. Ich fühle das Bedürfniß in mir, Lehrerin in irgend einer Schule zu werden, und der strenge, ernste, rechtgläubige Rüsau wird mir dazu Hülfe und Anleitung gewähren."

Diese Erklärung gab Louise mit einer tiefen Resignation und dem Ausdruck eines kräftigen, beherzten Entschlusses.

Heineke hatte ihr mit Wohlgefallen zugehört.

„Das ist recht", sagte er dann mit großer, befriedigter Ruhe, „nun sehe ich, daß Du wieder vernünftig geworden bist, und ich verzeihe Dir Deine vorhergehende kränkende Gemüthserhitzung, die von einer unter Phantasieschauern schlaflos durchwachten Nacht herrührt. Junge, mannbare Mädchen sind ja leider solchen Schreckbildern unterworfen."

„Begieb Dich nun zur Ruhe", sagte er dann mit erheuchelter Zärtlichkeit und Milde. „Der Morgen beginnt schon zu dämmern. Ich werde das Gleiche thun, denn das Geschäft erwartet mich nach wenigen Stunden schon wieder im Comptoir. Die heillosen Emigranten verderben uns überhaupt die ganze Hamburgische Lebensweise."

Damit verschwand er aus dem Zimmer.

Louise war mit ihrem peinlichen Gefühle, mit ihrem frommen Vorsatz allein. Sie schlief mit einem betenden Gedanken ein und empfahl Gott das Heil ihrer Zukunft und ihrer Seele.

4. Versorgung einer kummervollen Familie.

Das Haus, in welchem sich Alles begab, was wir soeben erzählt haben, lag ganz an dem Ostende des Jungfernstiegs, unfern der Ecke der damaligen Straße „Voglerswall", und wurde schon zu Anfang dieses Jahrhunderts durch ein anderes ersetzt. Von dem Hintergebäude oder sogenannten Raume aus führte ein Ausgang nach dem „Voglerswall", welche Straße seit dem Neubau nach dem

großen Brande bekanntlich eingegangen und durch die prunkenden Alsterarkaden ersetzt worden ist.

Wenn wir überhaupt durch unsere Geschichte etwas weit auszuholen scheinen, so wird der Leser dieses zu entschuldigen wissen, da es zum Verständnisse unserer Bekenntnisse eines Schwindlers und zur Zeichnung der Charaktere, mit denen wir uns bald näher beschäftigen werden, indem wir uns nach einigen Zwischenscenen in Riesenschritten der ganzen Neuzeit nähern, durchaus unerläßlich ist. Dem Leser entgeht dadurch auch nicht das Geringste, da Hamburg in neuer und alter Zeit sich immer gleich war, und man die Gegenwart nur verstehen und durchschauen kann, indem man auch die Vergangenheit in ihren haarsträubenden Nacht- und Schattenseiten kennen gelernt hat. —

Am hohen Morgen dieses Tages, in dessen Frühe wir Heineke und Louise verlassen haben, fand sich in dem Comptoir ein junges Mädchen ein von augenscheinlich noch nicht siebenzehn Jahren, welche Herr Heineke sehr dringend zu sprechen wünschte.

Die Züge des jungen Mädchens waren vom Hunger und Kummer bleich und abgemagert. Die matten Augen schienen von anstrengenden nächtlichen Arbeiten sehr angegriffen zu sein. Ihre ganze Bekleidung war sehr armselig und spinnwebendünne, aber dabei doch sehr reinlich und ordentlich.

„Sie hören ja, daß Herr Heineke noch nicht zu sprechen ist“, sagte Vogelfang, als das junge kummervoll aussehende Mädchen noch immer schüchtern und verlegen dastand.

Thränen rannen über ihre Wangen, indem Je einige

unruhige Beregungen machte, offenbar nicht wissend, ob sie in ihrer Angst und Verlegenheit gehen oder bleiben sollte.

Während sie noch so dastand, trat Heineke ein, mit einem sehr verstörten und verdrießlichen Gesicht.

Als er das junge weinende Mädchen erblickte, warf er auf sie einen scharfen, erzürnten Blick und fragte:

„Was willst Du hier? Welche gemeine Dreistigkeit treibt Euch an, mich in meinem Geschäfte zu stören?" —

„Wir haben schon seit mehreren Wochen keine Arbeit, und es ist Mutter unmöglich, den übrigen beiden kleinen Kindern auch nur das trockene Brod zu reichen, wenn ich auch gerne für mich selbst sorgen wollte", sagte das junge Mädchen mit einem schmerzlich verschämten, kaum vernehmbaren Tone.

„Ihr seid faules Volk, das habe ich lange schon gemerkt, und mich darum von Euch zurück gezogen", sagte Heineke mit einem wüthenden Blick und zusammengekniffenen Lippen. „Ich habe deine Mutter lange genug ernährt, und Dich und die andern Beiden dazu. Daher wird es wohl endlich Zeit, daß Ihr für Euch selbst sorget. Was sollte die Welt davon denken, wenn ich meinen sauer erworbenen Gewinn so leichtsinnig an solch' faulenzendes Bettelpack hingeben wollte? Du bist jetzt groß und ansehnlich genug, so daß Du wohl auch Deinen Vortheil von den Emigranten haben kannst", fügte der gewissenhafte Geschäftsmann hinzu.

„Wenn wir nur die Miethe haben — weiter verlangen wir auch nichts mehr von Ihnen, und Mutter sagt doch, daß sie ihr versprochen haben, Zeitlebens wenigstens die Miethe für sie zu bezahlen."

„Du bist grade eine solche leichtsinnige Beddel, ein solcher Strick, wie deine Mutter es war, die nur darauf ausgeht, mir auf der Tasche zu liegen", fuhr Heineke mit rohem polternden Tone fort. „Komm mir nicht wieder; sonst lasse ich Dich arretiren und als aufdringliche Bettlerin bestrafen."

Das junge Mädchen warf einen langen, vorwurfsvollen Blick auf ihn, und verließ unter neu hervorstürzenden Thränen das Comptoir.

Bald darauf erschien ein Herr von sehr ernstem und bedächtlichen Wesen, Namens Matthias Wagner, und Inhaber der Firma Wagner und Compagnie.

Was es mit dieser Compagnieschaft eigentlich auf sich hatte und wer der Compagnon war, welcher nicht genannt sein wollte, das wußte Niemand so recht zu sagen. Manche wollten behaupten, daß Matthias Wagner ganz für sich alleine stehe, die Compagnieschaft nichts als eine leere Erfindung sei und nur dazu dienen solle, den Leuten Sand in die Augen zu streuen, da man sonst aus Erfahrung wußte, daß Wagner nie etwas gehabt habe, um Credit und Vertrauen beanspruchen zu können. Er war aber im geschäftlichen Verkehr ein treuer Freund und täglicher Genosse Heineke's, mit dem er in vielseitiger Verbindung stand.

Ein kaum bemerklicher Wink mit den Augen war hinreichend, um anzudeuten, daß Matthias Wagner etwas Geheimes mit Heineke zu besprechen und zu verhandeln habe. Beide entfernten sich daher aus dem Comptoir und begaben sich eine Treppe höher in ein kleines, abgesondertes und matt erhelltes Zimmer.

„Was giebt es?“ fragte Heineke ungeduldig und fast übler Laune, nach bereits zweimaliger unangenehmer Unterhaltung an diesem einen Morgen, abermals in seiner Ruhe und Bequemlichkeit gestört zu werden.

„War das nicht Deine — die Tochter von Deiner“ — fragte Matthias Wagner mit flüchtiger Neugier.

„Ach, ja — es ist die älteste, sechszehn Jahre alt, bald siebenzehn. Ich habe sie achtzehn Jahre lang unterhalten“ —

„Diese?“ — lächelte Matthias Wagner.

„Ich meine die Mutter. Das denke ich, ist lange genug. Ich habe sie schon seit Jahr und Tag nicht mehr besucht. Es ist jetzt auch nichts mehr an ihr. Du weißt, daß ich sonst gerne etwas thue, wenn es gilt, aus christlicher Liebe und Ehrgefühl eine öffentliche Aufforderung oder Collecte zu unterzeichnen, aber ganz umsonst will man sein Geld denn doch nicht wegwerfen.“

„Das Mädchen ist hübsch, oder wenigstens könnte sie hübsch sein, wenn sie gut genährt und gepflegt würde. Mich dünkt, die Mutter war einst ganz so, wie die Tochter es jetzt dunkel in ihren Zügen anzeigt, die nur der Belebung bedürfen, um schön zu sein.“

„Ja — die Mutter war einst schön, als sie noch siebenzehn Jahre zählte und auf dem Neuenwall bei Remmers als Kleinmädchen diente. Ich sah sie dort zuerst, blond, frisch, blühend, mit verlangenden blauen Augen, voll und saftig in Wuchs und Brust, als sie mir eines Abends beim Weggehen aus einer Gesellschaft den Pelz hinreichte. Ich hatte sie bald gewonnen und unterhielt sie mit Vergnügen“ — sagte Heineke und konnte einen unwillkürlich sich aus

seiner Brust hervordrängenden Seufzer nicht zurückhalten. — „Kannst Du das Mädchen nicht gebrauchen?“ fügte Heineke hinzu.

Matthias Wagner schien eine innere Erregung zu bekämpfen. Seine Lippen verzogen sich zu einem Lächeln, während er einen stechenden Blick auf seinen Geschäftsfreund warf. Dann plötzlich auf einen anderen Gegenstand das Gespräch hinüberlenkend, sagte er:

„Ich komme in einer Angelegenheit, die mich schon acht Tage lebhaft beschäftigt, mir Tag und Nacht keine Ruhe gelassen hat. Du weißt, daß ich Vormund für die einzige hinterlassene Tochter des in Bremen verstorbenen Mönkeberg bin, die seit dem Tode ihres Vater, das heißt seit ihrem dreizehnten Jahre sich in meinem Hause befindet. Ich übte anfangs ein Werk der Barmherzigkeit und alten Geschäftsfreundschaft an ihr, da ihr Vater wenig oder gar nichts hinterließ und also keine Aussicht war, meinen Beistand und meine Unterstützung in der Noth irgend wieder ersetzt oder vergütet zu bekommen. Da erhalte ich nun aber vor gut acht Tagen über Bremen einen Brief aus Baltimor, wodurch mir Anzeige und Kenntniß wird, daß dort ein Verwandter meiner Pupille verstorben ist, der dieser einzigen Erbin ein Vermögen von ungefähr zweihunderttausend Dollars hinterlassen hat. Das Mädchen, welches jetzt grade achtzehn Jahre alt ist, weiß, nachdem ich sie in dieser Hinsicht gehörig durchforscht habe, nichts von einer solchen Verwandtschaft, und es kann ihr daher nie ein Kenntniß davon werden, daß sie in Baltimor einmal eine solche Erbschaft gemacht hat. Ich habe mit allem Fleiß und nach bestem Gewissen dafür gesorgt, daß dieses glück-

liche Ereigniß nicht an die Oeffentlichkeit kommt, indem ich bedacht habe, ein wie großes Unglück dadurch entstehen könnte, wenn es irgend bekannt würde, daß meine Pupille in Amerika eine so bedeutende Erbschaft gemacht hat."

„Diese Verschwiegenheit ist sehr vernünftig", sagte Heineke, man kann in dieser Beziehung nicht vorsichtig genug sein.

„Das meine ich auch. Denn was würde geschehen, sobald es bekannt würde?" — fuhr Matthias Wagner fort, allem Anschein nach sehr erfreut darüber, bei seinem Geschäftsfreunde eine solche Zustimmung zu finden. „Alle diejenigen, welche meine Curandin jetzt kaum eines Blickes würdigen, würden dieselbe mit Liebesgedanken und Heiraths=plänen förmlich umlagern, sobald sie wüßten, daß hier zweihunderttausend Dollars zu erheirathen wären. Dann würde es hundert Heirathslustige für Einen geben; ich wäre, trotz der besten, entgegengesetzten Ueberzeugung fast gezwungen, meine Einwilligung zu geben, und meine Pupille, von der Leidenschaft ihrer jugendlich aufwallenden Gefühle und den durch Schmeicheleien auf sie gemachten Eindrücken hingerissen, würde zu einer Ehe hingerissen werden, die ihr statt Glück nur Unglück brächte. Die natürliche Folge würde ja sein, daß das so gewonnene und erheirathete Geld in wenigen Jahren wieder hindurchgebracht wäre. Dagegen muß also ein guter Vormünder und besonnener Geschäftsmann auf seiner Hut sein. Ich würde es niemals verantworten können, wenn ich hierbei nicht meine ganze Pflicht gethan hätte."

„Das ist wahr", sagte Heineke.

„Um meiner Pupille also nicht einen zu großen Willen

über meine bewährte Ueberzeugung einzuräumen, habe ich die Erbschaft für sie zum größten Geheimniß gemacht. Allein ein wahrhaft praktischer Geschäftsmann und seine ganze Obliegenheit erfüllender Curator wendet seine Blicke und Rücksichten nach allen Seiten, und erwäget Alles, was nach der Natur der Dinge und des menschlichen Lebens kommen kann und muß. Wie lange Zeit wird noch vergehen, und Emilie Mönkeberg, meine Pupille, wird in sich den Instinkt und das natürliche Bedürfniß fühlen, sich einen Geliebten zu erwählen und zu heirathen, weil sie dem alten Triebe Eva's nicht widerstehen kann. Was ist da zu thun? Die Sorgen und Besorgnisse mehren sich, die Gefahr wächst mit den Jahren. Als guter Vormünder muß ich vorbeugen und Rath schaffen, und darum bin ich jetzt zu Dir gekommen, um diesen schwierigen Punkt mit Dir gemeinschaftlich zu überlegen."

„Mit mir?" entgegnete Heineke. „Wie kann ich da rathen und helfen? — Aha! Du meinst vielleicht, ich selbst soll Deine Pupille heirathen?" —

Bei dieser Frage machte der sorgsame Vormünder plötzlich eine sehr ernsthafte Miene und für den tiefer Blickenden war es nicht schwer, zu erkennen, daß hier die Feder angesetzt werde, um wo möglich einen Strich durch seine Rechnung zu machen. Es zeigte sich also das unerwartete Bedürfniß, sehr behutsam vorwärts zu gehen. Der auftauchenden List und Verschlagenheit mußte die volle Kraft der durchtriebenen Geschäftsthätigkeit entgegengesetzt werden.

„Auf diesen Gedanken", sagte Matthias Wagner, bin ich freilich noch nicht gekommen, obgleich ich sehr gut einsehe, daß Du für meine Curandin eine erwünschte und

probehaltige Partie sein würdest. Allein meine Absicht beim Hierherkommen war dennoch, wie ich Dir als alter Freund und Geschäftsgenosse nicht verhehlen kann, eine andere. Bei einer Verheirathung mit Dir würde es jedenfalls großes Aufsehen und verrätherischen Verdacht erregen; ich meine daher, daß es meine Pflicht ist, hier eine Verheirathung mit einem jugendlichen Gatten herbeizuführen. Dieser ist jedoch, nach meiner Fürsorge, nicht so ganz leicht zu finden, da es meinem Gewissen, wie gesagt, widerstrebt, das Geld in die Hände eines leichtsinnigen und unpraktischen Geschäftsmannes zu geben."

„Darauf muß man in diesem Falle allerdings sehen", entgegnete Heineke. „Nur Du würdest die gehörige und entsprechende Wahl zu bestimmen haben."

„Das ist es eben", sagte Matthias Wagner, hoch erfreut darüber, den Geschäftsfreund so ganz auf seine Ideen eingehen zu sehen.

Nach einer Pause fuhr er dann fort:

„Ich habe nun bereits meinen Plan gemacht und meine Wahl getroffen. Es wäre nach meiner Ueberzeugung nichts zweckmäßiger, als wenn Emilie Mönkeberg sich mit einem Sohne von Dir verheirathete. Auf diese Weise", fügte er wohlgefällig hinzu, „könnten wir Beide bei dieser Verheirathung unsern Vortheil haben."

„Mit einem Sohne von mir?" versetzte Heineke. „Wie kommst Du auf diese ganz und gar aus der Luft gegriffene Idee, da es Dir doch wohl hinlänglich bekannt sein muß, daß ich gar keinen Sohn, nicht einmal einen Stiefsohn habe."

„Verstehe mich recht; ich meine nicht mit einem leibhaftigen, sondern mit einem adoptirten.“

Seine ganze Ueberzeugung und Entschlossenheit zusammennehmend, sagte er dann:

„Du sollst und mußt einen Sohn adoptiren, und dieser soll der Mann meiner Pupille werden.“

„Ja, woher den aber so schnell nehmen?“ versetzte Heineke.

„Ich habe schon Einen. Dieser ist bereit und zufrieden, sich mit dem Mädchen zu verheirathen, wenn er fünftausend Dollars und außerdem freie Ueberfahrt nach Amerika erhält. Sobald er einige Monate verheirathet und, der Angabe nach, bei mir im Geschäft gewesen, reiset er aus merkantilischen Gründen nach Amerika, um dort ein Comptoir anzulegen. Der jungen Frau wird dieses Unternehmen als unerläßlich zur Beförderung und Hebung des Geschäftes geschildert; sie muß sich darin fügrn, sie mag wollen oder nicht, und um ihr nicht ganz das Herz zu brechen, wenn ja die Möglichkeit dazu vorhanden sein sollte, wird ihr die Hoffnung vorgespiegelt und ausgemalt, daß sie ihm in zwei, drei Monaten folgen soll. Unterdessen erfährt sie natürliich immer nichts von der Erbschaft und dem Vermögen, über welches sie ursprünglich allein zu gebieten hatte.“

„Wenn sie aber wissen sollte, daß ich keinen Sohn habe, und wenn man außerdem in der Stadt“ — entgegnete Heineke.

„Da sei unbesorgt. Für alle Fälle habe ich bereits meinen Plan calculirt und erwogen. Es ist ein Sohn von Dir, den Du bisher nicht als den Deinigen anerkennen wolltest. Der Junge hat sich aber gut aufgeführt und in

einem Hause in Amsterdam trefflich empor gearbeitet, so daß Du Dich gedrungen fühlst, ihm Deinen väterlichen Schutz angedeihen zu lassen. Ich werde dafür sorgen, daß dieser Mensch, ein geborner Preuße aus Danzig, in Berührung mit meiner Emilie kommt und sich ihr sehr angenehm macht. Der Mensch ist zu einem solchen Project wie geschaffen, und besitzt eine so einnehmende Beredtsamkeit, ein liebeathmendes Wesen, daß es ihr unmöglich sein wird, seinen Ausbrüchen und Erklärungen ungebändigter Liebe zu widerstehen. An einem Siege über ihren Willen und ihre Neigung ist gar nicht zu zweifeln. Du brauchst diesen Sohn bloß für den Deinigen, das heißt in abgemessener Form anzuerkennen, und die Sache ist abgemacht. Die Verheirathung geht vor sich. Mein junger Compagnon erhält seine fünftausend Dollars, geht mit dem nächsten Schiffe nach Amerika, um dort ein Nebengeschäft zu begründen und — die Sache ist abgemacht."

„Was wird für die Anerkennung dieses Sohnes aber mein Lohn sein?" fragte Heineke. „Denn da der Sohn so anständig bedacht werden soll, so hoffe ich nicht, daß der Vater für diese übernommene väterliche Verpflichtung leer ausgehen soll."

„Das sollst Du allerdings nicht", sagte Matthias Wagner, und drückte dem Geschäftsfreunde die Hand, wie nach abgemachter Sache. „Wir werden möglichst brüderlich mit einander theilen. Wenigstens sollst Du zufrieden gestellt werden."

„Bei dieser Gelegenheit könnte ich aber sogleich noch einige Nebenbedingungen machen", versetzte Heineke, mit der Antwort seines Geschäftsfreundes vollkommen zufrieden.

„Du hast vorhin gehört, daß das Mädchen, die Dir so gut gefiel, noch eine Mutter hat, die, ich gestehe es offen, mir eine gute Reihe von Jahren hindurch zur Last fiel. Diese ihre Mutter muß versorgt werden, und dazu könntest Du mir die Hand bieten.“

„Wie so? Erkläre Dich deutlicher.“

„Du könntest sie in die unter Deiner Verwaltung stehende milde Stiftung aufnehmen.“

„Sie ist nur allzu sehr überfüllt, kein Platz mehr offen. Dazu hat sich erst gestern eine Frau gemeldet, die große Ansprüche hat und nach der früheren Stellung ihres verstorbenen Mannes nicht wohl abgewiesen werden kann. Sie hat mich bereits seit einem halben Jahre belästigt, und mit Thränen beschworen, sie nicht dem Hunger und Kummer, ja, selbst dem Bettelstabe anheimfallen zu lassen. Ich habe sie bisher vertröstet, aber es wird sich länger nicht gut thun lassen. Die Verdienste ihres Mannes sprechen zu sehr für sie, und sie hat mir bereits Dinge gesagt, die, wenn sie sie weiter ausbreitet, mir leicht schädlich und gefährlich werden können, da ich doch soviel als möglich suchen muß, meine Ehre und mein Ansehen vor der Welt zu bewahren. Die Verwaltung des Stiftes darf nicht zum Leumund des leichtgläubigen und schmähsüchtigen Volkes werden. Ich muß schon des merkantilischen Credites und geschäftlichen Rufes wegen sehr auf meiner Hut sein.“

„Du wirst ihr doch gesagt haben, daß sie schon Vorgängerinnen in der Bewerbung hat, und daß Andere da sind, die größere Ansprüche haben und mehr berücksichtigt werden müssen, als sie?“ —

„Das habe ich allerdings. Man muß sich zu sichern wissen. Indessen“ —

„Es bedarf also gar keiner Verhandlung weiter. Du giebst meiner Fürsprache Gehör, nimmst die von mir Empfohlene in die Stiftung auf, damit sie Zeitlebens versorgt ist, und ich adoptire als Sohn den künftigen Gemahl der Emilie Mönkeberg. Für die anderen beiden Geschwister jenes Mädchens, das Dir so gut gefallen hat, und für das Du ohne Zweifel auch bald sorgen wirst, werde ich dann schon das Meinige thun, damit sie in das Waisenhaus aufgenommen werden. So ist eine ganze unglückliche Familie anständig untergebracht und es ist nicht zu erwarten, daß man noch länger davon belästigt wird. Die beiden Waisen sind zu gleicher Zeit auch versorgt, deren Vater, wie die Welt schon gelegentlich erfahren hat, ein Steuermann war, der mit einem Schiffe verunglückte, der also um Hamburg's Handel seine Verdienste hatte, und dessen hinterlassene Kinder demnach mit Recht Anspruch darauf haben, in das Waisenhaus aufgenommen zu werden.“ —

„Ich sehe wohl“, sagte Matthias Wagner, „daß ich nicht umhin kann, deinen Wunsch und Willen zu erfüllen, oder mit andern Worten, die Wittwe, auf deine Fürsprache in die Stiftung aufzunehmen. Gieb ihr nur einen Wink, daß sie sich einmal an mich wenden solle. Um das gute Ansehn zu bewahren, werde ich sie zwar zuerst abweisen und darauf hinweisen, daß sie in ihrer Stellung gar keine Hoffnung und keine Ansprüche auf eine solche Wohlthat haben könne; beim Gehen aber werde ich ihr dann jedes Mal eine mögliche Aussicht gewähren, sie zum Wiederkommen und neuen Anliegen reizen und endlich ihr den Wunsch

erfüllen. Da sie ihre erwachsene Tochter aber unmöglich mit in die Stiftung hineinnehmen kann, so werde ich es ihr zugleich als eine große Wohlthat und einen Beweis frommer Milde zeigen, daß ich für die anderweitig sorgen werde, wenn ich sie vorläufig auch nur bei einer mir bekannten Frau einmiethen und das Nöthige zu ihrem Unterhalt geben sollte."

„Gut, sagte Heineke, die Sache ist abgemacht. So wäre denn die ganze mir bisher zur Last liegende Sippschaft versorgt. Im Uebrigen triff mit deiner Pupille nur die nöthigen Einleitungen; den vorgeschlagenen Sohn, oder den Mann, welchen Du für die Mönkeberg in Bereitschaft hast, will ich adoptiren. Es versteht sich von selbst, daß ich dafür meine Procente und Courtage bekomme, denn für nichts und wieder nichts adoptirt man doch keinen Sohn aus einer unrechtmäßigen Liebe, und schändet sich so selbst an Ehre, Ruf und gutem Namen."

„Darüber werden wir uns schon verständigen. — Es ist somit dafür gesorgt, daß das Geld in guten Händen bleibt. Zwar werde ich die junge Strohwittwe, sobald der Gemal nach Amerika abgereist ist, versorgen müssen, allein diese Rente läßt sich bis auf Weiteres nicht tilgen."

Matthias Wagner entfernte sich, und Beide waren nicht wenig erfreut darüber, ein so gutes Geschäft außer der Börse gemacht zu haben.

5. Der Candidat.

Ein Jeder kann in seinem Leben und seinem Kreise die Erfahrung machen oder hat sie bereits gemacht, daß es

Tage giebt, an welchen Glück, Verdienst, Geschäftsaussicht und Alles uns zu verlassen scheinen, und wieder andere, wo durch Geschäftsthätigkeit, Verdienst und Glück Alles auf uns einströmt. Es ist gleichsam, als wenn Alle sich besprochen hätten, uns mehrere Tage der trübsten Aussicht zu überlassen, und dann plötzlich wieder an einem und demselben Tage auf uns einzudringen und so den Muth auf eine unerwartete Weise zu beleben. Das gilt in guter wie in schlechter Beziehung.

Ein solcher Tag der geheimnißvollen Geschäftigkeit war heute für Heineke angebrochen. Wie viele Umstände und Verhältnisse waren nicht schon an seinem Bewußtsein vorübergegangen, seit er von den mit den französischen Emigranten durchgemachten Orgien und Bacchanalien in seine Wohnung zurückgekehrt war. Das Eine drängte das Andere, und Alles miteinander füllte den Kreis seines eigenthümlichen Handelns und Wirkens aus.

Als Matthias Wagner das Comptoir verlassen hatte, that auch Heineke bald dasselbe, um sich in ein oberes Zimmer zu begeben, wohin ihn eine besondere Absicht rief, deren Ausführung er nicht verschieben konnte. Er wußte nämlich, daß es die Stunde war, in welcher der Candidat Rüsau zu kommen pflegte, um seiner Tochter Louise noch fortwährend Unterricht im Englischen, besonders aber in der Religion zu geben. Um Unterricht im Englischen hatte Louise gebeten, aber den in der Religion hatte Heineke aus besonderen, tieferen Gründen hinzufügen lassen. Er wollte dadurch nämlich einen doppelten Zweck erreichen. Einmal um sich vor der Welt ein recht frommes und religiöses Ansehen zu geben und so alle Klatschereien und

Gerüchte Lügen zu strafen und niederzuschlagen, indem er so calculirte, daß vernünftige Leute es nie für wahr und möglich halten würden, wenn erzählt wurde, daß ein Mann sich schlechte, von Grund aus unsittliche Handlungen zu Schulden komme lasse, da man doch sehe, daß ihm Religion und Frömmigkeit am Herzen lägen. Nur aus diesem Grunde ließ Heineke seiner Tochter noch Religionsstunden geben, um seinen Ruf zu wahren, und alle Handlungen, die er schon begangen hatte oder noch zu begehen gedachte, mit einem frommen Schein und Schleier zu umhüllen. Unter diesem Deckmantel glaubte er vor allen Anschuldigungen und selbst Verdächtigungen sicher zu sein, und der Leser mag ersehen und ermessen, ob er die Welt recht verstand und zu behandeln oder zu täuschen wußte; ob er den Zweck erreichte, den er erreichen wollte, oder — ob die Welt in ihrem reinen, natürlichen Instinct oder Gefühl sich durch nichts täuschen und beirren läßt.

Zweitens aber auch, um seine Tochter und Untergebenen in der gehörig demüthigen Abhängigkeit und Unterwürfigkeit zu erhalten. Aller Widerspruch und alle Widersetzlichkeit, welche sich in häuslichen Verhältnissen gegen ihn etwa erheben wollte, sollte dadurch unmöglich gemacht werden. Auf diese Weise sollte jede freie Denkungsart gegen den Patron des Hauses unterdrückt und im Keime erstickt, der Gehorsam und die unbedingte Folgsamkeit, welche nie die Schranken der Demuth zu überschreiten wagte, zur andern Natur gemacht werden. Dadurch aber wollte Heineke für sich die Möglichkeit gewinnen, für sein Theil immer freier und sorgloser zu handeln, seine Grundsätze und Thaten dem prüfenden Urtheil und dem ihm Zweifel und Mißtrauen

entgegensetzenden Vorwurf, dem offen ausgesprochenen Tadel zu entziehen.

Heineke trat in das kleine Zimmer, in welchem der Candidat Rüsau, seiner erwachsenen Schülerin gegenüber, an einem kleinen grau angemalten Tische saß und unterrichtete. Nachdem der Eingetretene seiner Tochter einen flüchtigen Wink gegeben und diese sich entfernt hatte, ohne daß der gegebene Wink von dem Candidaten eben bemerkt worden wäre, ging er noch einige Schritte auf und ab, stand dann zur Seite des kleinen Tisches still und sagte:

„Ich benutze diese Gelegenheit, um Ihnen einmal meine volle Zufriedenheit mit dem meiner Tochter bisher ertheilten Unterricht auszudrücken. Für den folgsamen und willigen Sinn, den sie meiner Tochter einpflanzen, bin ich Ihnen vielen Dank schuldig; nur scheint mir nicht, daß Ihnen Ihre Mühe und Ihr Streben allseitig nach Verdienst vergolten und belohnt wird. Ich glaube, Sie haben noch mit Lebenssorgen zu kämpfen, und das muß in Hamburg ein junger Mann nicht, der solche tiefe und umfassende Kenntnisse sich erworben hat und dabei einen so ernsten und rein sittlichen Charakter besitzt, der ihm zum höchsten Ruhme gereichen muß."

Diese Worte wurden mit einem gewissen würdigen und sogar feierlichen Ton gesprochen, und sie verfehlten ihre Wirkung auf den leicht erröthenden und schüchtern sich vorüber beugenden Candidaten nicht.

„Meine Ansprüche an die Welt sind sehr bescheiden", versetzte Rüsau. „Schon in dem Hause meiner Eltern in Riga bin ich an Mangel und Entbehrung gewöhnt worden. Was man in Hamburg Bedürfniß nennt, habe

ich nie kennen gelernt. Die Gottesfurcht hat alle Wünsche meines Herzens befriedigt."

„Nicht wahr, Sie haben in Erlangen Theologie studiert?" fuhr Heineke fort. —

„Ja", antwortete Rüsau, verlegen stotternd.

„Wie Ihnen das bei solcher Armuth, wie Sie sagen, nur möglich geworden ist. Ich denke mir, Sie müssen häufig gedarbt und selbst Mangel gelitten haben."

„Ich habe es mit dem größten Vertrauen auf Gottes Vorsehung unternommen und durchgeführt", entgegnete der Candidat mit charaktervoller Bestimmtheit.

„Trotz dem stillsten und solidesten Leben und trotz ihrem Vertrauen auf Gott und seine Fürsorge werden Sie dort aber doch Schulden gemacht haben?" fragte Heineke weiter, und warf dabei einen ruhigen und prüfenden Blick auf den immer befangener werdenden Candidaten.

„Das habe ich allerdings", sagte dieser und wurde bald roth, bald blaß.

„Und diese Schulden sind noch nicht bezahlt?" fragte Heineke wieder, mit einem möglichst sanften und freundlichen Ausdruck.

„Nein — noch nicht — alle", sagte Rüsau.

„Die müssen nach grade aber wohl bezahlt werden."

„Das müssen sie freilich; bis jetzt war es mir aber noch nicht möglich. Ich hoffe indessen" —

„Ich habe Ihnen vorhin schon gesagt", fuhr Heineke jetzt mit einem lebhafteren und erhöhteren Tone fort, „daß ich mit Ihrem Unterrichte sehr zufrieden bin, und daß Sie meinen ganzen Beifall und Dank in Anspruch nehmen können. Sie dürfen also auf meine Vergeltung und Er-

kenntlichkeit rechnen, so weit es in meinen Kräften steht, wie und wann sie wollen. Es sollte mir ein Vergnügen sein, wenn ich Ihnen diese Erkenntlichkeit durch die That beweisen könnte. Ich glaube außerdem bemerkt zu haben, daß Ihre Persönlichkeit und Ihr ganzes Wesen nicht ohne Eindruck auf meine Tochter zu machen geblieben ist. Sie scheinen zu derselben bereits in einem Verhältniß zu stehen, daß es nur des lauten Ausdrucks bedarf, um" —

Ohne den Sinn dieser Worte ganz verstanden zu haben und sich des ihm aufgenöthigten Verhältnisses klar bewußt worden zu sein, sagte Rüsau mit möglichst gefaßtem Tone:

„Sie hat mir soeben die Erklärung gemacht, daß" —

„So? Das hätte sie wirklich schon gethan? So wäre sie mir zuvorgekommen? Das konnte ich von ihrer Zurückhaltung und Verschlossenheit gar nicht erwarten. Aber desto besser. Es ist mir lieb, daß sie sich Ihnen selbst entdeckt hat, noch ehe ich mit meinem väterlichen Wunsch dazwischen kam. So sehen Sie selbst, daß es sich hier um eine reine Sache des Herzens handelt, und ich brauche denn nichts weiter hinzuzusetzen, als daß der Wunsch meiner Tochter auch der meinige ist. Und hoffentlich wird dieser doppelte Wunsch der Neigung ihres Herzens auch nicht entgegen sein."

„Nein, durchaus nicht", sagte Rüsau, „ich bin im Gegentheil sehr erfreut" —

„Nun, so gebe ich meinen väterlichen Segen dazu", versetzte Heineke in einem möglichst kräftigen und heiteren Ausdruck. Ich bezahle Ihre Universitätsschulden und die Sie etwa in Hamburg schon gemacht haben, und Sie werden

mein Schwiegersohn, so bald Sie oder meine Tochter den Tag der Verbindung herbeiwünschen. Daß ich auch dann noch Alles thun werde, um Ihr beiderseitiges Glück und Fortkommen zu gründen und zu sichern, versteht sich von selbst. Daran kann es Ihnen in Hamburg überhaupt nicht fehlen, wenn sie stets darnach streben, den alten, rechten Glauben unter den unteren Volksclassen zu erhalten und zu verbreiten, und mit allen Kräften der sogenannten freien, das Bestehende umstürzen wollenden Denkungsart entgegen zu arbeiten. Der Senat kann nur dann Gutes für alle Bürger wirken, wenn diese in der gehörigen Demuth und Ergebenheit erhalten werden, der ganze Staat und unsere unverbesserliche Verfassung kann ohne den rechten Glauben der Kirche nicht bestehen. Merken Sie sich das. Sie haben überhaupt den rechten Charakter und die unerschütterliche Gesinnung dazu. Somit begrüße ich Sie mit Freuden als meinen Schwiegersohn und werde Ihre Verdienste mehr und mehr an das Licht zu bringen wissen, und dann wird der Senat mehr für Sie und meine Tochter thun, als in meinen Kräften steht. Darum überlasse ich es nunmehr auch ganz dem Drange Ihres Herzens, den Tag der Hochzeit zu bestimmen, so bald und so schnell, als Sie es wünschen."

Rüsau saß da wie ein vom Schlage Getroffener. Er sperrte im wörtlichen Sinne Mund und Augen auf, und wußte vor Bestürzung und Verlegenheit nicht, was er auf diese so überaus freundlich und günstig an sein Ohr klingenden Worte antworten sollte.

Die Worte: „Schwiegersohn" — „Heirath" — „Verbindung" — summten noch mehrere Minuten lang in seinen

Ohren. Er hustete und räusperte sich wie zum Sprechen, aber ein Ton, ein articulirter Klang kam nicht darüber.

Heineke schien diese Bewegung und Erstarrung, die er angerichtet, nicht zu bemerken. Er ging ruhig im Zimmer auf und ab, um dem so übermäßig beglückten Candidaten erst gehörig Zeit zu lassen, sich wieder zu sammeln. und aus der zu Boden gedonnerten Verwirrung zur Besinnung und zum Bewußtsein zurück zu kehren.

Rüsau seinerseits mochte in seiner Bewußtlosigkeit und Verlegenheit auch gar nicht bemerken, wie viele Minuten vergingen, ehe er die Sprache wieder bekam. Endlich jedoch erwachte er aus seiner Betäubung und mit mühsam hervorgepreßten Worten sagte er:

„Sie hat gegen mich — nur den Wunsch geäußert, daß sie in — der Schule, in welcher ich Unterricht ertheile — auch gerne Unterlehrerin werden möchte.“

„So?“ versetzte Heineke. „Nun, so hat sie einen etwas weiten Umweg gewählt, um die wahren Gefühle und Absichten ihres Herzens zum Ausdruck kommen zu lassen. Ich glaube aber, daß Ihnen auch dieses Entgegenkommen sehr lieb und angenehm sein wird. Denn, daß auch sie eine heimliche Liebe zu Ihrer Schülerin fühlen, ist meinem Scharfblick nicht entgangen, wie ich Ihnen nur gradeaus erklären will. Aber beruhigen Sie sich darüber und haben Sie guten Muth. Ich habe Ihnen schon gezeigt, daß ich den Empfindungen Ihres natürlichen Herzens nichts in den Weg legen, vielmehr Alles thun werde, um Ihr Glück und Fortkommen zu beschützen. — Meine Tochter wird Ihnen in ihrer Stellung bald also noch bedeutend näher sein. Eine solche Nähe wird oft gefährlich und führt leicht zu

Schritten, die man nachher vor der Welt zu bereuen alle Ursache hat. Es wäre mir leid um Sie und Ihre sich Ihnen hier jetzt eröffnende Carriere, wenn es dazu kommen sollte. Die menschliche Natur ist nicht selten schwach, trotz der größten Frömmigkeit. Jeder Mensch, auch der beste und tugendhafteste hat seine gefährlichen und schwachen Stunden, in denen er fällt. Und zeigt Ihnen die Bibel selbst nicht das erste und älteste Beispiel? War Adam nicht schwach durch Eva, und wollen Sie stärker sein als Er? Darum rathe ich Ihnen, thun Sie Ihrem Herzen keine Gewalt an. Daß Sie meiner Tochter den Wunsch, neben Ihnen und unter Ihrer Anleitung Unterlehrerin zu werden, erfüllen, davon bin ich überzeugt. Und mir ist es ganz lieb und recht, daß meine Tochter sich eine solche Thätigkeit erwählt. Sie ist von mir stets zu einem gesetzten und besonneuen Lebenswandel angehalten. — Wo bleibt Louise aber, sollte sie an der Thür gelauscht haben und nun sich schämen, in meiner Gegenwart wieder herein zu kommen? Ich werde hinunter gehen, und sie zu Ihnen wieder herauf schicken. Uebrigens haben Sie guten Muth und folgen Sie ganz dem Wunsch Ihres Herzens. Mein Wort halte ich Ihnen. Wenn sie mit Louise erst wieder alleine sind, werden Sie gemeinschaftlich schon den rechten Entschluß fassen."

Damit ging er.

Rüsau war mit seinen Gefühlen und Betrachtungen allein.

Was sein Beschützer mit seiner letzten Rede eigentlich hatte sagen wollen, war ihm dunkel und unverständlich geblieben. Ob er Louise wirklich liebte, ob eine mehr als freundschaftliche Neigung, ein tieferes, zärtliches Gefühl

in seinem Herzen sich gebildet hatte, darüber vermochte er sich jetzt am Wenigsten Rechenschaft zu geben. Daß er ihr oft recht lange und zutraulich in die Augen gesehen hatte, wenn er von religiösen Dingen sprach und sie nicht minder ihn fest und innig lauschend auf das geringste seiner Worte, betrachtet hatte, nun ja, das hatte er oft gesehen. Er aber hatte diese Theilnahme nie für mehr gehalten, als für die sinnige Aufmerksamkeit und die lernbegierige Hingebung einer gefühlvollen Schülerin. Diese Wechselwirkung Liebe zu nennen, dahinter auch nur eine tiefere Bedeutung zu ahnden, war ihm nie eingefallen.

Plötzlich aber hatte ein Dritter diesem Verhältniß einen bezeichnenden Charakter, einen höheren Namen gegeben, und — er wagte daran zu glauben. Im Nu entwickelte sich in ihm die ganze Auffassung dieses beglückenden und beseligenden Zustandes. Seine Schülerin konnte — sollte seine Frau werden. Er selbst sollte dadurch allen Sorgen entrissen und zu einem neuen, kummerlosen Leben gebracht werden. Etwas, was er nicht zu ahnden, viel weniger zu hoffen gewagt, sollte in einer raschen Wendung der Dinge zur Wahrheit und Wirklichkeit werden. Er, der von dem Hause seiner Eltern in Riga her, seine Schul- und Universitätsjahre hindurch mit den größten und demüthigendsten Entbehrungen zu kämpfen gehabt hatte, nicht hoffend, noch irgend einmal auf einen grünen Zweig zu kommen, er sah durch die Liebe, auf die ein Anderer ihn hingewiesen, sich jetzt plötzlich in eine neue Welt geführt.

Rüsau fühlte sich zum ersten Male als freier, glücklicher Mensch. Seine Brust erweiterte sich. Seine Wangen glühten. Die Phantasie war geschäftig, vor seiner

inneren Anschauung die kühnsten, lieblichsten und reizendsten Bilder auszumalen. Er sah sich überaus glücklich und selig an der Seite einer sich traulich an ihn schmiegenden Gattin, umgeben von blühenden Kindern — im weißen Ringkragen und schwarzen Summarium. —

Da trat Louise wieder ein.

Er vermochte kein Wort hervorzubringen. Sie recht fest und lange zu betrachten, das war Alles, dessen er fähig war.

Seine Schülerin dagegen schien die Unbefangenheit selbst zu sein. Ihr ganzes Wesen war ruhiger und muthiger geworden. Als sie sich wieder an ihren Platz gesetzt hatte, sagte sie mit gleichgültigem und natürlichen Tone:

„Die Stunde wird wohl aus sein? Hat Vater mit Ihnen darüber gesprochen?“ —

„Ja — Louise — er hat mir seinen ganzen Willen zu erkennen gegeben. Ich weiß nicht, wie ich ein solches Glück verdient habe. Ich hätte es nie gewagt, es auszusprechen, daß es mein sehnlichster Wunsch sei, Sie in einem solchen Verhältniß zu mir zu sehen“, sagte Rüsau, faßte Louisen's Hand und drückte sie, zum ersten Male in seinem Leben, recht warm und zärtlich.

„Es wird mein eifrigstes Bestreben sein, Ihren Vorschriften auf's Gewissenhafteste nachzukommen. Sie sollen sehen, daß ich Ihnen treu und fleißig zur Seite stehen werde“, fuhr Louise fort.

„O, gewiß, das werden Sie, wie ich es werde“ — versetzte Rüsau. „Ich weiß mich in diesem Glück nicht zu fassen!“

„Und er ist es zufrieden, daß es so bald wie möglich

ausgeführt werden kann? Daß ich schon in den nächsten Tagen ganz in Ihre Nähe kommen kann?

„Ja — ja, rief Rüsau mit aufwallendem Entzücken, „ganz — ganz — in meine Nähe, und — so bald ich es — so bald wir es wünschen!"

Die Schülerin erhob sich — der Lehrer zog sie — zum ersten Male in seinem Leben — mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit zu sich, indem er abermals ihre Hand ergriff, und — die Schülerin, welche gegen ihn sonst die Verschämtheit und demüthige Zurückhaltung selbst gewesen war, folgte seiner Hand und hinziehenden Kraft mit einer ungewöhnlichen willfährigen Hingebung; ja, sie legte ihren Arm auf seine Schulter, sank mit einem tiefen Seufzer an seine Brust und drückte einen glühenden Kuß auf seine Lippen.

Der Lehrer wurde von einem unwillkürlichen Schauder durchrieselt. — Louise hatte ein gleiches Gefühl; als sie sich langsam von seiner Brust, aus seiner Umarmung wieder erhob, trat — eine Thräne in ihre Augen, die sie aber schnell wieder zu entfernen suchte.

Als Rüsau das Zimmer verließ, sagte Louise:

„Also Sie hoffen, mir in der Schule eine Stelle als Unterlehrerin verschaffen zu können?"

„Ganz bestimmt; Sie können sich darauf verlassen."

„So werde ich so bald wie möglich dieses Haus verlassen und in Ihrer Nähe beim Unterricht mitwirken. Es wird mir eine große Freude machen."

Beide drückten sich noch einmal die Hand und trennten sich.

Louise ahnete es recht gut, daß ihr Vater gegen Rüsau noch andere Eröffnungen und Aussichten gemacht hatte, als es in ihrem hier eben noch besprochenen Plane

lag, aber sie hütete sich wohl, diese Seite zu berühren. Sie hatte bisher keine Liebe zu Rüsau gehabt, sie hatte ihn nur als ihren Lehrer betrachtet, das war Alles, was sie sich mit aller Ehrlichkeit sagen mußte. Aber der Zustand, in welchem sie sich befand, nöthigte ihr eine Heuchelei und trügerische Verstellung auf, die ihrer Natur auf's Tiefste zuwider war. Sie wurde selbst von der Schändlichkeit und Niederträchtigkeit empört, mit der sie Rüsau, ihren Lehrer der Religion und Sittlichkeit betrügen sollte und mußte, um die verbrecherische blutschänderische Schuld von dem Haupte ihres Vaters zu nehmen, und eben deshalb schauderte sie zusammen und quoll unwillkürlich eine Thräne aus ihren Augen, als sie an die Brust dieses Geliebten und — arg getäuschten Vaters des noch unter ihrem Herzen ruhenden Kindes sank, aber — die Noth der Umstände und des sittlichen Scheines, der ruhlose Plan ihres eigenen Vaters zwang sie zu diesem Betruge, für den die Rache nicht ausbleiben sollte. —

6. Die Göttin der Vernunft.

Die französischen Emigranten hatten französische Comödianten nach sich gezogen. Auf der großen Drehbahn war damals das „Apollotheater", zur Darstellung französischer Comödien und Schauspiele, nach dem Bedürfniß der Zeit geschmackvoll eingerichtet und decorirt. Aber nicht blos die Emigranten, sondern aus dem sogenannten gebildeten Publikum Hamburg's fanden sich hier Zuschauer ein, und es wurde guter Ton, das deutsche „Stadttheater" am Gänsemarkt zu vernachlässigen und dafür das französische „Apollotheater" auf der großen Drehbahn zu besuchen, gleichviel

ob man der französischen Sprache mächtig war oder nicht. Man wetteiferte mit den Franzosen und wollte wenigstens hier es mit dem Pariser Leben und Geschmack aufnehmen. Ja, selbst die Frauen und Töchter gewöhnlicher Geschäftsleute nahmen damals noch Unterricht im Französischen, und fingen an das Französische zu radebrechen, wenigstens in den Logen des „Apollotheaters" so oft als es nur möglich war, ein „Oui" und ein „Non" hören zu lassen.

Ein sehr bewegtes und frivoles Leben drängte sich auch hinter den Coulissen des „Apollotheaters" zusammen. Kaufleute und Commis, ja selbst Comptoirlehrlinge und Principale rivalisirten hier miteinander um die Gunst der Schauspielerinnen. Diese konnten im wahren Sinne des Wortes bei ihren Stichwörtern nicht den Ausweg auf die Bühne finden, weil sie von ihren Leander'n und Seladon's nicht bloß umschwärmt und umstanden sondern förmlich erdrückt wurden. Obgleich es sonst bei allen Bühnen verboten ist, das Terrain der Coulissen zu betreten, so war es hier im französischen „Apollotheater" doch erlaubt, und zwar au Veranlassung der Schauspielerinnen, welche es durchsetzteu, den allgemeinen Zutritt hinter die Coulissen offen zu erhalten, und zwar aus dem Grunde, um dadurch den größtmöglichsten persönlichen und materiellen Vortheil zu erzielen. Wohin bei dieser Rivalität die frivole Galanterie und ausschweifende Zärtlichkeit mit den Schauspielerinnen sich verirrte, darf die Feder nicht schildern. Die Matadore der Galanterie, um ihren Commis und Comptoirlehrlingen, die mit den blonden Haaren und schmachtenden blauen Augen bei den leichtsinnigen Französinnen unerhörtes Glück machten, den Rang abzulaufen, ließen hinter den Coulissen ungeheure

Vorräthe von Champagner und Delicatessen anfahren, und um dem Appetit die rechte Würze zu geben, waren die Champagnergläser mit Moschus und die Desertteller mit Teufelsdreck (Assa foetida) eingerieben, welche Ingredienzien die ganze Bühne nicht bloß, sondern auch den übrigen Raum des „Apollotheaters" mit dem pikantesten und betäubensten Duft erfüllten.

Frivolität und Ausgelassenheit der schwärmenden Liebe erreichten aber ihren höchsten Grad, wenn nach dem Ende des Stücks nicht bloß der Vorhang sondern auch andere Verhüllungen gefallen waren, und man nun nach einem heroischen Schauspiel des classischen Racine oder Corneille, einen Zug schwärmender und tobender Bacchanten in puris naturalibus aufführte, bis im allgemeinen Taumel die ermatteten Bacchantinnen auf die hinter die Coulissen geschleuderten Haufen der Champagnerflaschen, in den sinnlich romantischesten Stellungen und Gruppen hinabsanken, flüchtig gebettet auf den blauen Unterröcken der Schäferinnen oder den rothen Tunika'n römischer Feldherrn und Kaiser.

Es war an dem Abend jenes Tages, an welchem, wie wir gesehen, sich so Mancherlei ereignete, das unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt, als sich in dem bunten Gewühle hinter den Coulissen des „Apollotheaters" auch der Commis Vogelsang eingefunden hatte.

Er war noch nie so kühn und selbstvertrauend in seinen galanten Unternehmungen gewesen, als an diesem Abend, und darum schien das Glück bei den Schauspielerinnen ihn heute auch mehr zu begünstigen, als alle Uebrigen.

Namentlich war es aber die Schauspielerin Jeannette Duval, welche ihn allen Hamburgischen Seladon's und

Leander'n ersichtlich vorzog. Kaum hatte sie eine Scene abgespielt und die Bühne verlassen, so drängte sie sich wieder zu ihm, legte mit der größten Vertraulichkeit ihren rechten Arm um seine Schulter und preßte ihn so heftig und leidenschaftlich an sich, daß die Augenwimpern sich berührten, die feinste chinesische Schminke von der einen Wange auf die andere überging und der Moschus und Rosenduft ihres offenen Busens ihn fast zu ersticken drohte.

Es wurde aber nicht laut, sondern jedesmal sehr leise gesprochen, und offenbar betraf dieser nur geflüsterte Discurs sehr wichtige Angelegenheiten.

Jetzt sollte Jeannette Duval abermals auftreten. Diese aber war mit ihrem neu gewonnenen Anbeter so vertieft, daß auf der Bühne eine Pause entstand, und der Regisseur den Namen der auftreten sollenden Schauspielerin hinter den Coulissen in aufbrausender Hast so laut ausrief, daß er durch das ganze Haus erschallte und ein allgemeines Gelächter die Logen erfüllte, während das Parterre sich trampelnd und zischend vernehmen ließ.

Die gerufene Schauspielerin drückte das Gesicht ihres Anbeters auf ihren Busen herab, stieß ihn dann von sich und stürzte auf die Bühne.

Vogelsang taumelte auf die Seite und berührte bei dieser Gelegenheit ein Mädchen, welches er vorhin noch nicht bemerkt hatte, und welches mit einem Mantel über dem Arm offenbar wartete, um ihre Geliebterin abzuholen.

Er sah sie einige Augenblicke bestürzt an, wie Jemand, der plötzlich eine Person gewahr wird, unter Umständen und an einem Orte, wo er sie gar nicht erwartet hat. Bald aber hatte er seine Fassung wieder und sagte:

„Was willst Du hier?"

„Ja, darnach muß ich Dich fragen?" entgegnete das Mädchen.

„Dumme Frage! Untersteh Dich nicht, weiter mit mir zu sprechen."

„Wenn mich Jemand anredet und frägt, so muß ich ihm antworten."

„Still, sage ich", versetzte der Commis, offenbar verlegen und besorgt darüber, daß seine Unterredung mit einem gewöhnlichen Dienstmädchen von Anderen bemerkt und gehört wurde.

„Gut, daß ich einmal sehe, was Du für ein Mensch bist und in welchen Verhältnissen Du Dich herumtreibst. Es ist Dir wohl noch nicht genug, daß Du mich unglücklich gemacht hast."

„Willst Du bald schweigen, oder soll ich Dir den Mund stopfen?" fuhr Vogelsang mit verlegenem und verbissenem Aerger fort.

Obgleich alle diese Worte mit leiser und unterdrückter Stimme gesprochen wurden, so konnte man dennoch an den Umstehenden bemerken, daß sie behorcht und theilweise vielleicht auch vernommen wurden.

Vogelsang, dieses gewahrend, nahm seine ganze Geistesgegenwart zusammen, that auf ein Mal wieder sehr heiter und aufgeräumt, und sagte, um die etwaigen Horcher über des wahre Verhältniß zwischen ihm und dem gewöhnlichen Dienstmädchen, die ihm mit „Du" antwortete, irre zu führen:

„Na, liebes Kind, seien Sie deshalb nur nicht böse. Es war ja nur ein Scherz und so nicht gemeint. Gehen

Sie nur, liebes Kind, ich werde Sie nicht wieder so dreist anreden und mir die Freiheit nehmen, Sie zu belästigen."

Damit faßte er das Mädchen, wie zärtlich streichelnd, am Arm; aus ihren plötzlich zusammenzuckenden Gesichtsmuskeln aber konnte man abnehmen, daß er sie nicht sanft und kosend, sondern vielmehr sehr unsanft berührte und er ihr durch Kneifen vielleicht gar bedeutenden Schmerz machte. Ja, das Mädchen wankte und machte eine anstrengende Bewegung, wie Jemand thut, der fortgeschoben und gestoßen wird, während er seinen Platz nicht verlassen will.

Diese still und schweigsam vor sich gehende Scene würde ohne Zweifel die Aufmerksamkeit noch mehr auf sich gezogen und dadurch den Zorn des Commis in hoch auflodernde Flammen gesetzt, ja, ihm wohl gar einen etwas auffallenden und beschämenden, komischen Auftritt herbeigeführt haben, wenn nicht in demselben Moment die Schauspielerin wieder die Bühne verlassen und die für die Zuschauer etwas dunkelbleibende Scene unterbrochen hätte.

„Meine Enveloppe!" rief sie und das Mädchen, mit welchem Vogelsang eben ein so sonderbares Zwiegespräch geführt hatte, reichte ihr dieselbe.

Dem Commis wurde dadurch abermals keine geringe Bestürzung und Verlegenheit bereitet, obgleich er noch nicht mit sich zu Rathe darüber gegangen war, ob sein früheres Beisammensein mit Jeannette Duval von dem Mädchen, das ihm so ungelegen und mit so zweideutigen Worten in die Quere kam, bemerkt worden war oder nicht. Hatte das Mädchen vorhin auch schon hinter den Coulissen gestanden? Das war es, was er sich nicht zu sagen wußte. Und warum hatte er sie denn bisher noch an keinem Abend

in der Wohnung der Schauspielerin und bei dieser bemerkt? Nun, das war leichter zu enträthseln. Wahrscheinlich war sie heute erst in ihre neue Stellung gekommen, und so war es ja natürlich, daß er sie bisher noch nicht bemerken konnte.

Allein, in welchem dunklen, vertrauten Verhältniß stand er zu dem Mädchen?

Wir werden sehen! —

Als die Schauspielerin ihre Enveloppe umgeworfen hatte, schlang sie mit Heftigkeit ihren Arm um den Vogelsang's, und zwängte sich mit ihm rasch und lebhaft durch die hinter den Coulissen Zusammengedrängten.

Der Commis folgte, ohne das Bewußtsein seiner unangenehmen Lage schon in sich niedergekämpft zu haben. Er war an diesem Abend, oder wer weiß, ob nach der neuen Wendung der Dinge nicht für immer? — offenbar der Begünstigte und der Glückliche, und es folgte ihm Diejenige, welche er, nach ihrer Erklärung „unglücklich gemacht“ hatte.

Die Wohnung der Schauspielerin war auf dem Valentinskamp, der Weg dorthin also nicht weit.

Jeannette Duval schmiegte sich ihrem Anbeter mit feuriger Zärtlichkeit an, und dieses um so mehr, als sie glaubte, daß sein Glück ihn so still und stumm mache.

Das Mädchen folgte ihnen ohne Zweifel sehr nahe auf den Fersen, denn Vogelsang glaubte mehrere Male, ihre Tritte sehr unsanft auf seinen Waden zu fühlen. Er wandte den Kopf deshalb auf die Seite und flüsterte:

„Ich bringe Dich um — wenn Du sagst, — daß Du mich kennst.“

„Mit wem reden Sie denn?“ fragte die Schauspielerin, sich an ihn pressend.

„Ich sprach eben nur einige Worte Ihrer heutigen Rolle nach, die Sie beim Abgang so bezaubernd gesprochen haben, daß ich noch jetzt davon ganz hingerissen bin“, antwortete der Commis, nicht ohne heimliche Freude, diese Lüge so schnell auf der Zunge zu haben und in der peinlichen Situation nicht seine Fassung zu verlieren.

„Sie sind ein deutscher Schwärmer!“ versetzte die Schauspielerin. „Aber ich liebe das!“ —

Unterdessen war man bei dem Hause auf dem Valentinskamp angekommen, in welchem Jeannette Duval wohnte.

Ehe das Mädchen Licht brachte, sagte der Commis zu seiner Angebeteten:

„Wir müssen einige Flaschen Champagner haben — Das Mädchen soll sie holen.“

„Ja, Champagner!“ sagte Jeannette Duval. Was ist die Liebe ohne Champagner und — Gold!

Dann ihren Hut und ihre Enveloppe abwerfend, fügte sie hinzu:

„Ach — ich muß mich einmal wieder baden in Champagner!“ —

Vogelsang, diese Worte für eine poetische Floskel haltend, welche nichts weiter sagen sollten, als daß die Geliebte sich einmal wieder in Champagner berauschen wolle, versetzte lebhaft:

„Das sollst Du, Königin des Apollotheaters und meines Herzens; das Mädchen soll sechs Flaschen holen.“

„Ach — was!“ sagte die Schauspielerin und machte

eine kokette Bewegung mit dem ganzen Körper, als habe sie Migraine. „Sechs Flaschen! — Was sollen sechs Flaschen! — Fünfzig Flaschen!“ —

„Fünfzig Flaschen?!“ — versetzte Vogelsang, nicht ohne eine zurückschreckende Bestürzung auszudrücken. — „Trinkt man in Frankreich so viel Champagner auf ein Mal?“

„Ach — was! Baden, nicht trinken! Ich muß mich wieder in Champagner baden, dann erst spiele ich entzückend, himmlisch, göttlich. Dann ist mein Geist größer und unsterblicher als der von Corneille und Racine, dann muß vor mir die ganze Welt anbetend im Staube liegen. Ich werde nun nicht eher gut wieder spielen können, als bis ich acht Tage mich gebadet habe in Champagner. Fi donc! Es ist so gemein, sich zu baden im Wasser, auch wenn es ist salz oder süß, hervorquillt aus den Felsen der Pyrenäen oder rieselt im Thale von Vaucluse oder bei Aix.“

Nach diesen mit Extase gesprochenen Worten hielt die Schauspielerin, in einer sehr graziösen Stellung verharrend, einige Augenblicke inne. Dann einen blanken Dolch, der auf dem Tische lag, mit Lebhaftigkeit ergreifend und ihn hoch vor sich hinhaltend, fuhr sie fort:

„Ich vertraue Ihrer deutschen Schwärmerei, Ihren treuen blonden Augen, Ihren verliebten blauen Haaren*) — schwören Sie mir bei diesem Dolche — und ich werde Ihnen Alles sagen!“ —

*) Die Verwechselung der Worte gehört zur Sache. Die Schauspielerin bemühte sich hier Deutsch zu sprechen, um nach ihrer Ansicht die charakteristische Bezeichnung deutlicher zu geben. Allein sie verwechselte die Begriffe.

Diese hochtragische Scene wurde durch das eintretende Mädchen unterbrochen, welches überhaupt schon verschiedene Male hereingekommen war und sich, trotz einem sehr deutlichen Winke ihrer Herrin, nur mühsam wieder entfernt hatte, nicht ohne einen eigenthümlichen, ängstlich-zornigen Blick zurück zu werfen und jedes Mal die Thüre mit Heftigkeit zuschlagend.

Als das Mädchen wieder hinausgegangen war, nachdem Jeannette Duval ihr mit den Worten: „Was haben Sie hier zu suchen? Gehen Sie zur Ruhe!" die Thür gewiesen hatte — sagte der Commis:

„Aber sie muß ja erst Champagner besorgen."

Damit folgte er ihr durch die Thüre, um ihr den bezüglichen Auftrag und das nöthige Geld zu geben.

Kaum aber war er draußen auf dem Corridor, so hörte er in der Küche ein lautes Weinen und Schluchzen.

„Ich bohre Dir dieses Messer in das Herz", sagte er mit unterdrückter Stimme, „wenn Du noch einen Laut von Dir giebst und mich unglücklich machst.

„Warum hast Du mich denn unglücklich gemacht?" sagte das Mädchen, wegen des starken Schluchzens kaum vernehmbar.

Vogelsang ergriff das große daliegende Tranchirmesser und sagte mit verbissenem Ingrimm:

„Noch ein Wort — noch einen Laut — und Du liegst hier in Deiuem Blut am Boden. Ich mache mir nichts daraus — gar nichts. Ich sage, daß Du Dich aus Eifersucht selbst ermordet, daß ich Dich in Deinem Blut gefunden — verstehst Du?"

„Ja — Alles! — Wohin soll ich aber mit dem Kind, daß ich von Dir unter meinem Herzen trage?"

„Was geht mich das an?" —

„Dich — den Vater?" —

„Mach' mir kein Ansehn — ich schwöre es ab." —

„Du — auch das noch?!" —

„Ich will Dir einen guten Rath geben: Trinke Sabinerthee und schaffe es des Morgens früh mit dem Unrath auf den Gassenkummerwagen. Ich verrathe Dich nicht." —

„Pfui! — Du willst mich auch noch zur Mörderin machen? O Gott!" —

„Pah! Ich nicht. Du sollst es ja selbst thun. Oder — ich will Mitleid mit Dir haben. Lege es weg. Lege es vor Heineke's Thüre, als wolltest Du andeuten, daß es das Seinige wäre, dann will ich zurathen, daß es nach dem Waisenhaus kommt." —

„Aber wo bleiben Sie denn?" rief Jeannette Duval durch die halbgeöffnete Thür.

„Ach, sie meint, daß sie die sechs Flaschen nicht tragen kann. Und dann muß ich ihr erst den Weinkeller ganz genau bezeichnen, wo sie den besten Champagner bekömmt," rief Vogelsang, den Kopf flüchtig nach der halb geöffneten Thüre wendend. Dann sich wieder zu dem Mädchen kehrend, fuhr er fort:

„Also von der kleinen Johannisstraße links — im Dornbusch wieder links, unter der großen, hohen Treppe — wo der dicke, steinerne Bacchus steht — im Rathskeller — sechs Flaschen Champagner zu achtzehn Thalern."

Damit drückte er ihr zwei blanke Louisd'ore in die

Hand, grade so blank, wie diejenigen, welche er in der vorigen Nacht aus der Weintonne in eine ausgehöhlte Oeffnung des Raumes geschüttet hatte.

„Dazu hast Du — Gold, und nicht für Dein Kind?!“ sagte das Mädchen und stieß einen tiefen Seufzer aus.

„Schweig'! Elende! — oder“ — versetzte Vogelsang, kniff' ihr unbarmherzig, wie in wilder Wuth, das Fleisch des Oberarmes und kehrte mit schnellen Schritten in das Zimmer zurück.

Ehe wir unsere Erzählung jetzt weiter fortführen, halten wir uns gleichsam für verpflichtet, dem geneigten Leser eine ausführliche Schilderung von dem Zimmer der Schauspielerin zu geben. Allein wer hätte wohl nicht schon einmal von der Unordnung und heillosen Verwirrung gehört, welche in der Regel in den Wohnungen der Künstler und Künstlerinnen zu herrschen pflegt? Das Innere der Zimmer der Schauspielerinnen znr Zeit der Emigranten und ersten französischen Republik sah grade so aus, wie es heute zur Zeit der Reaction und der Unterdrückten noch aussieht. Nichts darin ist an seinem Platze, nach der Ansicht ehrlicher Bürgersleute und gewöhnlicher Menschen. Dolche, Butter, falsche Haare, Schminkdosen, Schnürleibchen, falsche Waden oder „Wattons“, Schuhe für Prinzessinnen und Bäuerinnen, Rollen, Diademe, Brod, Nachttöpfe, Riechflaschen, Fächer, zerbrochene und zerrissene Perlen, Schminklappen, Notenbogen, Ueberreste von eingemachten Früchten und anderen Dalicatessen, Zinkgeschmeide, die den brasilianischen Diamanten trotzen, Strümpfe in allen Farben, ausgeleerte Töpfe von Gänseleberpasteten, künstliche Blumen — Alles liegt, hängt, steht, ruht auf Tisch, Sopha, Stühlen, Fußboden, Piano-

forte in holder Eintracht unter, über, neben und durch einander.

Die Schauspielerin machte wenige Umstände, um für sich und ihren Anbeter Raum auf dem Sopha, sowie auf dem Tische zu gewinnen: sie fuhr mit dem einem Arm über Tisch und Sopha hin, und schob so die darauf ruhenden Gegenstände vorläufig auf die Erde, um sie dort ruhen zu lassen, bis sie sie zum etwaigen Gebrauch wieder hervorsuchen würde. Lagen sie hier noch im Wege, so wurden sie mit einem Fuß leicht auf die Seite geschoben.

Vogelsang warf sich jetzt in eine Ecke des Sophas, während Jeannette Duval ganz ungenirt anfing, es sich bequem zu machen, und zu dem Ende, von ihrem Wohnzimmer in ihr Schlafzimmer und zurück, hin- und herwanderte.

Als dieses Geschäft beendigt war und die Schauspielerin ein leichtes, wallendes Gewand umgeworfen hatte, welches das anmuthigste Ebenmaaß ihres Körpers, die lieblichen Formen ihrer Arme und Schultern, sowie so manche schlecht verhüllte Reize, mit französischem Leichtsinn zur Schau stellte, trat sie in die Mitte des Zimmers, warf einen stolzen Blick auf den Dasitzenden und sprach, indem ihr ganzes Wesen sich plötzlich wieder wie auf der Bühne in einer begeisterungsvollen Rolle zu verklären schien, mit einem hinreißenden und bezaubernden Ausdruck:

„Im Glauben an Deine Liebe, im Vertrauen auf Deine ritterliche Treue und Ergebenheit, in der Hoffnung auf Deine Dienstwilligkeit bis in den Tod wollte Jeannette Dir eben, hingerissen von der Lebhaftigkeit ihrer Gefühle, ein Geheimniß offenbaren und einweihen in die

tiefsten Mysterien, ohne vorher darnach zu fragen, ob Du einer solchen Huld und Gunst, für mich zu sterben und dem heiligen Sinnbild der Vernunft zum Opfer zu fallen, auch würdig bist. Es ist das Größte, was ich gebe und nur Großes, was ich verlange. Wenn Du mich täuschest und Dich je weigerst, im Genusse meiner Gunst, Dich der strengsten Ausführung meines Willens zu widersetzen, so bin ich stark und verbindungsreich genug, um Dich durch Aqua toffana jeden Augenblick dem Tode zu weihen. Dann wirst Du erst ganz die Französin kennen lernen, das vollkommene Weib der Republik, welches jetzt vor Dir steht."

Es trat eine Pause ein. Der Commis schien durch diese Anrede selbst in einen Zustand der Verzückung versetzt zu werden.

Jeannette Duval fuhr fort:

„Meinst Du, ich sei nur die Schauspielerin, welche Paris und den heiligen Boden der Revolution verlassen hat gleich den armseligen, knechtischen Emigranten, um hier durch die Gnade sinnlicher Menschen mein Leben zu fristen und von den Emigranten um jene armseligen Centimes zu erbetteln, welche sie durch ihre nichtswürdige Flucht dem Genuß und Besitz der großen Nation entzogen haben? Du, Hamburg, die Welt — ahnen nicht, welches höhere, geheiligte Wesen sie in mir erblicken!" —

Diese erstatischen Worte, welche mit dem begeisterndsten Pathos gesprochen wurden und des Rahmens der glänzendsten Bühne vollkommen würdig waren, verfehlten nicht, auf unsern Commis die größte und höchste Wirkung hervorzubringen. Zu staunen, zu bewundern, die Redende

mit großen Augen anzustarren, war Alles, was er vermochte. Er wagte keine Frage, keine Bitte um Aufklärung.

„Du staunest, Du sinkst in Anbetung zu meinen Füßen? Nun wohlan, so lege mir auf diesen Dolch“, — und damit suchte sie das blanke Mordinstrument wieder aus dem Gerümpel am Boden hervor — den Eid ewiger Verschwiegenheit, Treue und Dienstwilligkeit ab, und ich will Dich in meine Mysterien einweihen, will Dich zum Glücklichsten aller Sterblichen machen. Aus manchen Zügen Deiner Worten und Aeußerungen, aus manchen flüchtigen Andeutnngtn, die Dir unwillkürlich entschlüpft sind, hat Jeannette Duval schon entnommen, daß Du ihr dienen kannst, — und Du sollst ihr dienen. Du sollst der Bevorzugte sein vor Allen.“ —

Jetzt hielt die Schauspielerin den blanken Dolch vor sich hin und fuhr fort:

„Knie vor mir, und schwöre mir bei diesem Dolch, Deiner ewigen Seligkeit und meiner Liebe — Treue und Ergebung!“

„Ich schwör's!“ sagte Vogelsang knieend, nicht ohne einen sehnsuchtsvollen Blick auf die in diesem Augenblick am wenigsten verhüllten Reize der verzückten Schauspielerin zu werfen, und voller Erwartung dessen, was er jetzt hören und erleben würde.

Dann den Dolch auf die Seite schleudernd fuhr Jeannette in einem bedeutend ruhigeren und weniger exaltirten Tone fort:

„Wisse denn, daß Du durch mich mit Robespierre in die engste Verbindung trittst, und daß Du der Republik und der Freiheit Vieles und Großes nützen kannst, wenn

Du Muth hast und den Tod verachtest, der unmittelbar Dein Loos ist, wenn Du ohnmächtig zusammenschrecken wirst, ihn zu vollführen und zu verbreiten, wo es Dir geboten wird durch mich!"

„Sprich deutlicher", sagte Vogelsang. „Ich habe mich Dir in Treue ergeben, ich will um Deine Gunst und Liebe Alles thun, darum löse mir das dunkle Räthsel, wie ich hier in Hamburg durch Dich zu Robespierre in Paris in Verbindung treten kann. Daß in Dir ein höherer Geist lebt, daß Du keine gewöhnliche Schauspielerin, daß Du mehr bist, als die Welt ahndet, das habe ich erwartet, als ich Dich zum ersten Male sah. Es liegt etwas Geheimnißvolles und Wunderbares in Deinem ganzen Wesen, und ich glaube, ich hoffe, daß ich Deines Vertrauens und Deiner Liebe würdig bin. Gebiete über mich, und Du wirst sehen, daß ich Muth habe, das Gräßlichste und Nichtswürdigste zu vollbringen, wovor kleinmüthige Seelen zurückschrecken. — Aber wo bleibt der Champagner? Mich dünkt, wir müssen allzu lange darauf warten. Sollte das Mädchen aus Neid und Malice uns ihn so lange vorenthalten? Und doch bedürfen wir des begeisternden Trankes der Champagne, um unserer Unterhaltung die rechte Weihe zu geben." — Jetzt erschien das Mädchen mit dem Champagner. Sie stellte die Flaschen mit den silbernen Häuptern auf den Tisch und verschwand, nicht ohne noch einen zornigen und vorwurfsvollen Blick auf Vogelsang zu werfen, der davon jedoch keine Notiz nahm.

Die Schauspielerin holte Gläser herbei und warf sich in die andere Ecke des Sophas, während Vogelsang den Drath lösete, so daß der Kork mit dem bekannten wohl-

tönenden Knall unter die Zimmerdecke flog und der edle Wein mit dem perlenden Goldschaum in die Gläser sich ergoß.

„Der Revolution — der Göttin der Vernunft das erste Glas!“ — rief Jeannette mit Begeisterung, stieß lebhaft an das Glas ihres Anbeters und schlürfte das perlende Gold mit vollen Zügen.

Der Commis that dasselbe, schenkte wieder ein — man trank das zweite, das dritte Glas, dann sagte Jener:

„Jetzt bin ich erwärmt, von Lebensfülle durchströmt, nun weihe mich endlich ganz ein in Dein Geheimniß, Jeannette, göttliches Weib!“

„Erfahre also weiter, begann die Schauspielerin wieder, daß es die Göttin der Vernunft ist, welche mit Dir die Becher des Lebens trinkt.“

„Die Göttin der Vernunft?“ wiederholte der Commis mit neugieriger Verwunderung. Erkläre dich deutlicher, wie soll ich diese Bezeichnung verstehen?“ —

„Weißt Du nicht, daß die Göttin der Vernunft und das Sinnbild der Tugend in Gottes freier Natur und in ihrer freien, unverhüllten und natürlichen Schönheit vor den Tausenden des versammelten Volkes im Triumphe und zur heiligen Verehrung einher geführt worden ist“?

„Nun, das weiß ich, weil ich es in den Zeitungen gelesen habe, aber“ — versetzte Vogelsang.

„Ich war es, die wegen ihrer leiblichen Schönheit und Vollkommenheit dazu ansersehen, die wegen der Reinheit und des Glanzes ihrer Reize gewürdigt ward, dem Volke zum Schauspiele eines sinnlichen Symboles der Vernunft und Tugend zu dienen. So habe ich hundert Tausende

zur heiligen Verehrung und knieenden Andacht hingerissen, indem das Volk auf dem Marsfelde vor mir zu Boden sank und sich freute in seinem Herzen, daß ein neuer Gott eingesetzt und der Tag der freien Tugend ihm erschienen war."

„Ist es — wäre es möglich?" sagte Vogelsang. „In Dir sehe ich jenes höhere Wesen, welches auserlesen ward zu diesem gewaltigen Schauspiel?"

„So ist es", entgegnete Jeannette. Ich bin es, die der Republik diesen großen Dienst geleistet hat, die — ihr jetzt vielleicht nicht minder große Dienste zu leisten im Stande ist. — Robespierre besuchte mich oft, ehe es zu jenem großen Schauspiele kam, er schwelgte in meiner Jugend, meinen Reizen und meiner Schönheit. Ich war die Urheberin so mancher erschütternden Ideen, die durch seine Kraft und seinen Muth zur blutigen, welterschütternden Ausführung kam. In einer traulichen Stunde bildete sich nicht minder in meinem Geiste die Idee aus, nach welcher ich dem ganzen versammelten Volke als Sinnbild der göttlichen Vernunft und Tugend dargestellt wurde."

„Es sind hier in Hamburg aber so viele Emigranten — werden die Dich nicht erkennen?"

„Sei unbesorgt, sie werden mich nicht erkennen, weil sie mich nicht gesehen haben, denn sie waren als Aristokraten nicht unter jenem Volke, welches in Andacht hingegossen, anbetend vor mir kniete."

„Und dennoch bist Du jetzt Schauspielerin geworden — und als solche nach Hamburg gekommen?" —

„Als jenes Schauspiel vorüber war, ekelte es mich an, noch länger in Paris zu bleiben und ein gewöhnliches

Leben einer Grisette oder Courtisane zu führen. Mein Leib war geheiligt, und darum wirst Du jetzt begreifen, daß ich mich nicht mehr im allgemeinen Wasser des Meeres oder der Quelle, sondern nur noch im Champagner baden kann."

„Warum aber wurdest Du grade Schauspielerin und kamest nach Hamburg, Jeannette?" fragte der Commis wiederum.

„Weil ich als Schauspielerin mich am ungenirtesten in der Welt aufhalten kann, ohne Verdacht irgend einer Art zu erregen. Als Schauspielerin habe ich meinen Beruf und Niemand denkt daran, in mir etwas Anderes zu suchen, als meiuen Beruf. Daß ich aber grade hierher nach Hamburg gegangen bin, beruht auf einem geheimen und tieferen Plane. Meinst Du denn, daß man es in Paris nicht längst weiß, daß sich die Mehrzahl der großen und reichen Emigranten nach Hamburg begeben hat, daß sie hier ihr Leben geborgen glauben? Aber während sie am Abend in den Logen so vor mir sitzen und ich sie alle beobachten und mir merken kann, ahnen sie nicht, welche geheime Pläne in demselben Augenblick gegen sie geschmiedet werden, daß auch hier in Deutschland, in dem scheinlosen Locale unschuldiger und harmloser Kunstgenüsse Tod und Verrath sie umlauern; ja, daß Jeannette Duval es ist, welche die Rolle eines weiblichen Spions übernommen hat; daß die „Göttin der Vernunft", vor welcher allein gleichsam sie aus Paris geflüchtet sind, es ist, welche hier, als Dämon der Nacht in unsichtbarer Gestalt wieder vor ihnen erscheint."

„So ständest Du von Hamburg aus und als Schauspielerin noch fortwährend mit Robespierre in der engsten Verbindung? Darauf wird hier in der That Niemand verfallen,“ versetzte Vogelsang, nicht ohne seine heimliche Freude darüber zu verrathen, daß er mit der in Paris im Triumphe aufgeführten „Göttin der Vernunft“ und mit den geheimen Machinationen der Stimmführer der Republik in eine so nahe Verbindung gekommen war. Dann fügte er noch hinzu:

„Weißt Du denn aber auch schon, Jeannette, daß und wie viele Emigranten sich hier in Hamburg jetzt aufhalten?“

„Allerdings weiß ich das,“ versetzte die Schauspielerin, nicht ohne einen stolzen Blick um sich und auf den Frager zu werfen. Es war ja meine Aufgabe, darüber fortwährend und unbemerkt Erkundigungen einzuziehen. Meine Sorge bleibt nur noch, durch dritte Personen mit den Emigranten in eine gewisse nähere Berührung zu kommen. Die Geflüchteten haben dem französischen Lande und Volke ihre Millionen und zahllose, unendlich werthreiche Schätze entzogen, und diese meinem Lande und Volke, das heißt, der Republik und ihren Vertretern wieder zu gewinnen, dahin geht jetzt mein Zweck. Ich muß alle Ränke und Mittel aufbieten, um den Helden der Republik, und besonders meinem Robespierre hier die größten und wichtigsten Dienste zu leisten. Dazu aber bedarf ich unerschrockener und kühner, rücksichtsloser und sich aufopfernder Mittelspersonen, die vor keiner Unternehmung, keiner That, und klebe daran auch Gift und Blut, zurückschrecken, und darum

habe ich — Dich ausersehen. Du sollst mir dienen und — meine ganze Gunst und Liebe genießen."

Bei diesen Worten warf sie dem überglücklichen Commis erst einen langen, schmachtenden Blick zu, dann schmiegte sie sich sanft an ihn und sank voll Zärtlichkeit in seine sie umschlingenden Arme.

Man kann sich leicht denken, daß Vogelsang in einer Seligkeit schwelgte, die keine Grenzen kannte; daß er zu Allem Muth und Entschlossenheit in sich fühlte und nach seiner Stimmung bereit war, selbst vor den größten und strafwürdigsten Verbrechen und nichtswürdigsten Unternehmungen nicht zurückzuschrecken.

Diesen Umstand wußte die Schauspielerin ganz gut zu berechnen und darum suchte sie ihn durch alle Reizmittel an sich zu fesseln und sich ergeben zu machen, um zunächst ihre persönlichen Absichten und Vortheile dadurch zu erreichen.

Es trat hier eine Pause ein, die wir nicht weiter charakterisiren und ausmalen wollen.

Dann aus seinem Traume oder Rausche erwachend, sagte Vogelsang:

„Weißt Du, Jeannette, daß auch in dem Hause meines Principals eine Emigrantin wohnt, deren Gemahl freilich noch erwartet wird?"

„Ich weiß es," sagte die Schauspielerin. „Es ist die Frau von Basson. Herr von Basson ist reich, sehr reich; und wenn es ihm gelingt, der französischen Republik sein bedeutendes Vermögen zu entziehen, es nach Deutschland herüber zu schaffen, so muß man dennoch suchen, desselben habhaft zu werden, denn die französische Republik braucht Geld, viel Geld. Ich weiß aber zugleich auch, daß die

Frau von Basson einen großen Privatschatz von Juwelen und Brillanten besitz, um welchen ich sie oft beneidet habe, wenn ich sie im vollen Glanze desselben im Theatre francaise sitzen sah. Was soll diese Aristokratin aber mit einem solchen Schmuck? Soll sie der Demokratie dadurch fortwährend Hohn sprechen? Müssen und sollen nicht alle Schätze und Reichthümer Gemeingut des Volkes sein? Die Demokratie kann nicht eher in ihrer Blüthe sich darstellen, als bis alles Capital unter dem ganzen Volke gemeinschaftlich vertheilt ist."

Der Commis war bei diesen Worten sehr aufmerksam geworden. Ihm schossen in derselben Minute verschiedene Pläne durch den Kopf.

Nach einigen Selbstbetrachtungen sagte er:

„Ich habe noch nichts davon gesehen, daß die Frau von Basson solche Schätze an Brillanten und Juwelen besitzt."

„Aber nichts desto weniger ist es wahr," versetzte Jeannette Duval. „Sie wird sie in einem Kästchen verschlossen haben und jedenfalls mit sich führen. Es käme nur darauf an, dieses Kästchens ansichtig zu werden."

„Das könnte mir schon möglich werden," sagte Vogelsang. „Ja, ich glaube Dir betheuern zu können, daß ich schon bis morgen mich davon werde überzeugen und Dir Näheres darüber mittheilen können. Indessen ist es spät, oder vielmehr früh. Denn wie mir scheint, graut der Morgen schon zum Fenster herein. Auch sind die Stundengläser unserer Champagnerflaschen abgelaufen. So müssen wir scheiden, um uns mit neuem Verlangen und mit lebhafter Sehnsucht wieder zu sehen."

Beide erhoben sich.

Der berauschte Commis preßte die schwankende Schauspielerin lebhaft an sich. Dann drückte er einen leidenschaftlichen Kuß auf ihren entblößten Nacken.

„Wie schön würden diesen Nacken jene Brillanten kleiden!“ rief er voll Entzückung.

„Schmeichler!“ sagte die Schauspielerin mit einem tiefen Seufzer. „Wenn ich Dich überreden wollte, Dich ihrer zu bemächtigen, so würde es nur geschehen, um der französischen Republik diesen Vortheil zu zu wenden.“ —

„Schlaf wohl!“ sagte der Commis.

„Bald sehen wir uns wieder!“ versetzte die Schauspielerin, und umschloß jenen noch einmal mit verlangenden Armen. Dann fügte sie hinzu:

„Bedenke bei Allem, was Du thust und unternimmst, daß es zum Vortheil der Freiheit und Demokratie geschieht!“

Damit trennten sie sich.

7. Ein Teufel über den andern.

Wir müssen jetzt die Fäden unserer Erzählung wieder aufnehmen, die wir einzeln fallen gelassen haben.

Seit jener schauerlichen Nacht, in welcher Vogelsang sich des goldnen Inhalts der Weintonnen bemächtigte, sind erst zwei Tage verflossen.

Wir haben gehört und gesehen, daß Heineke den ursprünglichen Plan gefaßt hatte, jenes Gold in Sicherheit zu bringen, und daß sein schlauer Commis ihm darin zuvor gekommen war.

Im Drange der Umstände und Verhältnisse war es dem Principal nicht möglich geworden, den zuerst gefaßten Plan in Ausführung zu bringen, und dennoch mußte man erwarten, daß Herr von Basson jeden Tag aus Frankreich eintreffen werde. Indessen verschob seine Ankunft sich von einem Tage zum andern, und ebenso wuchs die Unruhe und Verzweiflung seiner Gemahlin.

Am Morgen des dritten Tages, als Heineke mit seinem Commis allein auf dem Comptoir war, zeigte er diesem an, daß sie an demselben Abend, oder vielmehr in der nächsten Nacht, daran gehen wollten, das Gold aus den so frei im Raume gelagerten Weintonnen in Sicherheit zu bringen.

Der Commis war dazu bereit, doch glaubte er vorher noch eine Bedingung stellen zu müssen.

Nach der neuen Aufforderung des Principals sagte er daher:

„Ich bin allerdings noch immer bereit, das geheime Unternehmen mit Ihnen auszuführen. Allein da Sie mich einmal zum Mitwirker und Mitwisser Ihres Planes erwählt haben, so scheint die Rechtlichkeit und Gewissenhaftigkeit es zu erfordern, daß ich zugleich auch eine Art Vollmacht oder Curatel für den abwesenden Herrn von Basson übernehme."

„Wie meinen Sie das?" versetzte Heineke, nicht ohne gespannte Neugierde und einen scharfen, prüfenden Blick auf den ihm gegenüber sitzenden Commis werfend.

„Ich meine," versetzte der Commis, „daß die Zeitverhältnisse sehr unsicher sind, und daß man nicht voraussehen kann, welche Wechselfälle sich noch ereignen mögen. Herr von Basson, der diese Weintonnen mit dem geheim-

nißvollen Inhalt hergesandt hat, ist bis heute noch nicht eingetroffen und befindet sich auch diese Stunde vielleicht noch in Paris. Er weiß nicht anders, als daß die Weintonnen mit dem Golde hier unversehrt so hingelagert und aufbewahrt werden, als bis er selbst eintrifft und sie unversehrt in Empfang nimmt. Da sie es nun für nöthig halten, an diesem unversehrten Zustand etwas zu verändern, und das Gold an und für sich in größere Sicherheit zu bringen, so scheint mir dennoch, daß sie dadurch dasselbe größeren Gefahren preisgeben."

„Größeren Gefahren?" wiederholte Heineke.

„Allerdings," versetzte Vogelsang. „Denn so lange das Gold unberührt in den Tonnen bleibt, ist Ihre Verantwortlichkeit nur die einfache, welche Sie für dieselben einmal als Empfänger nach dem Frachtbrief übernommen haben; sobald Sie sie aber von dem Golde befreien, verdoppelt sich diese und Sie haben bei der Ankunft des Herrn von Basson nun nicht mehr die Weintonnen allein und wie Sie sie empfangen haben, sondern auch das daraus geborgene Gold zu überliefern. Da Sie mich nun aber einmal zum Mitwissenden und Zeugen Ihrer That gemacht haben, so würde es gegen mein Gewissen sein, wenn ich mich im Namen des Herrn oder der Frau von Basson nicht durch einen mir mit Ihrer Unterschrift ausgestellten Revers sicher stellte."

„Sie verlangen von mir eine Bescheinigung darüber, wie viel Gold ich aus den Fässern genommen habe?" fragte Heineke, nicht ohne eine gewisse Unruhe und Aufregung zu verrathen, indem er sich von seinem Commis auf solche Weise bevormundet sah.

„Grade keine ausführliche und genaue Bescheinigung über den Empfang des Goldes; aber doch einen Revers darüber, daß Herr von Basson, die Umstände mögen sich ereignen wie sie wollen, eine gewisse Summe von Ihnen zu empfangen hat. Wie gesagt, die Zeitverhältnisse sind zu unsicher, es ist nur wegen Lebens und Sterbens. Man kann nicht wissen, wann und ob überhaupt Herr von Basson in Hamburg eintrifft, um das Uebersandte in Empfang zu nehmen. Ja, Ihnen selbst kann bis dahin etwas Menschliches begegnen, und auf diese Weise würde es unangenehme Widerwärtigkeiten und ungelöste Räthsel für Ihre Tochter sowohl als für Frau von Basson geben, wenn man diese Summen bei Ihnen fände, ohne daß aus und nach Ihren Büchern darüber Rechenschaft gegeben werden könnte. Für einen solchen nicht unmöglichen Fall muß man sich zu sichern wissen, und darum scheint es mir in Ihrem eigenen Interesse unerläßlich, daß Sie mir etwas Schriftliches geben, welches ich so lange in Händen behalte, bis Herr von Basson angekommen ist, und die Sendung in Empfang genommen hat. Darnach werde ich Ihnen dieses Certificat sogleich zurückstellen. Es versteht sich übrigens von selbst, daß Niemand von dem Dasein dieses Schriftlichen etwas erfährt, ebenso wenig als von dem ganzen Vorgang und unserm Einverständniß bei demselben."

Heineke gewahrte nicht ohne Bestürzung und Verlegenheit, daß er hier von seinem schlauen und verschmitzten Commis in eine Falle gelockt worden war, welcher er sich nicht mehr entziehen konnte, ohne sich das größte Dementi zu geben. Er mußte sich sagen, daß Vogelsang, wenn auch unausgesprochen, doch hinter dem ganzen Vorhaben

einen tieferen Plan vermuthe und daß dieser daher an dem Geborgenen seinen Antheil haben wollte. Und wollte er jetzt auch anstehen, seinen Plan noch auszuführen, in welchem Lichte mußte er dann vor seinem Commis dastehen? Hatte dieser nicht volle Gewalt über ihn, und konnte er seinen Credit und seine Ehre nicht jeden Augenblick an den öffentlichen Pranger stellen? An ein Zurücktreten und Aufgeben des Planes war also nicht mehr zu denken, und er mußte jetzt nur darnach trachten, den Kopf so viel und so weit als möglich der Schlinge zu entziehen. Das Vorhaben mußte auf jeden Fall und um jeden Preis ein tiefes Geheimniß bleiben, auch vor der Frau von Basson, welcher der Commis gar zu leicht etwas verrathen konnte, wenn er ihn nicht als den größten Vertrauten an sich zu fesseln wußte. Daß das Gold sich in den Fässern befand, daran wagte er durchaus nicht zu zweifeln. Aber eben so war er auch überzeugt, daß es Herrn von Basson nicht gelingen würde, Frankreich noch zu verlassen; ja, er lebte vielmehr der Hoffnung, daß das Haupt desselben bereits auf der Guillotine gefallen sei. Dann war also der Schatz ihm gesichert, und unter diesen Umständen konnte er seinem Commis gerne einen Antheil an dem Gewinn gönnen, da er dann um so sicherer darauf sich verlassen durfte, daß das Ganze vor der Welt ein großes Geheimniß bleiben würde.

Nach einigem Ueberlegen und Besinnen sagte darauf Heineke zu seinem Commis:

„Da ich die Sache mit der größten Rechtschaffenheit und Gewissenhaftigkeit übernehme, so halte ich es für nicht mehr als billig, daß ich Ihnen zur Sicherung für Herrn

von Basson oder dessen Erben etwas Schriftliches in Händen gebe. In welcher Form aber verlangen Sie dieses?"

„Sie geben mir eine einfache Anweisung, ohne Namen, und lautend auf die Summe von 100,000 Franken, zahlbar nach Sicht."

„Hunderttausend Franken?" sagte Heineke. „Wie kommen Sie grade zu dieser Summe?"

„Ich nehme diese runde Summe an, weil ich überzeugt bin, daß die Fässer noch bedeutend mehr enthalten, und weil es sich hier nur um eine formelle Bürgschaft handelt; nicht darum, daß Sie Herrn von Basson grade nur zur Rückzahlung oder Auslieferung dieser Summe verpflichtet sein sollten, sondern damit es sich dadurch nur herausstellt, daß Sie überhaupt ein Capital von Herrn von Basson in Händen und Verwahrung haben. Für das Weitere genügt dann ja meine Bürgschaft als Augenzeuge. Und zum Ueberfluß können wir das Gold ja auch noch zählen und ein Protocoll über den Befund aufnehmen, sobald wir jenes hervorgeholt haben."

„Das ist richtig," sagte Heineke. „Obwohl mir freilich die Summe von 100,000 Franken etwas zu hoch angenommen scheint, so will ich mich doch dazu verstehen. Es wäre nämlich gar nicht unmöglich, daß der Befund noch bedeutend höher ausfiele." —

Da es sich hier um die Bewahrung eines großen geheimnißvollen Vertrauens und um die Bergung einer Summe handelte, die, wie Heineke nach den erhaltenen Andeutungen nicht anders schließen konnte, die Zahl von 500,000 Franken leicht erreichen konnte, so stand jener, wie gesagt, nicht an,

seinem Commis eine Anweisung, lautend auf 100,000 Franken, doch ohne Namen, nämlich folgender Weise auszustellen:

„Dem Vorzeiger dieses, Herrn — — — zahle ich nach Sicht die Summe von 100,000 Fr. in Gold oder hafte dafür mit allen Activis und Vermögen.

Hamburg, d. — — — 17

Heineke."

Vogelsang nahm diese Anweisung mit der Versicherung, daß er sie sofort an ihren Aussteller zurückgeben werde, sobald Herr von Basson angekommen sei und er wisse, daß derselbe die übersandten Tonnen nebst Inhalt in Empfang genommen habe.

Darnach wurde die Verabredung getroffen, daß man in der nächsten Nacht, präcise 12 Uhr, wenn Alles stille und zur Ruhe sei, daran gehen wolle, die Fässer ihres goldenen Inhalts zu entledigen. —

Die angesetzte Stunde kam. Heineke sowohl als Vogelsang fanden sich in dem Waaren-Raume ein, um ihr gemeinschaftliches Vorhaben auszuführen. Ersterer trug die Lampe aus seinem Comptoir und Letzterer verschiedene Werkzeuge. Als sie sich den Tonnen genähert hatten, blieb der Principal einige Minuten davor stehen, betrachtete sie mit starren Blicken und schauerte unwillkürlich zusammen.

Der Commis wußte nicht, wie er dieses Erstarren auslegen sollte. Ließ sich vielleicht an den Tonnen bemerken, daß schon etwas damit vorgegangen war und war somit seine zuvorkommende That dem Verdachte preisgegeben?

Entschlossen, sich weder durch die kleinste Bewegung noch durch den geringsten Laut zu verrathen hielt auch Vogelsang sich einige Minuten im Hintergrunde ganz

ruhig, gleichsam abwartend, was sein Principal jetzt unternehmen und wie er das Werk angreifen würde.

Endlich fuhr Heineke aus seiner starren Ueberlegung wieder empor und forderte von seinem Commis einen Hammer. Dann schlug er mit diesem an die erste Tonne und es schallte ihm daraus ein dumpfer, wenig nachhallender Ton entgegen. Er wiederholte diesen Schlag noch einmal und horchte sehr aufmerksam, gleichsam um zu erlauschen, ob es der rechte Klang sei, der ihm das darin ruhende Gold verriethe.

Ohne Zweifel aber schien die Wünschelruthe ihm nicht den rechten Klang aus der Tonne hervor zu locken, denn nachdem er sein Ohr sorgfältig horchend nahe an dem Boden der ersten Tonne gehalten, sprach er leise bei sich: „Hem! hem! sonderbar!“ und schüttelte sehr bedenklich mit dem Kopf.

„Wollen wir uns nicht daran machen?“ fragte jetzt Vogelsang mit einem kaum vernehmbaren doch sehr gleichgültigen Tone.

„Sollte wirklich Gold darin enthalten sein?“ versetzte Heineke.

„Ich meine, Sie haben briefliche Meldung davon erhalten?“ fragte der Commis wieder.

„Das habe ich allerdings,“ entgegnete der Principal wieder, aber nach dem Wiederhall aus der Tonne und dem Schlage zu urtheilen, welchen ich soeben gegen den Boden der Tonne gethan habe, will es mir scheinen, als wäre es der rechte Klang nicht und als müßte es mir klirrender und metallreicher daraus entgegenschallen.“

Er wiederholte jetzt die Schläge gegen den Boden der

zweiten und dritten Tonne; aber auch hierauf erfolgte nur der dumpfe, metalllose Klang.

Neues Horchen, Verstummen und Kopfschütteln.

Vogelsang stand regungslos hinter dem Rücken seines untersuchenden Principals, ohne daß er in seiner Brust die geringste Unruhe oder Beklemmung fühlte oder verrieth. Dann sagte er mit einem sehr theilnehmenden und sanften Tone:

„Das ist aber wirklich merkwürdig. Denn ich glaube fast, daß Sie, nach dem Schalle zu urtheilen, recht haben, daß kein Gold darin enthalten ist. Es wäre ja aber erschrecklich, wenn Sie die Tonnen in Empfang genommen hätten und nachher etwas darin zurückliefern sollten, was Sie eigentlich gar nicht empfangen hätten. Welche Gefahr läge für Sie darin, wenn man den wahren Inhalt der Tonnen gekannt und diese mit anderen ähnlichen verwechselt hätte. Sie könnten dann ja eines Verbrechens angeklagt werden" — fügte Vogelsang mit leiser Stimme hinzu, — welches Sie —

„Schweigen Sie!" rief Heineke plötzlich so laut, daß es in dem weiten Raume wiederhallte, als riefen es zugleich mit ihm ein Dutzend unheimlicher Kobolde aus allen Ecken und Winkeln.

Zugleich ließ sich aus dem Hintergrunde ein Geräusch wie von einem lebenden Wesen vernehmen.

Heineke fuhr erschrocken zusammen, so daß er einiges Oel aus der Lampe verschüttete und dadurch die Flamme derselben auslöschte.

Man befand sich im Dunkeln.

Dann nach einiger Sammlung fragte der Principal

mit lauter Stimme: „Wer ist da?“ und zu seinem Commis gewandt fügte er hinzu: „Sollte man uns belauscht haben?“—

Wir haben oben bereits bemerkt, daß das Heineke'sche Haus am östlichen Ende des Jungfernstiegs lag und daß man von dem hinteren Ausgang des Raumes durch einen kurzen nicht allzubreiten Gang sogleich nach der jetzt eingegangenen Straße „Voglerswall“ kommen konnte, auf welchem Wege auch die Waaren in den Raum gebracht wurden.

Als auf die gethane Frage Alles still blieb, wiederholte Heineke noch einmal den Ruf:

„Ist da Jemand?“ —

Jetzt wurde ihm darauf mit schwacher, heiserer Stimme die Antwort:

„Ich bin es!“ —

Heineke traute seinen Ohren nicht. Die Stimme, wenn in diesem Augenblick auch sehr matt und tonlos ihm entgegenklingend, schien ihm doch nur allzubekannt zu sein. Ohne sich im Dunkeln von der Wahrheit und Richtigkeit seiner Annahme durch den Augenschein vollkommen überzeugen zu können, war er doch gewiß, nach dem Gehör schon die Person erkannt zu haben, und fuhr deshalb in einem völlig umgewandelten Tone und ohne auf die Gegenwart seines Commis Rücksicht zu nehmen, fort:

„Wie kömmst Du hierher? Was hast Du hier zu suchen? Willst Du vielleicht einen Raub ausführen, der Dich zum Zucht- und Spinnhaus reif macht? Wenn es so ist, wie ich jetzt zu vermuthen Ursache habe, — und die Untersuchung der Tonnen bestärkt mich in dem Argwohn — so wird Euer aller Wohnung künftig das Spinnhaus sein,

und ich sehe endlich ein, mit welchem diebischen Gesindel ich es zu thun habe.“

Es ist leicht zu errathen, aus welchem Grunde Heineke seinen Worten und Expectorationen diese Wendung gab. Er wollte sich unter allen Umständen vor jedem Verdacht sichern und so vor der Oeffentlichkeit, an welche seine geheimnißvolle Erscheinung in dem Raume um Mitternacht kommen konnte, jeden Argwohn, der auf ihn zurückfallen konnte, wo nicht im Keime ersticken, doch einigermaßen zweideutig machen. Wenn es ja an das Licht des Tages kommen sollte, daß aus den Tonnen eine Masse Goldes verschwunden war, so sollte die Stadt wenigstens wissen, daß Heineke selbst um Mitternacht eine fremde Person in dem Raume ertappt hatte.

Wie wir erfahren haben, befand man sich seit dem plötzlichen Auftreten einer dritten Person in dieser mitternächtlichen Scene, nach der durch die Erschütterung des Schreckes herbeigeführten Erlöschung der Lampe, in völliger Finsterniß. In dieser Dunkelheit konnte man es auch nicht bemerken, daß Vogelsang wiederholt in ein verbissenes, schadenfrohes Lachen ausbrach. Er wußte ja am besten, wie es jetzt mit den Weinfässern stand, und daher lachte er hinter dem Rücken seines Principals schon heimlich und sarkastisch, als dieser über den unerwarteten Klang so bestürzt wurde, und noch mehr, als die dritte Person ihre unerwartete Anwesenheit durch eine wohl erkannte Frauenstimme kund gab. Wenn der geneigte Leser diese so plötzlich auftretende Person nicht schon errathen haben sollte, so wollen wir bemerken, daß es keine andere war, als die Mutter jenes Mädchens, welche wir an dem b wußten

Morgen in Heineke's Comptoir trafen und für welche Heineke sich gleich darauf bei seinem Freunde so besonders verwandt hatte.

Aber wie kam diese Frau zu so ungewöhnlicher Zeit in den Raum und was hatte sie hier zu suchen?

Auf diese Frage wird unsere Erzählung sogleich die entsprechende Antwort geben.

Als der Kaufmann sah, daß seine geheimnißvolle Unternehmung in so unheimlicher Stunde nun nicht bloß für diese Nacht, sondern wahrscheinlich für immer gestört war — denn auf wen mußte nothwendig der Verdacht zurückfallen, wenn jene Frau sich als völlig unschuldig ausweisen sollte? — so hielt er es für zweckmäßig, seinen Commis zu entfernen, und mit der so ungewöhnlich und unerwartet hier Angetroffenen noch erst ein Zwiegespräch unter vier Augen zu halten.

Er gebot also seinem Commis, sich zu entfernen. Vogelsang verließ den Raum und Heineke war mit seiner früheren Geliebten, mit derjenigen, welche er verführt, Jahre lang unterhalten und dann verlassen hatte, in dem unheimlichen finsteren Raume allein.

„Was hattest Du hier zu suchen?“ fragte er in polternder Aufwallung

„Nichts“ — sagte die Frau mit matter, schüchterner Stimme, und näherte sich ihm aus dem Hintergrunde, in welchem sie bisher noch sich zurück gehalten hatte.

„Nichts?“ — wiederholte Heineke mit Ingrimm. „Du wolltest mich bestehlen, nichts weiter, wie Du mich Jahre lang mit deinen Bälgen bestohlen hast.“

„Ich Dich bestohlen? Davor soll mich Gott bewahren;

und wenn wir auch noch länger hungern müssen, als wir jetzt schon gehungert haben, so wird mir mein Ruf und ehrlicher Name doch zu lieb und werth sein, als daß ich mich so weit vergessen könnte. Ich habe meine Kinder stets nur dazu angehalten, Tugend und Frömmigkeit zu lieben, und wenn wir auch arm sind, so haben wir doch nie etwas Unrechtes gethan.

„Tugend nnd Frömmigkeit?!" — hohnlachte Heineke — „ha! ha! ha! Da höre mir Einer wie ein liederliches Weibsbild sich verstellen kann. Tugend und Frömmigkeit! Bist Du um ein Haar besser als alles Gelichter deines Gleichen und als die gemeinen Dirren im Trampgang und auf dem Hamburger Berg?" —

„Wenn ich so weit gesunken bin, so bin ich es nur durch Dich" — entgegnete die Frau mit ernstem Vorwurf. Als Du mich kennen lerntest, war ich erst vom Lande gekommen und so unschuldig, wie ich von Gott geschaffen bin. Bin ich im Laufe der Jahre so schlecht und verächtlich geworden, so fällt die Schuld daran nur auf Dich zurück. Schändlich und schlecht genug, daß wir armen Mädchen so häufig erst verführt und dann gemißhandelt und mit Füßen getreten werden; daß wir verlassen werden, nachdem uns unser Ruf und unsere Unschuld genommen ist, und daß wir keine Gnade mehr finden, wenn alle Schönheit dahin ist und man uns von der Thüre stößt wie einen räudigen Hund, wenn wir um das letzte Stück trockenes Brod bitten und wohl gar einen solchen Ort, wie diesen Raum wählen müssen, um den Ehrvergessenen zu sprechen und ihm nochmals unsere Bitte an's Herz zu legen, ja daß wir dadurch selst in den schwersten und kränkendsten Verdacht kommen,

wenn wir vor Erschöpfung in unserm Versteck einschlafen und so wider Willen eingesperrt und eingeschlossen werden. Fluch und Schande über Dich, daß Du mich noch zur Verzweiflung bringst, daß" —

Bis hierher hatte Heineke gewaltsam an sich gehalten und die bitteren Vorwürfe mit vor Wuth zitternden Gliedern angehört. Jetzt aber übermannte ihn der Jähzorn, und mit der messingenen Comptoirlampe, welche er noch immer in seiner Rechten hielt, versetzte er der Frau einen so heftigen Schlag, daß sie zu Boden stürzte und keinen Laut von sich gab.

Abermals stand er horchend und wie vor Schreck und Bestürzung erstarrt da, denn, da er den Schlag in der Dunkelheit ausgeführt und also nicht gesehen hatte, wo er die Frau getroffen, so konnte er, da die Hingesunkene keinen Laut von sich gab, nicht anders glauben, als daß er einen Mord begangen und die vielleicht in der Schläfe Getroffene todt und in ihrem Blute zu seinen Füßen liege.

Nach einer Pause von mehreren Minuten, während welcher Heineke, sich vorüberbückend, horchte, ob die Geschlagene kein Lebenszeichen von sich gebe, und ein solches nicht zu vernehmen war, fuhr er mit der Hand nieder, faßte, ohne lange umherzutappen, die Daliegende bei den Haaren, und versuchte sie so auf die Seite zu zerren, gleichsam noch unentschlossen, wie und wo er die muthmaßliche Leiche verbergen solle; bald jedoch ließ er den Kopf wieder fahren und als dieser zu Boden fiel, gab es eine dumpfe Dröhnung. Heineke fühlte eine schlüpfrige Feuchtigkeit an seinen Fingern und schauderte unwillkürlich zusammen,

da er nicht anders glauben konnte, als daß es Blut sei, welches aus der Schläfe hervorquoll.

Jetzt erst wurde er sich in dem ganz finsteren unheimlichen Raume seiner Lage bewußt, und die Vorstellung, daß er einen Mord begangen habe und seine Rechte vom Blute der Erschlagenen triefe, daß die Spuren die That verrathen würden, schnürte seine Brust wie mit Krallen zusammen.

Er suchte die vermeintlich mit Blut beschmutzte Hand in der Kleidung der Daliegenden zu reinigen.

Jetzt ließ sich ein tiefer Seufzer, ein schmerzlich hervorgepreßtes „Ach!“ vernehmen.

Heineke fuhr abermals zusammen; aber diesmal nicht vor Schreck und Entsetzen, sondern in einer Art wohlgefälliger Ueberraschung, mit der Ueberzeugung, daß die Getroffene noch lebe.

Es vergingen einige Minuten und ein neuer Seufzer, lauter und freier als der erste, ward vernehmbar.

Die Wuth des Zornes war gebrochen. Mit einem gewissen guthmüthigen und besänftigten Tone fragte der Kaufmann:

„Hab' ich Dich verwundet? Hab' ich Dich am Kopfe getroffen?“

„Ja, der Kopf schmerzt mich an einer Stelle; doch wird es wohl so schlimm nicht geworden sein“, fügte die Frau, den Urheber ihrer Schmerzen und der ihr widerfahrenen Mißhandlung selbst enschuldigend, hinzu. „Ich glaube, ich bin wohl nur vor Ohnmacht und Betäubung zusammengesunken.“

„Also der Kopf blutet nicht?“

„Ich bemerke freilich eine klebrige Feuchtigkeit an meiner

Schläfe, aber es scheint nicht Blut, sondern vielmehr Fett oder Oel zu sein.“

„So?“ — sagte der Kaufmann — und fühlte durch diese Erklärung eine bedeutende Last von seinem Herzen genommen. Alle Angst, welche ihn vorher befallen hatte, weil er muthmaßte, daß der Schlag mit der Lampe tödtlich geworden sei, war plötzlich von ihm gewichen und seine Brust von jeder Beklommenheit erleichtert. Die Gewißheit, kein Mörder zu sein, führte aber auch zugleich einen Theil seiner vorigen Stimmung zurück, und obgleich er eben noch so sanftmüthig und liebevoll sich bei der Frau nach ihrem Befinden erkundigt und wie umgewandelt erschien, fuhr er jetzt doch unmittelbar wieder in seinem alten, auffahrenden und kränkenden Tone fort:

„Daß ich Dir einen Schlag versetzte, dazu hast Du selbst die Ursache und Veranlassung gegeben. Du wirst künftig vorsichtiger sein, und Dich hier nicht wieder im Dunkeln in Gefahr begeben. Denn was hattest Du hier auch zu thun und zu suchen?“

„Ich wollte Dir aufpassen, ich wollte einen letzten Versuch machen, um Dir hier im Geheimen nochmals meine Bitte an das Herz zu legen, da ich mich fürchtete, zu Dir in das Comptoir zu kommen, nachdem Du meine Tochter so hart abgewiesen hattest.“

„Was sollen die Leute von dieser Comödie denken, wenn sie Dich hier gesehen haben. Sie können nur Schlechtes davon denken.“

„Mich hat Niemand gesehen. Ich bin in der Dämmerung hereingeschlichen, als Niemand da war, der mich bemerken konnte, und habe mich dann in einer Ecke und

hinter Kisten verborgen. Darüber, und weil kein Geräusch mich störte oder aufschreckte, bin ich vor Hunger und Ermattung eingeschlafen, und so hat man mich denn hier eingeschlossen, ohne daß ich es bemerkt habe, noch bemerkt worden bin. Erst vor einer halben Stunde wurde ich durch ein Geräusch aufgeweckt. Ich gewahrte einen matten Lichtschein und glaubte Deine Stimme zu vernehmen, deshalb gab ich einen schwachen Laut von mir. Daß Du in dieser Stunde der Nacht Jemanden bei Dir haben würdest, konnte ich nicht vermuthen, sonst würde ich mich ganz stille verhalten haben bis zum Morgen, um dann eben so unbemerkt und leise wieder hinaus zu schleichen, als ich herein gekommen bin."

„Geh' jetzt nach Hause, der Morgen graut schon", sagte Heineke, „ich werde Dich zur Hinterthüre hinauslassen. Für's Künftige aber verbitte ich mir solches Umherschleichen. Und Du kannst froh sein, daß ich Dich nicht nach dem Großen Neumarkt in die Wache schleppen und auf längere Zeit einsperren lasse. Ich werde indessen heute Morgen noch zu Dir kommen und sehen, was ich für Dich thun kann. Geld aus meiner Tasche kann und will ich Dir nicht mehr geben. Als Du noch jung und hübsch warst, da war es ein Anderes. Doch darüber jetzt nichts mehr. Komm' nun, fort."

Damit suchte Heineke durch Tasten und Umherfühlen die Thüre des Raumes zu finden, welche nach dem Voglerswall hinausführte. Die Frau folgte ihm in der Dunkelheit. Bald war auch die Thüre gefunden und geöffnet, und die Frau, welche einst als Mädchen voll Unschuld und Liebreiz Heinekes ganze Sinnlichkeit aufgeregt und seine

Augen wie sein Herz beglückt hatte, wurde auf ihren schwankenden Füßen und mit ihrem vor Hunger und Kälte zusammen schauernden Körper unbarmherzig in die kalte Nachtluft hinausgestoßen, um wahrscheinlich im nächsten Augenblick schon von dem ersten, besten Nachtwächter arretirt und nach der Wache geschleppt zu werden, um als muthmaßliche Einschleicherin oder Diebin mit Gefängniß bei Wasser und Brot bestraft und so auf andere Weise dem Kummer und Elend preisgegeben zu werden.

Der Rausch der Leidenschaft und sinnlichen Lüste ist ja verflogen; von den ehemaligen Reizen des armen, unschuldigen Mädchens ist an der Verführten, lange Jahre Unterhaltenen und dann früh Hingewelkten und Ergrauten keine Spur mehr zu entdecken; wer könnte an diesem ausgemergelten und abgezehrten Gerippe mit den hohlen Augen und gelblich aschgrauen Zügen noch ein Wohlgefallen haben, das sich bezahlen ließe, — darum hinaus mit dem häßlichen Weibe in Nacht, Kälte, Verzweiflung und Elend, Hohn, Mißhandlung und Gefängniß! —

Als dieser ausgemergelte Körper noch frisch, rosig und blühend war, und eine Fülle von Wärme und Leben ausströmte, da wurde er eingehüllt und umgeben von Sammet und Seide, von den feinsten und kostbarsten Stoffen, welche Paris und London hervorbringen; ächte Perlen und goldene Geschmeide umschlossen diesen Hals und Busen, auf welchen zugleich unzählige Küsse ihre Eindrücke zu hinterlassen suchten. Jetzt sind Fetzen und Lumpen von abgeblichenem Kattun und schmutzigen Battist an die Stelle getreten, und der selbst aller Wärme entbehrende Körper erbleicht und erstarrt darunter vor Wind und Kälte.

Das ist der Wandel der Unterhaltenen, das Loos der Verführten, der Fluch der sinnlich schwelgenden Geschäfts- und Kaufmannswelt, ohne Barmherzigkeit und Liebe, ohne Gefühl und Gewissen!

8. Eine barmherzige Nachbarin.

Wir begeben uns jetzt schnell nach der Neustädter Neustraße. Eine schmale, steile, dunkle und schlüpfrige Treppe führt uns in drei Absätzen nach einem Sahl hinauf, welcher in seinem Innern überall die Spuren der Armuth und Dürftigkeit zur Schau stellt.

Es ist dieses die Wohnung der Frau, welche wir soeben verlassen haben.

Der Sahl ist nur sehr klein und beschränkt. Eine Stube und ein Vorplatz, welcher zugleich Küche, Schlafstube und Vorrathskammer ist, das ist die ganze Localität, und eine alte Bettstelle, in welcher auf einer dünnen Schicht kurzen und abgelegenen, modrig riechenden Strohs eine alte, mehr braune als gelbe und offenbar sehr schmutzige Federdecke ruht, ein gebrechlicher, einst braun angemalter Tisch und zwei Stühle, nebst einigen alten schwarzen Töpfen und halb zerbrochenen Tellern, Löffeln und Gabeln, das ist das ganze Mobiliar und Hausgeräthe.

Doch halt, auf dem Fußboden neben der Bettstelle steht noch ein zerlumpter Schemel, welcher, nach den herabhängenden Lappen und Fetzen zu urtheilen, einst mit blauem, buntbestickten Sammet überzogen war, und an der Wand hängen in einst mit Gold überzogenen Rahmen zwei sauber in Miniatur ausgeführte Portraits, nämlich das eines rosig

blühenden und lieblich lächelnden Mädchens mit blonden, sich über den weitgeöffneten Busen herabringelnden Haaren, und das eines Mannes von ansehnlicher Figur.

Auf dem Bette ruht völlig angekleidet das junge Mädchen, welches wir schon im Comptoir Heineke's angetroffen haben, und zu beiden Seiten des Tisches mit darauf ruhendem Oberleib sitzen zwei andere kleine Mädchen von 7 bis 10 Jahren. Es ist nicht schwer zu erkennen, daß alle drei spät in die Nacht hinein gewacht haben und dann vor übergroßer Müdigkeit hingesunken und eingeschlafen sind.

Die beiden kleinen wie das große Mädchen, sehen gleich mager, blaß und hungerleidend aus. Wahrscheinlich haben sie am vorhergehenden Abend gar nichts und auch früher nur sehr magere und spärliche Kost zu essen bekommen.

Die Thüre des Sahles war am Abend vorher nicht verschlossen worden, entweder weil die Rückkehr der Mutter jeden Augenblick erwartet wurde, oder — weil die drei kleinen Mädchen sich überhaupt nicht vor Dieben und Einschleichern fürchteten, da sie überzeugt waren, daß kein Dieb es versuchen würde, hier etwas zu stehlen.

Ueber dem Warten und Harren bis tief in die Nacht hinein, und ohne Lampe und Licht dasitzend, waren sie dann vor übergroßer Ermüdung und Erschöpfung eingeschlafen.

Eine Nachbarin, welche neben an auf derselben Treppe wohnte, ein sogenanntes Absteigequartier hatte und an dem Abend schon verschiedene Male bei den jungen Mädchen erschienen war, hatte sich auch weit nach Mitternacht noch einmal hier eingefunden, um sich zu erkundigen, ob die Mutter noch nicht nach Hause gekommen sei.

Diese Nachbarin hieß Frau Schuchard, und betrieb eigentlich nicht bloß das Geschäft eines Absteigequartieres, sondern wurde auch als Kupplerin und Geldverleiherin gegen Pfänder vielfach in Anspruch genommen. Sie war von Person ein großes, robustes Weib und ihre Haupttugend war Wucher um jeden Preis und Erpressung des Geldes bis auf's Blut. Sie verlieh aber ihr durch Seelenhandel zusammengewuchertes Geld in der Regel nur an solche Leute, welche sich in der allergrößten Noth befanden. Dies that sie aber nicht etwa deshalb, weil sie sehr sparsam mit ihrem Gelde umgehen mußte oder weil sie trotz ihrer rohen und frechen Natur doch hin und wieder ein menschliches und barmherziges Gefühl hatte, sondern weil sie wußte, daß sie beim Ausleihen des Geldes gegen Unterpfänder von denen, welche augenblicklich die größte Noth hatten, die meisten und höchsten Procente nehmen konnte, oder daß solche, welche schon lange gehungert hatten und eben darum ihre Mobilien und Sachen nothgedrungen verkaufen mußten, diese dann auch allemal am billigsten hingaben. Dies wußte Frau Schuchard und darum hatte sie es am liebsten mit den Aermsten und Verlassensten zu thun.

Nach denselben Grundsätzen verfuhr sie auch mit denen, welche von ihr etwas Geld auf Unterpfänder leihen wollten.

Die Gegenstände, welche der Frau Schuchard in die Hände fielen, waren gewöhnlich solche, auf welche weder der Lombard noch die sogenannten „Pfandjuden" etwas leihen wollten, die aber dennoch nichts desto weniger ihren Werth hatten, als musikalische Instrumente, Pelzwaaren, Handwerksgeräthe, Kunstsachen, Gemälde, auffällige Seidenstoffkleider ꝛc. Auf solche Unterfänder lieh also nur die Frau

Schuchard etwas Geld, aber allerdings sehr wenig, so daß, da sie den Werth derselben zu beurtheilen und sie dieselben auch sehr gut zu verkaufen wußte, sie beim voraussichtlichen Verfall durch den Leichtsinn oder die Noth der Anleiher, auch sehr billig in den Besitz derselben kam. In der Regel mußten die leichtsinnigen oder nothgedrungenen Anleiher daneben aber auch noch einen Schein ausstellen, daß sie nach Verlauf von vier Wochen das Geld mit einem Zins von vier Schillingen für jeden Mark zurückzahlen wollten, widrigenfalls das gesetzte Pfand verfallen war. Und da diese Verpflichtung höchst selten oder niemals erfüllt wurde, und selbst die eifrigsten und gewissenhaftesten Anleiher wenigstens um zwei oder drei Tage zu spät kamen, deren Verabsäumung mit dem Vertrauen auf billige und gutmüthige Nachsicht bei der Verleiherin aber niemals Gnade und Entschuldigung fand, so machte die Frau Schuchard immer ein sehr gutes Geschäft und stand mit gewissen Kunst-Instrumenten- und Antiquitätenhändlern in fortwährender Handelsverbindung.

Diese merkwürdige Geschäftsfrau war es denn auch gewesen, welche der Unterhaltenen, sobald sie diese von ihrem Gönner verlassen gesehen hatte, nach und nach alle die kostbaren Mobilien, Kleider, Ohrgehänge, Ringe und sonstige Schmucksachen abgekauft hatte. Doch auch dabei war sie mit einer ganz besonders schlauen Barmherzigkeit zu Werke gegangen.

Die Schuchard war nämlich viel klüger als die Unterhaltene, welche wir von nun an Wittwe Schröder nennen wollen, weil sie so im Munde des Volkes bezeichnet wurde, obgleich sie, wie wir schon gesagt und gesehen haben,

niemals einen Mann gehabt hatte, und ein solches früheres Verhältniß einer Verheirathung auf Heineke's Betrieb nur unter das Publikum gebracht worden war.

Als die Seelenverkäuferin mit ihrer schlauen und vielerfahrenen Welt- und Menschenkenntniß also gewahrte oder vielmehr aus Erfahrungsgründen schloß, daß Heineke seine Geliebte nun bald im Stich lassen würde, nachdem das Geld seit einiger Zeit schon sparsamer zugeflossen war, da fing sie an, der Wittwe Schröder — natürlich gegen übliche oder womöglich noch höhere Zinsen — Vorschüsse zu machen, und als diese endlich eine bedeutende Höhe erreicht hatten, erst gar kein Geld und dann auch selbst Heineke gar nicht wieder kam, da forderte sie plötzlich ihr ausgeliehenes Geld zurück und als dieses ihr nicht zurückerstattet werden konnte, da nahm sie alles, was auf dem damaligen viel größeren und nobleren Sahl der Wittwe Schröder war, zu sich, und überlies ihr dann unter besonderen Hoffnungen und angedeuteten Bedingungen nicht bloß den jetzt bewohnten kleinen Sahl in Aftermiethe, sondern gab ihr auch das oben beschriebene Mobiliar desselben in — Miethe, die so hoch war für den einzelnen Monat, daß jeder Verständige, der diese Monatsmiethe baar in Händen hatte, die Mobilien dafür jeden Tag auf der sogenannten „Judenbörse" kaufen konnte. Auf die erwähnte Weise aber mußte die Wittwe Schröder sie nun also von der Frau Schuchard zwölf Mal in einem einzigen Jahre kaufen, und dies außerdem noch mit den erwähnten außerordentlichen Zinsen, wenn die Mobiliarmiethe nicht regelmäßig bezahlt wurde, sondern auffummte, was in der letzten Zeit leider häufig genug der Fall war.

Man wird sich vielleicht wundern, daß die Frau Schuchard dennoch diese christliche Milde und Nachsicht übte, indem sie die Wittwe Schröder mit ihren drei Töchtern nicht bloß auf dem kleinen Sahl wohnen ließ, sondern ihr auch fortwährend noch den Gebrauch der erwähnten armseligen Mobilien vergönnte, was nach den Grundsätzen und der sonstigen Handlungsweise der Wuchernden immer noch als eine große Milde und Güte erscheinen mußte, doch die Sache hatte einen Haken.

Wir haben vorhin schon gesagt, daß die Schuchard alles dieses nur unter besonderen Hoffnungen und von Zeit zu Zeit angedeuteten Bedingungen that.

Und welche Hoffnungen und Bedingungen waren diese?

Keine geringere als die, welche die Schuchard auf die Thatsache setzte, daß die Wittwe Schröder drei, sage drei Töchter hatte, von denen die eine jetzt bereits sechszehn Jahre alt was. Das war für eine solche Speculantin eine ganz werthvolle Waare, mit der sich ein gutes Geschäft machen ließ, und war die Mutter bei ihr einmal in Schulden gerathen, so hatte sie nach ihrer Ansicht auch das Vorrecht der unbeschränkten Verfügung über ihre Töchter, und zunächst über die älteste verloren. Diese Töchter mußten dann ihr, der Schuchard als letzter Besitz anheimfallen, und diese konnte dann, nach ihrem Dafürhalten, mit dieser verpfändeten und verfallenen Waare schalten und walten, wie sie wollte, und man wird leicht errathen, zu welchem Zweck und nach welcher Weise.

Unter diesen schmeichelnden Hoffnungen und Aussichten hatte die Schuchard die kleinen Mädchen heranwachsen sehen, sich darauf verlassend, daß Zeit, Tag und Stunde

kommen werde, wo sie mit denselben ihr vortheilhaftes Geschäft machen könne.

Als die Aelteste, welche Marie hieß, das sechszehnte Jahr erreicht hatte, war die Schuchard immer besitz- und verfügungslustiger geworden, und konnte es nicht verbergen, daß sie, als die eifersüchtigste und tugendliebendste Unschuldshüterin, jene mit wahren Luchsaugen bewachte.

Nunmehr wird man auch begreifen, warum die Schuchard an diesem Abend so oft auf dem Sahl der Wittwe Schröder erschien; denn welche Gefahr, welcher große Verlust lag für sie nicht darin, wenn in Abwesenheit der Mutter ein fremder Eindringling und Jungfraunräuber bei der in Armuth ihr Leben fristenden Sechszehnjährigen erscheinen sollte, indem er sich vielleicht gar verirrte, und statt nach dem Schuchard'schen Sahle zu kommen, hierher gerieth?

Die Seelenverkäuferin betrachtete die geknickte Rose dann als den unersetzlichen Verlust ihres Vorschusses, ihrer Zinsen und zwiefachen Miethe.

Als sie zum letzten Male den Schröder'schen Sahl betrat, und zwar weit nach Mitternacht, fand sie die drei kleinen Mädchen bereits schlafend und in der Lage, wie wir oben gemeldet haben.

„Ist Eure Mutter noch nicht nach Hause gekommen?" fragte sie, wie ein Geist in ganz weißem Negligée und mit brennendem Licht in die finstere Stube tretend, mit lauter, kreischender Stimme, so daß die ganz Verschlafenen und vor Erschöpfung fast Erstarrten erschrocken und zitternd empor fuhren.

„Mutter? — Ach — nein — wir wissen gar nicht,

wo „sie bleibt" — versetzten die drei kleinen Mädchen wechselseitig.

„Ich kann mir's schon denken", fuhr die Schuchard fort. „Nun, schlecht genug ging es ihr in der letzten Zeit; und wenn sie auch eine geduldige Seele hatte, so hat der Kummer sie doch allzu sehr zu Boden gedrückt. Was sollte sie weiter machen? Das Leben wurde ihr zuwider, alle Tage hungern und hungern zu sehen, thut weh. Aber sie wollte es ja nicht besser haben. Warum war sie dumm, als es noch Zeit war. Wer in dieser Lage nicht zu pflücken und auf die Seite zu schaffen versteht, muß sich gar nicht dazu hergeben. — Habt Ihr schon auf dem Boden zugesehen?" —

„Auf dem Boden?" fragte Marie mit starrer Verwunderung. „Was sollte Mutter da so lange machen?" —

„Na, machen weiter nichts. Aber sieh einmal nach, ob sie nicht vielleicht auf dem Boden hängt", sagte die Schuchard mit einer beispiellos rohen und unbarmherzigen Härte.

„Dort hängen?" — entgegnete Maria, welche den Sinn dieser Worte in ihrer Unschuld offenbar nicht verstanden hatte.

„Sie wird sich dort wohl aufgehängt haben, wie es mancher Dumme macht, der mich und alle Welt betrügen will, wenn man keine Lust mehr hat, ihn noch länger durch das Leben zu schleppen, wie ich es mit ihr und Euch nun lange genug gethan habe."

„O, Gott — meine Mutter!" schrie Marie, wie von plötzlichen Krämpfen ergriffen und mit einem herzdurchschneidenden Tone, während zu gleicher Zeit unter einem

convulsivischen Schluchzen, Ströme von Thränen sich über ihre Wangen ergossen.

Die anderen beiden Kinder hatten bisher mit halbgeöffneten, schläfrigen Augen, in einer zusammengesunkenen Stellung dagesessen, und gleichsam wie blödsinnig an dem Gespräch zwischen der Nachbarin und ihrer älteren Schwester nur einen sehr geringen Antheil genommen, ohne in ihrer Schlafsucht und Ermattung zu verstehen, was gesprochen wurde. Als sie dann aber ihre ältere Schwester laut schreien und weinen hörten, brachen auch sie mechanisch, oder durch einen natürlichen Instinct getrieben, in Schluchzen und Thränen aus.

Die Schuchard stemmte ihre Hände und Arme in die Seiten und betrachtete die Wirkung, welche ihre rohen und bestialisch mitleidslosen Worte auf die kleinen Mädchen hervorgebracht hatten, mit höhnischem Wohlgefallen und gewinnsüchtiger Zufriedenheit.

Dann sagte sie:

„Na, Du faule Trine, willst Du denn noch nicht nachsehen, ob Deine Mutter sich auf dem Boden aufgehängt hat? — Du mußt auch gleich ein Messer mitnehmen, damit Du sie losschneiden kannst. Weil Du den steif gewordenen Körper dabei aber nicht allein würdest halten können, so müssen die beiden Kleinen mitgehen, damit sie sich neben einander hinstellen und ihn auffangen."

„Ach — Gott! — Nein — nein — das kann ich nicht", sagte Marie, und brach sammt den anderen beiden Kindern in neues, wo möglich noch heftigeres Schluchzen und Weinen aus.

„Ihr könnt nichts wie Brod essen und anderen fleißi-

gen Leuten zur Last fallen", versetzte die Kupplerin. So muß ich denn wohl selbst nachsehen, wenn ich wissen will, woran ich bin. Und habe ich darüber Gewißheit, so nehme ich Dich älteste Magd sogleich in Besitz für die Miethe und den Vorschuß, welchen Deine Mutter mir schon lange genug schuldig ist; ich muß dann sehen, wie ich durch Dich am besten und schnellsten wieder zu meinem Gelde komme. Wer das Meiste zahlt, der hat Dich.

Marie weinte fort und schwieg, weil sie den Sinn dieser Worte abermals nicht verstand.

Die Sclavenhändlerin, welche das junge sechszehnjährige Mädchen bereits als ihr Eigenthum betrachtete, ging hinaus und stieg die Bodentreppe hinauf, um sich zu überzeugen, wie sie gesagt hatte, während der Nachtwind pfeiffend an den klirrenden Fenstern vorüber fuhr.

Nach ungefähr fünf Minuten kehrte sie zurück und zeigte sich offenbar sehr empört, weil sie sich in ihren Erwartungen getäuscht hatte.

„Da hängt sie nicht", sagte sie ärgerlich. „Wollte sie sich umbringen, so konnte sie es wohl ebenso gut durch Erhängen auf ihrem eigenen Boden, als anderwärts thun, dann hätte ich doch gleich Gewißheit gehabt, und könnte heute Morgen schon einen Weg thun, um wieder zu meinem Gelde zu kommen. Es ist niederträchtig, mich noch im Tode so zum Narren haben. Als wenn ich nicht schon lange genug geborgt habe. Aber umgebracht hat sie sich, wenn nicht auf dem Boden, so doch im Stadtgraben, und da wird sie dann im Wasser liegen, bis sie gelb und schwarz wird, und, von den Fischen und Aalen angefressen, oben

schwimmt. Dann werden sie das stinkende Aas im Curhause aber auch nicht mehr gebrauchen können."

Wir enthalten uns, es ausführlich zu beschreiben, welchen zerschmetternden und herzzerreißenden Eindruck jedes einzelne dieser haarsträubenden Worte auf das liebevolle und unschuldige Herz der drei kleinen Mädchen machte, die ohne Unterlaß weinten, bis endlich Marie keine Thränen mehr zu haben schien, und, wie zur Marmorstatüe erbleicht, mit starren Mienen und Augen bewegungslos da saß.

In diesem Augenblick trat die sogenannte Wittwe Schröder zur Sahlthüre herein.

„Da ist ja Eure Mutter! — Nun, kommen Sie doch noch wieder?" — sagte die Schuchard, und warf einen unwilligen Blick auf die Eintretende. — „Die Marie meinte schon, daß Sie sich oben aufgehängt oder sonst umgebracht hätten," fügte sie mit kaltem Hohne hinzu. „Zum Verwundern wäre es nicht, denn Ursache haben Sie genug dazu, und mir könnte man nichts Unerwartetes erzählen, wenn eines Morgens unten vor der Sahlthüre geklatscht würde, die Schröder habe sich das Leben genommen, weil sie desselben nach ihrem früheren flotten und fidelen Leben jetzt überdrüssig gewesen.

„Ich habe Gott immer gebeten, er möge mich nicht in Versuchung führen", sagte die Schröder, „und er hat es bisher auch nicht gethan, wofür ich ihm vom Herzen dankbar bin. Ich habe keine Schuld auf meinem Gewissen, außer der, daß ich einmal Jemandem mehr vertraut und ihn mehr geliebt habe, als ich mußte. Er, der einst der Ehebrecherin verziehen hat, wird auch mir verzeihen."

„Ha! ha! ha! Glauben Sie noch an die alten Geschichten? Daran glaube ich längst nicht mehr. Gott oder Teufel, das ist mir Alles gleich, wenn ich nur Geld verdiene.“

„Mir nicht“, sagte die Schröder, „und darum glaube ich auch, daß Gott die Herzen der Menschen lenkt zu eines Jeden Besten.“

„Nun möchte ich doch wissen, wo Sie diese Nacht die Moral und Frömmigkeit aufgeschnappt haben. Vielleicht mit einem Frommen gespielt, und dabei noch sonst etwas verdient?“ — versetzte die Kupplerin mit einem heimlich schlauen Blinzeln.

„Verdient? — Nein!“ erwiderte die Schröder mit charakteristischer Bestimmtheit, „aber es wäre möglich, daß ich Ihnen doch bald etwas von meiner Schuld abtragen könnte.“

„Mir wär's recht; denn Zeit wird es zum Bezahlen und für dies Mal auch zum Schlafengehn.“

Damit ging dies weibliche Ungeheuer zur Sahlthüre hinaus, und die arme, unglückliche Mutter war mit ihren drei Töchtern im Finsteren wieder allein. Doch schon graute der Morgen, um der kummervollen Familie aus Mitleid wenigstens so viel Licht zu gewähren, daß die einzelnen Mitglieder derselben sehen konnten, wohin sie sich betteten.

Marie hatte zu viel natürliches Zartgefühl, als daß sie noch erst der Lüge widersprochen, sie sei schon der Meinung gewesen, ihre Mutter habe sich das Leben genommen.

Alle kauerten und legten sich, wie immer, so gut es gehen wollte, in der Bettstelle auf das schmutzige Lager, neben einander.

„Mich hungert noch so,“ sagte das eine der beiden kleineren Mädchen. „Hast Du uns nichts mitgebracht, Mutter?“

„Schlaf nur,“ versetzte die Mutter, „heute Morgen kömmt Onkel wieder. Er wird uns schon etwas geben.“

„Onkel kömmt wieder zu uns?“ fragte das kleine Mädchen. „Ach! dann werde ich erst recht nicht einschlafen können.“ —

Die Natur wirkte aber zu mächtig. Bald waren alle Viere sanft eingeschlafen. Und wovon träumten sie? Von ihrem Hunger und Elend? Ach nein, von einem reich besetzten Tisch, von großen Braten und schönen Kuchen.

Wahrscheinlich waren sie durch diesen Traum und die neu belebten Hoffnungen auch gesättigt, denn als sie erwachten, als die Sonne schon hoch zum Fenster herein schien, da fühlten sich Alle wunderbar gestärkt und erhoben. Das Gemüth hatte einen neuen Aufschwung genommen. Sie sahen im Geiste wieder das alte Mobiliar und die ganze alte Behäbigkeit um sich. Der Onkel hatte ja gesagt, daß er diesen Morgen wieder kommen wolle. Sie sollten ja Alle wieder so sorgenfrei und glücklich sein, als sie es ehemals waren, da er noch allabendlich sich einstellte und blieb, auch wenn die Kinder schon lange zu Bette gegangen waren.

Die Kinder hingen an diesem Onkel wie an ihrem Vater, den sie nie gesehen hatten, und der ja längst begraben sein sollte im tiefen und kühlen Schooße des Meeres.

Die Leute spotteten und höhnten zwar manchmal über diese traurige Mähr und über die abendlichen und nächtlichen Besuche des Onkels, aber was wußten denn die Leute davon,

welche allzeit so große Lust hatten, zu klatschen und schlecht zu machen! — —

Heineke, oder wie die Kinder sagten, der Onkel kam an diesem Morgen auch wirklich, und was noch mehr war, er bezeigte sich freundlich und barmherzig, und war ungehalten und verdrießlich darüber, daß Marie so bleich und abgemagert aussehe, und die Mutter überhaupt so schlecht und dürftig gekleidet gehe.

„Ich habe mit Matthias Wagner über Euch gesprochen," sagte er. „Es hat zwar große Künste und viele Fürsprache gekostet, aber er wird mir am Ende meinen Wunsch doch nicht abschlagen können. Du" — er sah dabei die Wittwe Schröder mit einem ausdrucksvollen Blick an — „wirst wohl Aufnahme in die Stiftung finden, welche er zu verwalten hat; die beiden Kleinen können in das Waisenhaus kommen, und auch für Marie soll gesorgt werden. Aber so wie diese jetzt aussieht, geht es nicht. Ich werde daher noch einmal hergeben müssen, daß wenigstens sie wieder ein gutes Aussehen bekommt. Denn so wie sie jetzt ist, kann sich kein Mensch für sie interessiren, und an einem Gerippe mit bleichen Lippen und abgezehrten Wangen hat Niemand Vergnügen. Sie muß erst wieder roth und rund werden, wie sie es gewesen ist, und damit die andern Beiden ihr nicht Alles mit aufessen und es mir so zu theuer kömmt, bis sie wieder Fleisch auf den Leib bekömmt, so ist es nöthig, daß ich ihr sogleich ein besonderes Zimmer miethe. Das wird mir zwar abermals viel Geld kosten, aber was ist zu machen? Damit ich Euch Alle endlich vom

Halse los werde und gehörig unterbringe, muß ich schon das Meinige thun.“ —

Die Wittwe Schröder vernahm diese Worte mit gleichgültiger Ergebung.

Nach einer Pause fragte sie kaum vernehmbar:

„Was soll Marie denn lernen?“ —

„Das weiß ich noch nicht,“ antwortete Heineke. „Daran werde ich erst denken können, wenn sie wieder frisch und blühend aussieht, und auch durch Kleidung herausgeputzt ist.“

„Ach,“ sagte Marie, „dann werden wir ja Alle auseinander gerissen: Mutter in die Stiftung — die Kleinen in das Waisenhaus — und ich — !“

Sie stockte. Dann fuhr sie fort:

„Warum soll ich allein es aber so gut haben? — Wir waren bisher so glücklich, weil wir zusammen waren, auch wenn wir so oft hungern mußten. Es war immer ein Trost, daß die Eine nicht mehr hatte als die Andere, und — das Beisammensein war für uns schon eine — die einzige Freude.“

„Scheer' Dich mit Deiner dummen Empfindelei,“ sagte Heineke. „Es geschieht wie ich sage oder — Ihr könnt verhungern, wenn Ihr in dem Werk- und Armenhaus nicht eine Aufnahme findet.“

„Werde ich in die Stiftung denn aufgenommen werden können?“ versetzte die Wittwe Schröder, nachdem sie sich mit Gewalt ein Herz gefaßt hatte, diese Frage hervor zu bringen. „Ich meinte, daß darauf nur ehrbare Bürgerfrauen Anspruch hätten.“

„Das ist ein albernes Meinen,“ fuhr Heineke sie

heftig an. „Ich dächte, Du hättest keine Ursache Dich selbst schlecht zu machen. Es ist lächerlich, wenn eine solche Person noch gar Bedenken haben will. Andere sind froh, wenn sie aufgenommen werden.“

„Aber der Schimpf, das Gerede“ — ? sagte die Schröder.

„Dummheit! Hörst Du's denn? Und was geht es Dich an, wenn Matthias Wagner Dich aufnimmt und Du mit Ehren versorgt wirst, wo Andere das Nachsehen haben und sich die Beine ablaufen können mit ihren angeblichen Ansprüchen und Berechtigungen. Kurz und gut, Du wirst eine Fromme, oder vielmehr eine Versorgte. Morgen früh ziehst Du Dich ordentlich an.“ —

„Ich habe nichts weiter anzuziehen, als dieses abgeblichene und geflickte Kattunkleid.“ —

„So muß ich Dir Geld geben, damit Du Dir ein etwas besseres vom Juden holst — und dann gehst Du zu Matthias Wagner und bittest ihn um Aufnahme in die von ihm verwaltete Stiftung.“

„Ich soll ihn in meiner Lage darum bitten?“

„Du hörst ja, daß ich mit ihm schon über und für Dich gesprochen habe. Die beiden Kleinen werden schon auf anderen Wegen im Waisenhaus ihr Unterkommen finden. Du wirst sie abliefern, wenn ich Dir weiteren Bescheid gebe.“

Die Beiden, von welchen jetzt die Rede war, schmiegten sich an ihre Mutter, welche sie streichelte und an sich drückte, wobei Allen, mit Ausnahme eines Einzigen, Thränen in die Augen traten.

Dann sagte die Eine von den Kleinen, kaum vernehm-

bar: „Hast Du nicht einen Schilling, Mutter — mich hungert so?“

„Ihr wollt auch immer fressen,“ fiel Heineke dazwischen. „Da habt Ihr 'was!“ Damit warf er verächtlich ein Doppeltmarkstück auf den Tisch, daß es klingend auf den Fußboden rollte.

„Du thust nun Morgen früh, wie ich Dir gesagt habe,“ fügte er dann zu der Schröder gewandt hinzu. „Für Marie werde ich das Nöthige besorgen. Ich hoffe, wie gesagt, daß ich Euch auf diese Weise endlich Alle vom Halse los werde.“

Damit entfernte er sich.

Die weibliche Familie war ihren Aussichten und Erwartungen überlassen.

Nach einigen Minuten aber kehrte Heineke noch einmal zurück und sagte zu der Schröder:

„Es wäre möglich, daß ich Dich in diesen Tagen als — Krankenwärterin gebrauchen könnte.“

„Als Krankenwärterin! bei wem denn?“

„Bei einer Französin, welche als Emigrantin bei mir logirt. Das Weitere findet sich, wenn ich Dich rufen lasse.“ — Er ging.

Eines der kleinen Mädchen bat dann, Brot, Kaffee, Holz, Butter und Milch für das auf dem Tisch liegende Doppeltmarkstück holen zu dürfen.

Und die Familie aß sich zum ersten Male wieder recht satt, nachdem sie 24 Stunden gehungert hatte.

---

9. Eine Kranke.

Der geneigte Leser und die freundliche Leserin wird sich erinnern, daß die Frau von Basson von ihrem Gemahl aus Paris einen Brief erhalten hatte, der voll war von Ergießungen der zärtlichsten und sehnsuchtsvollsten Liebe, daß darin aber kein Wort davon stand, wann er von Paris abzureisen und in Hamburg einzutreffen gedenke.

Seit der Ankunft jenes Briefes sind einige Wochen vergangen.

Da die Emigrantin die Ankunft ihres Gemahls nun jeden Tag erwartete, diese sich aber immer noch verzögerte, so versank jene endlich in eine tiefe Schwermuth, saß ganze Tage lang im Sopha, den Blick starr vor sich hin auf den Boden gerichtet und ohne das Geringste an Speise und Trank zu sich zu nehmen. Eine körperliche Krankheit war die unausbleibliche Folge dieser hypochondrischen oder hysterischen Seelenstimmung.

Frau von Basson verfiel in ein hitziges Nervenfieber, und die heftigsten Anfälle desselben verliefen unter den wildesten und verworrensten Phantasieen, durch welche sie den sie Umgebenden die tiefsten Geheimnisse ihres Herzens und ihrer Familienverhältnisse, ja selbst ihrer verliebten Neigungen und geschlechtlichen Wünsche ohne Scham und Zurückhaltung unumwunden kund gab.

Bald unterhielt sie sich mit ihrem Gemahl in den zärtlichsten und hingebendsten Ausdrücken und machte ihm schmollende Vorwürfe, daß er sie hier in dem fremden Lande und unter ganz unbekannten Menschen so lange allein gelassen; und dann lud sie ihn wieder auf's Innigste und Anschmiegendste

ein, nach so langer Entbehrung nun ganz und mit vollen Zügen dem Genuß der Liebe und verliebten Schelmerei sich hinzugeben.

In anderen Momenten wurde sie von Schauder und Entsetzen ergriffen, als sähe sie, wie ihr Gemahl auf die Guillotine geschleppt würde, das Richtbeil auf seinem entblößten Nacken herabfiel und die Henkerknechte den blutenden Körper mit grinsendem Hohn auf die Seite warfen. Dann brach sie in ein herzdurchschneidendes, krampfhaftes Schreien aus, während reichlich hervorstürzende Thränen auf ihren unanständig entblößten und heftig wogenden Busen hinabflossen.

Endlich wurden die Ausbrüche und Bilder der jäh und ängstlich umherschweifenden Phantasie plötzlich wieder ruhiger und milder, und mit sanftem Flehen und banger Sorge bat Frau von Basson, ihre mitgebrachten Pretiosen, Goldgeschmeide und Edelsteine doch vor Dieben zu schützen.

„Ich bin hier ja so allein — ganz allein," — sagte sie mit sanfter Wehmuth, — „die Menschen sehen mich mit unheimlichen Blicken an, als wenn sie mich ermorden wollten, um mir Alles zu rauben. — Besonders das Brautgescheuk, welches von Basson mir an dem Morgen des Tages unserer ehelichen Verbindung brachte, es ist mir ja so lieb und theuer. Ach! die schönen Brillanten — dort unten in dem braunen Kästchen von Jacaranda mit silbernen Verzierungen — wie sie mich anlachen, wie sie funkeln und strahlen in allen Farben! Ja, die haben meinem guten Alphons viel Geld gekostet, fast den dritten Theil seines ganzen Vermögens. — Weißt Du noch, Alphons, wie glücklich wir waren, als Du sie mir zum ersten Male um-

hingst? — Ich war in meinem Schlafzimmer — die Zofe war eben dabei, mich anzukleiden. — Du Schelm, da küßtest Du mich unzählige Male — erst auf meinen Mund und dann — auf meinen Busen — hier und — hier. — Sieh', da ist noch der rothe Fleck, auf welchem Du Dich mit Deinen Lippen fest gesogen hattest, daß es mich schmerzte. Ich ruhte in Deinen Armen, ich glaubte vor Seligkeit, daß Himmel und Erde um mich vergingen. Als ich erwachte und mich im Spiegel erblickte, da — strahlten die kostbaren Diamanten in ihrem vollen Glanze mir entgegen. Ach! wir waren so glücklich! Und dieses theure Geschenk wollen die garstigen Menschen mir auch noch rauben — die übrigen Pretiosen haben sie mir alle schon genommen. Warum warst Du auch nicht bei mir, Alphons, daß Du mich schützen konntest! — Nicht war, Herr Heineke, Sie sind nicht mit unter den Räubern. Oder wollen Sie mich auch bestehlen? — Wissen Sie schon, wo Alles verborgen ist? — Ich will es Ihnen sagen, aber Sie müssen mich dann auch nicht umbringen und mir nichts stehlen. — Hu! was Sie für furchtbare Augen machen — wie Sie mich anstarren. — Gehn Sie, gehn Sie, ich fürchte mich vor Ihnen. Gewiß, Sie sind auch ein Räuber — weg! weg!" —

So schweifte die fieberhafte Phantasie der Emigrantin in den maßlosesten und schauerlichsten Vorstellungen umher.

Heineke war oft Zeuge derselben und wurde bei den Worten, die ihn betrafen, unwillkürlich von einem unheimlichen Gefühle ergriffen. Er warf dann forschende Blicke in dem Zimmer umher, und sein Auge blieb jedes Mal lange auf einem ledernen Reisekoffer hängen, in welchem sich ohne Zweifel das Jacaranda-Kästchen befinden mußte,

dessen die Kranke in ihren rücksichtslosen Selbstgesprächen erwähnt hatte. Oder war es dort in jener Chatulle? Wo waren die Schlüssel zu dieser und jenem? Und erheischte es nicht die Pflicht und Vorsicht des Hausherrn, sie bis zur Genesung der Besitzerin zu sich zu nehmen? — Wenn die Emigrantin nun stürbe, was dann? Und wenn Herr von Basson, der von einem Tage zum andern auf sich warten ließ, am Ende doch schon guillotinirt wäre? — Waren die erwähnten Pretiosen aber auch wirklich vorhanden? Konnte die fieberhafte Phantasie der Kranken diese sammt dem Kästchen mit der silbernen Verzierung nicht ganz aus der Luft gegriffen haben? In den Weintonnen war ja ohnmöglich auch die erwähnte Summe Goldes enthalten!

Diese und ähnliche Fragen ließ Heineke sich durch den Kopf gehen, und sie erfüllten ihn mit einer gewissen Angst und Verlegenheit, wenn er sich die Verwicklung dachte, in welche er durch die Verhältnisse dieser Emigrantin noch gebracht werden konnte. Wenn Herr von Basson nun am Ende doch wirklich einträfe — oder — wenn nicht und — seine Gemahlin stürbe? —

Der herbeigerufene Arzt erklärte, daß die Krankheit der Frau von Basson einen sehr bedenklichen Ausgang nehmen würde, wenn ihr Gemahl aus Paris nicht bald einträfe. Indessen könne er die Hoffnung auf Genesung noch nicht aufgeben, da er sich von der letzten Medicin den günstigen Eintritt einer Crisis verspreche.

Eine Wärterin bei der Kranken war nöthig geworden. Obgleich diese Frau mit der größten Gewissenhaftigkeit Alles that, was ihre Pflicht war, so sprach Heineke sich dennoch dahin aus, daß er es für nöthig erachte, sie

mit einer anderen, für deren strengen und treuen Diensteifer er bürgen könne, zu vertauschen.

Da der Arzt darüber nichts weiter zu sagen hatte, so wurde die erste Krankenwärterin verabschiedet und eine andere in der Person der Wittwe Schröder angenommen.

Ob Heineke bei dieser Abwechselung seine geheimen Pläne und Absichten hatte, wird der Leser sich wahrscheinlich bald selbst sagen können.

Der Arzt hatte es nämlich bei seinem letzten Besuch und in Heineke's Gegenwart mit besonderer Betonung ausgesprochen, daß die nunmehr von ihm verschriebene Medicin eine bedeutende Quantität Opium enthalte, und daß man in der Verabreichung derselben nach Tropfen sehr vorsichtig sein müsse, da die geringste Ueberschreitung der vorgeschriebenen Tropfenzahl leicht schwere Folgen haben könne.

„So könnte dadurch vielleicht gar der Tod herbeigeführt werden?" fragte Heineke, als er mit dem Arzt über den Corridor ging.

„Allerdings," versetzte dieser. „Ein Uebermaaß von fünf Tropfen würde bei dieser Opiumstärke allem Ermessen nach schon hinreichen, die Kranke mit diesem auf's Höchste angegriffenen Nervensystem in den ewigen Schlummer zu versetzen."

Heineke vernahm diese Erklärung mit heimlichem Interesse und stellte darüber seine finsteren Betrachtungen an.

Unter diesen Umständen nun aber geschah es eben, daß er darauf drang, einen Wechsel mit der Krankenwärterin vorzunehmen und bei so gewissenhafter und gefährlicher Verpflegung eine Frau zu wählen, welcher er selbst das

vollste Vertrauen schenken könne. Und so kam es denn, daß er die Wittwe Schröder rufen ließ, wie er es derselben bei dem berichteten Besuch bereits mitgetheilt und in Aussicht gestellt hatte. —

Es war am Abend desselben Tages.

Die Emigrantin ruhte nach den abermaligen heftigen Fieberphantasieen mit halbgeschlossenen Augen in völliger Erschöpfung.

Die neue Krankenwärterin saß vor dem Bette und wischte ihr mit einem weißen leinenen Tuche den kalten Schweiß von der todtenbleichen Stirn.

Die Uhr der St. Petrikirche hatte eben elf geschlagen.

Dies war die Zeit, in welcher der Kranken von den vorgeschriebenen starken Opiumtropfen wieder eingegeben werden mußte, doch, wie der Arzt es mit großer Strenge vorgeschrieben hatte, erst dann, wenn die Kranke nach dem neuen Fieberanfall einige Zeit geruhet hatte.

Die Wärterin horchte gespannt den kaum vernehmbaren Athemzügen der in völliger Erschöpfung Daliegenden und wartete den Moment ab, wo sie der Kranken die vorgeschriebene Tropfenzahl reichen konnte, da — öffnete sich leise die Thüre und — Heineke trat mit leisen Schritten in das Schlafzimmer der Frau von Basson.

Er erkundigte sich durch eine Pantomime, ob diese bereits eingeschlummert sei.

Die Wärterin schüttelte mit dem Kopfe, und gab durch Zeichen zu verstehen, daß Frau von Basson in einem bewußtlosen Zustande des Halbschlummers da liege.

„Hast Du mit ihr gesprochen?“ fragte der Eingetretene kaum vernehmbar mit leisem Flüstern.

„Ich habe vor einigen Stunden mehrere Fragen an Sie gerichtet, allein sie hat mir nichts darauf geantwortet,“ versetzte die Wärterin. Der Arzt sagte aber diesen Morgen auch unterandern, daß diese Nacht wahrscheinlich eine Crisis eintreten werde, und daß er Hoffnung habe, die Gesundheit wieder herzustellen, wenn diese Nacht nach dem Fieber-Paroxismus eine nur irgend erquickende Ruhe eintrete. Diese Crisis scheint jetzt einzutreten, und darum stehe ich noch an, der Kranken jetzt die bestimmte Portion Tropfen einzugeben.“

„Du stehst noch an?“ — sagte Heineke, nicht ohne eine gewisse Unruhe und Verlegenheit zu verrathen über das, was er so eben gehört hatte. „Ich denke, es ist Dir strenge anbefohlen, der Kranken sogleich nach dem Fieber-Paroxismus und ohne Umstände von dem Opium einzugeben, damit sie entschlummert.“

„Entschlummert?! — Nein!“ — versetzte die Schröder, „davon hat der Arzt mir nichts gesagt; auch ist es auf der Etikette des Glases ausdrücklich bemerkt, daß“ —

„St!“ — fiel ihr Heineke in die Rede, jedoch mit kaum vernehmbarer Bedeutung. „Ich glaube, sie rührt sich. — Ruhe wäre für die Kranke jetzt gewiß sehr heilsam und wünschenswerth. Könnten wir den Arzt erst darum befragen, er würde gewiß dasselbe sagen. Denn Umstände verändern die Sache, und unvorhergesehene Ereignisse erheischen auch in der Behandlung eines Kranken und in der Darreichung einer Medicin eine verständige Modification. Wir wollen der Kranken daher augenblicklich die Tropfen reichen, und

damit Du Dir keine Gewissensbisse daraus machst, so will ich jene selbst abzählen und" —

„Nimmermehr!" versetzte die Schröder — "es könnte ihr den Tod bringen."

„Den Tod?" — entgegnete Heineke. „Das ist eine unzeitige Aengstlichkeit, wo es gilt den Moment zu benutzen, um das Leben zu sichern."

„Aber ohne die Vorschrift des Arztes? — Ich kann nur thun, was dieser mir anbefohlen hat, und werde in diesem Falle nicht dulden, daß" — fügte die Schröder mit beherztem Tone hinzu.

Und der Kaufmann fiel ihr leise in die Rede: „Still — daß unser Gespräch nicht etwa belauscht wird. Was haben wir Beide davon, ob die Kranke stirbt oder wieder geneset. Im Gegentheil ist unser Beider Glück gemacht," — fuhr er fort, und drückte der Wärterin mit zutraulicher Innigkeit die Hand, — „wenn sie in die ewige Ruhe geht, und so ihrem Gemahl folgt, der doch nicht mehr ankommen wird, weil er in Paris wahrscheinlich längst guillotinirt ist. — Ich gebe Dir darauf meine Hand, Du sollst dann von den Pretiosen der Frau von Basson Dein Erbtheil haben, prachtvolle, brillante Ohrgehänge, und andere Schmucksachen, wenn Du schweigst, verschwiegen bist wie das Grab. — Siehe, wie bleich die erstarrten Züge der Kranken schon sind — schnell einige Tropfen — ehe sie entschlummert, um nie wieder zu erwachen."

Dann, nachdem er einen scharfen, prüfenden Blick von der Wärterin auf die wie leblos daliegende Kranke geworfen hatte, fügte er hinzu mit unheimlichem Tone:

„Das Licht erlischt — wie das eines Lebens. Es ist

vielleicht das Sinnbild unserer Kranken. — Gehe hin, und besorge von unten ein anderes Licht, ich werde hier unter dessen die Wache halten.“ —

Die Wärterin sah einige Augenblicke gedankenvoll vor sich nieder, stieß einen schweren Seufzer aus, sah mit einem flehenden Blick gen Himmel, erhob sich dann schüchtern und verlegen von ihrem Sitze und verschwand mit schweren Schritten aus der Thüre, um das nöthige neue Licht zu besorgen.

Die Wärterin hatte kaum das Zimmer verlassen, als Heineke hastig das Medicinglas ergriff, eine reichliche Anzahl von Opiumtropfen in den zu diesem Zweck, in einem Glase mit Wasser fallen ließ und diesen — Heiltrank der vor Erschöpfung bewußtlosen Kranken einflößte.

Der interimistische Krankenwärter hatte dieses Geschäft der Medicin-Einflößung mit der größten Hurtigkeit kaum ausgeführt, als die Schröder mit dem geholten neuen Licht wieder eintrat.

Als sie dieses jetzt an die Stelle des erlöschenden setzte, und dabei hinter dem grünen Lichtschirm einen forschenden Blick auf das Medicinglas richtete, machte sie mit auffallender Bestürzung und erbleichender Aengstlichkeit eine zurückweichende Bewegung und sagte mit sanftem, vorwurfsvollen Tone:

„Heineke — Du warst bei dem Glase. — Du hast der Kranken von den Tropfen eingegeben“ —!

„Nun ja,“ — versetzte dieser mit verbissenem Ausdruck, — „ich habe den Augenblick wahr genommen, weil Du kein Herz hattest, dieser da durch einen kräftigen Entschluß wo möglich das Leben zu retten. Hier war offenbar die größte

Gefahr vorhanden, wenn nicht schnelle Hülfe kam, der Natur bei ihrem Heilwerk nachzuhelfen."

„Wenn die Kranke nun aber schläft — auf immer — um nie wieder zu erwachen?" sagte die Schröder mit wehmuthsvollem Tone und einem bedenklichen Kopfnicken.

„Können wir über Leben und Tod gebieten? War es nicht wenigstens löblich, nach bester Ueberzeugung zu handeln, wenn die größte Gefahr vorhanden ist. Gestorben wäre die Kranke so wie so, und jetzt geben die Tropfen doch noch der Hoffnung Raum, daß sie genesen kann," entgegnete Heineke.

„Meine Hände sind rein. Das weiß Gott! Wenn der Arzt nun aber sagt — und besonders, wenn Du die Tropfen nicht genau gezählt hast — Du warst auf jeden Fall zu schnell bei dieser Handlung, da ich kaum zwei Minuten entfernt gewesen bin — wenn — die Kranke grade deshalb sterben sollte!"

„Grade deshalb?!" — wiederholte Heineke mit einer sarkastischen Betonung. „Jetzt kein Wort weiter. Die Kranke scheint eingeschlafen zu sein; — sieh — wie starr und seelenlos ihre bleichen Züge sind — wie sie da liegt gleich einer Todten — sie ist eingeschlafen, um zu einem neuen, besseren Leben zu erwachen nach einer günstigen Crisis."

„Ja — eingeschlafen, um zu einem neuen — besseren Leben zu erwachen" — wiederholte die Schröder in feierlichem Ernst, indem sie ihre Hände faltete wie zum Gebet.

„Es ist Mitternacht vorüber. Der Wächter ruft ein Uhr ab. Nach einigen Stunden, ehe es im Hause und auf den Straßen belebt wird, komme ich wieder, um zu sehen, wie die Tropfen gewirkt haben. Ich sage es Dir aber —

wenn Du nicht schweigst — wenn Du ein Wort davon sagst, daß ich einige Augenblicke hier allein bei der Kranken war, daß ich — ich selbst ihr die Portion verabreicht habe — Du bist ein Kind des Todes! Ich klage Dich an, und werde es zu erreichen wissen, daß Du Zeit Deines Lebens in das Spinnhaus kömmst. Schweigst Du aber, so sollst Du prächtige Geschenke — Deinen Erbtheil von dem Nachlaß haben, der sich in diesem Zimmer befindet."

Dabei ergriff er noch ein Mal mit erheuchelter Traulichkeit ihre Hand, drückte sie zärtlich an seine Brust und sprach:

„Kein Wort darf über Deine Lippen kommen, daß ich diese Nacht bei Dir — in diesem Zimmer war, — daß ich hier allein war. Dann sollst Du dafür Deinen Lohn haben — hörst Du? — es soll Dir noch einmal wieder gut gehen. Still! Still!" —

Er schlich so leise fort, wie er gekommen war.

Die Kranke lag da mit jetzt völlig geschlossenen Augen. Die Züge des Athmens waren kaum zu vernehmen. Die Tropfen hatten ihre Wirkung offenbar schon begonnen.

Fand wirklich eine Crisis statt, und war dieser Schlummer ein Schlummer zur Genesung oder — zum Tode?—

Nachdem die Wärterin die Kranke lange horchend und prüfend beobachtet hatte, setzte sie sich auf ihren vor dem Bett stehenden Stuhl, faltete die Hände in ihrem Schooße und schloß mit stillem Schauder der Wehmuth und des Schmerzens ihre Augen, in allerlei Gedanken und Träume versinkend.

In dieser Lage war auch sie nach etwa zehn Minuten dem sanften Schlafe anheim gefallen.

Es war Alles ganz still in dem Zimmer — ganz

still. Auch draußen war noch Alles ruhig und ohne Leben. Der Wächter hatte eben drei Uhr abgerufen.

Da öffnete sich abermals ganz leise die Thüre, und Heineke trat mit unvernehmbaren und sehr vorsichtigen Schritten zum zweiten Male ein.

Als er die Thüre kaum halb geöffnet hatte, hielt er einige Secunden an, horchte und lauschte, ob drinnen Alles ruhig sei. Als er dann bemerkte, daß Beide schliefen, trat er mit großer Vorsicht einige Schritte näher und horchte abermals.

Man hörte nur einen einzigen Athemzug.

Die Emigrantin lag da, wie von der Hand des Todes berührt.

Das Licht war weit herunter gebrannt. Das schwarze Ende des langen und gekrümmten Dochtes hing über den Rand des Lichtes, gleich einem wallenden Trauerflor, und der erhärtete Abfluß des Lichtes hatte sich an der einen Stelle soeben zu einem Hobelspahn gekräuselt.

Die abergläubige Welt sagt, diese unheimlichen Zeichen bedeuten einen Todesfall.

Heineke warf von ungefähr seine Blicke darauf und zuckte unwillkürlich zusammen. Dann sagte er unhörbar bei sich selbst:

„Die Tropfen scheinen schon gewirkt zu haben. Sie ruhet sanft — sehr sanft, — zum ersten Male nach ihren unaufhörlichen Fieberphantasieen.“

Dann stellte er den Lichtschirm so, daß durch den geworfenen Schatten desselben das Gesicht der Wärterin ganz bedeckt wurde.

Er horchte und lauschte abermals; — es war Alles

ruhig; — nichts vernehmbar als der sanfte Hauch eines einzigen Athemzuges. —

Mit scharfen, spähenden Blicken musterte er die ganze Umgebung. Seine Blicke schweiften über den Tisch nach dem Cylinder, von da wieder nach dem Bett und der darauf todesbleich ruhenden Hand der Emigrantin.

Mit den geschlossenen Fingern hielt sie den silbernen, hübsch mit erhobener Arbeit verzierten Haken, auf dessen gewundenem und gespaltenem Ring sich verschiedene kleinere und größere Schlüssel befanden.

Heineke betrachtete diese Schlüssel erst eine geraume Weile und bewegte seine Hand dann langsam nach der Bettdecke und der Hand, welche diese Schlüssel hielt.

Als er die Finger der auf der Bettdecke ruhenden Hand berührte, fuhr er schaudernd zusammen. Denn diese Finger waren eiskalt — es waren die Finger einer Todtenhand, welche den Schlüsselhaken in ihrer Erstarrung krampfhaft festhielten, gleichsam um sie nimmer, selbst im Grabe nicht zu lassen.

Es war kein Zweifel mehr, daß die Emigrantin bereits vor einer Stunde gestorben war.

Die Wärterin holte einen schweren Athem, aber sie erwachte nicht.

Jetzt hielt Heineke es für nöthig, sein Unternehmen zu beschleunigen, da er nur noch von zwei sich öffnenden Augen überrascht werden konnte, wenn es das Unglück so wollte.

Deshalb versuchte er so rasch als möglich, die Schlüssel aus den Fingern der Todten zu befreien, allein dieses ließ sich doch nicht so ganz leicht vollbringen, als er dachte.

Es war einige gewaltsame Anstrengung nöthig, um die bereits steif gewordenen Finger zu entfernen und die Schlüssel daraus los zu machen.

Man hörte es zwei, drei mal dumpf knacken — und die Schlüssel befanden sich im Besitz des unheimlichen Räubers, welcher nun mit behutsamer Geschwindigkeit jene untersuchte und gar bald aus ihnen denjenigen herausgefunden hatte, welcher den Cylinder öffnete.

Er schob den Deckel des Cylinders in die Höhe, und siehe! — da stand das Jacaranda-Kästchen mit den silbernen Beschlägen und Verzierungen.

Heineke nahm es mit entzückter Hast unter den Arm, verschloß den Cylinder wieder und entfernte sich mit dem Kästchen, nachdem er den Haken mit den Schlüsseln hastig wieder in die Hand der Todten gebracht hatte.

Als die Wärterin erwachte, war es bereits Tag geworden. Sie betrachtete und befühlte die Daliegende, und gewahrte, daß sie bereits gestorben war.

Dann ging sie hinunter, um dieses Ereigniß zu melden. —

Am Morgen desselben Tages meldete auch die „Staats- und Gelehrte-Zeitung des unpartheiischen Correspondenten," daß in der letzten Woche wieder achtundsechszig Personen guillotinirt seien, und unter den aufgeführten Namen der vorzüglichsten Opfer las man auch den des — Grafen von Basson.

---

10. Ein neuer Freund und was mehr?

Die Wittwe Schröder war am Morgen nach jenem Tage, an welchem Heineke bei ihr auf dem Sahl gewesen

war, und wie dieser ihr geboten hatte, zu Matthias Wagner hingegangen, um ihm, wenn auch nach einem schweren Kampfe mit ihrem besseren Gefühle, ihren Wunsch, in die Stiftung aufgenommen zu werden, vorzutragen. —

Das Unglück wollte es, daß sie grade durch die Hausthüre auf die Diele trat, als Matthias Wagner sich dort mit einer anderen Frau und zwar in einem sehr unerquicklichen und zweideutigen Wortwechsel befand.

Diese Frau hatte ein sehr biederes und anständiges Aeußere, war einfach bürgerlich gekleidet und dem Anschein nach schon hoch in den Sechszigen.

„Mit diesen Reden," sagte die Frau, „haben Sie mich hier auf der Diele schon mehrere Male abgefertigt. Ich bin aber eine rechtliche Bürgersfrau; mein seliger Mann war eben wie ich, ein geborner Hamburger; er hat seine Pflichten gegen den Staat und Senat stets treu und gewissenhaft erfüllt, und wären wir durch fremde Eindringlinge und geduldete reiche Wucherer nicht so um unser schönes Erbe gekommen, so würde ich nicht nöthig haben, hier um Ihre Gunst zu betteln. Leider aber muß ich dieses jetzt, und ich glaube wenigstens ebenso viel, wenn nicht bedeutend mehr Recht zu haben, als diejenigen, welche allzeit eine so willige Aufnahme gefunden haben. Aber man weiß wohl, welche diese Begünstigten sind, und warum sie aufgenommen wurden."

„Was sprechen Sie da?" entgegnete Matthias Wagner. „Alle, welche aufgenommen wurden, sind ehrbare und achtbare Wittwen, die dieses Glück verdient haben."

„Ehrbare und achtbare Wittwen?" hub die Frau wieder an. „Nun, da weiß man es doch besser, als Sie selbst es

zu wissen scheinen. Ehrbar und achtbar? Ich dächte schön! Was meinen Sie, wenn ich Ihnen sage, daß nicht einmal drei Wittwen, vielweniger ehrbare und achtbare, darunter sind. Es würde wahrlich schwerlich halten, wenn die guten Wittwen alle ihren Trauschein und den Bürgerbrief ihres verstorbenen Mannes aufweisen sollten, wie, gottlob! ich und auch noch Andere es können, die hier vor solchen Begünstigten zurückstehen müssen."

„Ich verbitte mir solche gemeine Anzüglichkeiten," sagte jetzt auffahrend Matthias Wagner, und warf einen zornigen Blick auf die Frau. „Ich sage Ihnen, daß jetzt keine Stelle offen ist, und damit Punctum. Marsch — da ist die Thüre, und überlaufen Sie mir diese noch einmal wieder, so werde ich Sie für Ihre Grobheiten belangen lassen."

Damit drehte er der Frau unwillig den Rücken zu, ging in sein Comptoir zurück und schlug die Thüre heftig hinter sich zu.

Die Frau, welche sich eben so lebhaft ausgesprochen hatte, schien sich erst wieder sammeln und ihr Tuch und ihre Dormeuse ordnen zu wollen, indem sie, kräftig Luft schöpfend, noch einige Augenblicke, wie unentschlossen, da stand. Dann warf sie einen langen und durchdringenden Blick auf die eben Eingetretene, sprach noch etwas von „rohem Kerl," „rechtlicher Bürgersfrau," „abgelegten Maitressen" u. s. w. vor sich hin, und verließ das Haus.

Die Wittwe Schröder stand mit der größten Verlegenheit und Zerknirschung jetzt allein auf der Diele. Durch dasjenige, was sie so eben gehört, war gleichzeitig in ihr der Entschluß gereift, ihr Anliegen dem Matthias Wagner nicht vorzutragen, sondern unverrichteter und ungehörter

Sache wieder nach Hause zu gehen. Ihr ganzes Herz, aller Muth und alle Entschlossenheit, welche sie vorhin auf fremden Antrieb gefaßt hatte, war jetzt auf ein Mal dahin. Mußte sie sich denn nicht sagen, daß auch ihr durch die gerechten Vorwürfe der unbekannten Frau ein heftiger und tiefer Stich in's Herz versetzt worden sei? War denn auch nicht sie, welche sich jetzt um Aufnahme in die fromme Stiftung bewerben wollte, eine solche, welche diese Wohlthat ebenso wenig verdiente, als diejenigen, denen sie, wie sie gehört, zum allgemeinen Aergerniß zu Theil geworden war? Und jetzt sollte sie es noch über sich gewinnen, dennoch an die Thüre des Comptoirs zu klopfen, und ihr Anliegen mit ebenso viel Ausverschämtheit als Unberechtigung vorzutragen und einen Vorzug zu begehren, der ihr unmöglich zukommen konnte? Nimmermehr! Dazu hatte sie noch immer ihr von der Natur und Geburt mitgegebenes, vom Lande in die große, ausschweifende und gewissenlose Stadt mitgebrachtes Gefühl der Reinheit und Rechtlichkeit. Mochte es nun kommen und ihr gehen wie es wollte, mochte allein Gott, nicht Menschen für sie und ihre Kinder sorgen; sie hatte die Sprache verloren, sie verließ ebenfalls das Haus und war froh, ihren aufgedrungenen Wunsch noch nicht vorgebracht zu haben.

Sie war nicht lange nach ihrem Sahl zurück gekehrt, als sie in das Heineke'sche Haus gerufen wurde, um dort, wie wir gesehen haben, Krankenwärterin zu werden. Unter den sich dort zusammen drängenden Verhältnissen hatten es Gelegenheit und Umstände noch nicht mit sich gebracht, daß es Heineke bekannt geworden, wie und unter welchen Erfahrungen überhaupt sie es gänzlich wieder aufgegeben hatte,

das aufgenöthigte Anliegen vorzutragen. Daß sie sich durch diese Offenbarung harte Vorwürfe und neue Verlassenheit für sich und ihre Kinder zuziehen würde, stand schon klar vor ihren Augen und in ihrem Herzen, aber — sie konnte und wollte es nun einmal nicht anders haben, sie war auf Alles gefaßt, und wollte mit den Ihrigen fernerhin lieber Hunger und Kummer, ja Verzweiflung in den gräßlichsten Gestalten und selbst den Tod ertragen, nur dieses nicht, in die Stiftung aufgenommen, auch mit gescholten und geschmäht zu werden.

So befand die Schröder sich denn offenbar auf der höchsten Stufe der Trostlosigkeit und Verlassenheit, da sie recht gut sah, daß sie selbst sich nun auch die letzte Stütze, den letzten Sern des Armen — die Hoffnung genommen hatte.

War sie aber auch schon von Gott verlassen, der in solchen Fällen den Armen und Unglücklichen mit seiner Hülfe und Vorsehung, mit der sogenannten sonderbaren Fügung meistens am nächsten zu sein pflegt? — Wir werden sehen.

Marie verließ an jenem Morgen, an welchem sich in der Frühe der Todesfall der Emigrantin ereignete, den Sahl, um, wie sie zu ihren beiden kleinen Geschwistern sagte, nach dem Jungfernstieg zu gehen und zu versuchen, ob sie ihrer Mutter nicht ansichtig werden und etwas Geld zum Morgenbrot und Mittag bekommen könnte, in Wahrheit aber, um einen Gedanken auszuführen, der in ihrem jugendlich feurigen Geiste plötzlich als ein glänzendes und leuchtendes Meteor aufgestiegen war.

Sie hatte sich an diesem Morgen in der Frühe nämlich auf einmal daran erinnert, daß, als sie vor zwei Jahren zum Confirmations-Unterricht gegangen war, ihr Beichtvater

sie besonders begünstigt und freundlich behandelt hatte, indem er sie nicht bloß auf der verschämten Wange streichelte und auf den Schooß zog, sondern sie einmal — es war, wenn sie nicht irrte, während der letzten Unterrichtsstunde oder beim Schluß derselben, sogar mit aller Zärtlichkeit christlicher Liebe geküßt hatte.

Warum war sie nicht längst darauf gefallen, dort Hülfe und Beistand zu suchen, wo sie damals mit solcher Liebe behandelt worden war?

Ach! dachte Marie, die christliche Liebe liegt ihm ja offenbar am meisten am Herzen. Wie lange wird er schon nach mir ausgesehen haben, um zu erfahren, wie es mir und uns Allen geht, und um uns durch christliches Wohlthun nach der Lehre des großen Meisters zu helfen und brüderlich mit uns zu theilen. Hatte er sie nicht eben deshalb so viele und schöne, trostreiche und ermuthigende Sprüche der Bibel auswendig lernen lassen, um ihr und Allen zu zeigen, wie treu und liebevoll er gesinnet war? Hatte Jesus nicht gesagt, „wer mir nachfolget, der lässet die Hälfte seiner Güter den Armen. Daran werde ich erkennen, daß Ihr meine rechten Jünger seid, so Ihr wohlthuet und Euch unter einander liebet!" Und war denn dieses nicht sein rechter Jünger? Hatte er sie als unschuldiges, aufblühendes Mädchen, deren Herkunft noch sogar sehr dunkel war, nicht schon mit allen Beweisen christlicher Liebe behandelt, sie geherzt, auf seinen Schooß genommen und beim Abschied soger geküßt? Wenn sie ihm jetzt, nach zwei Jahren, trotzend dem argen Sündenpfuhle der Welt und darbend mit Mutter und Geschwistern in Noth und Elend, diese Leiden klagte und die Versuchung, in welche der Böse oder

die Schlange der Verführung sie in ihrer Armuth zu locken drohte, sollte er ihr da nicht Trost und Hülfe gewähren? Was konnte einem Seelsorger angenehmer sein, als die christliche Geduld und Beharrlichkeit, das bekümmerte Flehen eines unschuldigen, vor Gott und der Welt reinen, gegen die Verführung redlich kämpfenden Mädchens von sechszehn Jahren!

In diesem treuen und keuschen Glauben, in dieser redlichen Ueberzeugung schlug Marie den vorgenommenen Weg ein, den sie ihren Geschwistern vorläufig verbergen zu müssen glaubte. —

Sie öffnete mit Zittern und Schüchternheit die wohlbekannte Thüre; fragte mit stotternder Verlegenheit, ob Ehrwürden wohl zu sprechen sei, und trat, als dieses von dem Kleinmädchen bejahet war, mit aller Zaghaftigkeit und nachdem sie ehrerbietig drei mal angeklopft hatte, in das Studierzimmer.

Der Seelsorger war gewiß grade in einer sehr günstigen Situation, denn auf dem Tisch stand ein leckeres und sehr einladend duftendes, warmes und kaltes Frühstück, Braten, Austern, Eier, nebst zwei halb geleerten Flaschen mit jenem golden funkelnden Naß oder vielleicht einem noch besseren, durch welches den Mühseligen und Beladenen einmal im Jahre die bußfertigen Lippen benetzt werden zur Vergebung der Sünden.

Als Marie den golden funkelnden Wein erblickte, fiel es ihr schwer auf's Herz — denn ach! sie war ja seit den zwei Jahren noch nicht einmal wieder zum Abendmahl gewesen!

Sie wagte kaum einige Schritte näher zu treten und

mit bebender Lippe ein „Guten Morgen" hervorzubringen. Alle Beherztheit, aller so frisch und lebhaft in ihrem Geist entglommene Muth war auf einmal dahin. Vor wenigen Augenblicken bildete sie sich noch ein, in dieser ihrer Lage getrost vor Jesus selbst hintreten, seine Hand küssen und ihm zur zuverlässigen Erhörung, in Reinheit und Unschuld, ihre Bitte vortragen zu können, und jetzt verzagte sie sogar vor dem Diener seines Wortes, der noch dazu sich behaglicher und wohl versorgter darstellte, als er, der nicht hatte, wohin er sein Haupt legen konnte, und brüderliche Theilung lehrte!

„Was willst Du, mein Kind? — Komm näher!" klang es ihr jetzt entgegen.

Sie verneigte sich zwei, drei Mal verschämt und that, wie ihr geboten war.

„Von wem kömmst Du? Bringst Du mir Etwas?" — fragte Ehrwürden dann weiter, faßte das Mädchen bei der Hand und zog sie zu sich. „Mich dünkt, ich sollte Dich kennen von früher. Aber damals sahest Du besser aus!"

„Ehrwürden haben mich vor zwei Jahren confirmirt," sagte das Mädchen und warf auf den Dasitzenden einen innigen und vertrauensvollen Blick.

„Du siehst so mager und verblühet aus. Aha! ich kenne Dich jetzt. Du wandelst wohl den Weg der Sünde zur Hölle, wie Deine Mutter?"

„Nein" — versetzte Marie kaum vernehmbar und wie zu Boden geschmettert, — „und wenn meine arme, unglückliche Mutter" — — Sie stockte, der Gedanke, welchen sie aussprechen wollte zur Entschuldigung, schien ihr das Herz abdrücken zu wollen.

„Der Teufel schleppt Dich wie Deine Mutter durch den Pfuhl der Sünde," fuhr der Eifernde fort.

„Verzeihung, Ehrwürden!" — sagte Marie mit der Kraft und dem Muth, welche allein das Bewußtsein der Reinheit und Unschuld giebt. — „Ich glaube nicht, solche Vorwürfe zu verdienen. Als Sie mich einst herzten und auf den Schooß zogen, da" — — sie stockte.

„Ja — damals versprachst Du ein hübsches und blühendes Mädchen zu werden. Doch seit jener Zeit ist der Teufel in Dich gefahren. Wärest Du noch so wie damals!"

Ueber Marien's Wangen rollten große perlende Thränen herab.

Der Geistliche schien dabei eine gewisse Rührung zu empfinden. Er hatte bisher sich nicht stören lassen, sondern abwechselnd mit aller Behaglichkeit gegessen und getrunken, und nur wie zur Verdauung die obigen Worte polternd und mit feierlichem Ernst dazwischen gesprochen. Jetzt aber legte er Messer und Gabel bei Seite, that noch einmal einen vollen und schlürfenden Zug aus dem Glase und richtete einen langen und innigen Blick auf die Weinende, welche mit ihren sanften, bleichen Zügen und den genetzten blauen Augen ganz das rührende Bild einer büßenden jungfräulichen Magdalene darbot. Dann streckte er seine rechte Hand aus, erfaßte die Hand des Mädchens und zog sie sanft zu sich, so daß die Weinende fast seine linke Schulter berührte und auf sein linkes Knie gesunken wäre, wenn sie sich nicht kräftig und mit aller Verschämtheit empor gehalten hätte.

„Was hast Du mir denn zu sagen, daß Dich so aufregt?" sagte der Geistliche. Verlangst Du den Trost christ-

licher Liebe von mir, so weißt Du, daß ich ihn nie meinen Beichtkindern verweigert habe. Sprich es aus, was Dein Herz so quält und zusammen preßt! Die Verführung dieser Welt ist groß. Der Mensch aber muß kämpfen mit der Sünde und arbeiten; im Uebrigen aber sich auf Gott und die Hülfe der Menschen verlassen."

„Das habe ich behalten, und darum eben komme ich zu Euer Ehrwürden, um Hülfe und Beistand zu bitten."

„Um Beistand, um Geld — doch nicht etwa von mir? Bist Du nicht die Tochter einer großen und schweren Sünderin? Wirst Du als solche nicht mit Deiner Mutter zur Hölle und ewigen Verdamniß hinabfahren? Erst laß ab von diesem Wege, ehe kann ich Dir meine Hand nicht reichen."

„Bis dahin aber werden wir Alle vor Hunger und Kummer gestorben sein. Wir wollen ja gerne arbeiten, aber — der Verdienst ist so schwach und — wir können keine Arbeit bekommen. Ich wollte Ew. Ehrwürden um die Liebe Jesu daher bitten" —

„Betteln wolltest Du junge und schwere Sünderin?" versetzte mit Entrüstung der Geistliche, „betteln und das gar bei mir? — Da mußt Du Dich an andere Leute oder an die Armenordnung wenden. Wir Geistlichen sind nicht dazu, um in Sünde und Unzucht erzeugte und geborne Kinder zu ernähren. Geh, sage ich. Thue Buße, nahe Dich dem Tische des Herrn." —

„Ach Gott! das thun wir ja gerne, aber — wir haben nicht das Beichtgeld, und dann auch —

„Also nicht einmal das Beichtgeld? Ja, dann freilich seid Ihr nicht mehr zu helfen, und müsset Ihr dahin fahren

in Eurer Sünde. Geh, ich habe zu thun. Laß mich in Ruhe!“ —

Damit schob er das junge, weinende und tief gebeugte Mädchen hart und unbarmherzig von sich.

Dieses verließ das Haus mit großer Zerknirschung, sich in ihren jugendlichen Plänen und schwärmerischen Erwartungen so bitter getäuscht sehend.

Mit beklommener Brust und starr vor sich auf die Straße blickend, ging Marie ihres Weges. Da sah sie plötzlich ihre Schritte gehemmt und sich aus ihrer tiefen und träumerischen Erstarrung aufgeschreckt durch die freudig ausgerufenen Worte:

„Endlich sehen wir uns einmal wieder! Marie! Bist Du es, oder bist Du es nicht? — Kennst Du mich nicht mehr? — Ich bin ja Dein alter Spielkamerade, Fritz Möller.“

Alle diese Fragen und Ausrufungen richtete ein junger Mensch von etwa neunzehn bis einundzwanzig Jahren, an sie, der ein langes, blasses Gesicht, tief liegende, braune Augen hatte und wenn auch nicht modisch und elegant, doch sehr anständig in einem Rock von dunkel grauem Tuch und einer sogenannten baumseidenen Weste gekleidet war.

Um den linken Arm und um den Hut trug er einen schwarzen Trauerflor. —

Das junge Mädchen schlug ihre Augen erschrocken empor und hielt sie einige Augenblicke starr auf den vor ihr Stehenden geheftet, als wisse sie sich nicht gleich Rechenschaft darüber zu geben, wen sie eigentlich vor sich sehe, und ob sie wache oder träume. Dann aber sagte auch sie mit verschämtem Entzücken:

„Fritz! — Ach, wie schön, daß wir uns endlich einmal wieder treffen. — Ich habe schon recht oft an Dich gedacht.“

„So — wirklich?“ fragte Fritz Möller, faßte mit Heftigkeit ihre beiden Hände und sah ihr dabei recht innig in die Augen.

„Komm, komm,“ sagte Marie, und suchte mit Verschämtheit ihre Hände los zu machen. „Die Leute sehen es ja, und sie könnten wohl gar glauben“ —

„Was könnten sie wohl von uns Beiden glauben? — Aber wie geht es Dir denn?“ fügte er mit besonders freundlichem Tone hinzu, als fürchte er durch diese Frage das zarte Gefühl ihres Herzens zu verletzen, indem er gleichzeitig und unwillkürlich einen flüchtigen Blick über ihr ganzes Aeußere hatte hinschweifen lassen.

„Nun, es muß wohl gehen — die Zeiten sind schlecht,“ entgegnete Marie, und konnte einen unwillkürlich sich empor drängenden Seufzer nicht zurückdrücken. „Was hast Du denn aber für Trauer?“

„Ach, meine Mutter ist gestorben. Sie ist schon acht Wochen todt und ich wohne seitdem ganz allein auf dem Sahl.“

„So? Deine Mutter ist todt? Das thut mir sehr leid. Da wird es Dir auf dem Sahl sehr einsam und öde vorkommen.“

„Ja, sehr. Eben deshalb mag ich am Tage auch gar nicht darauf sein. Wenn ich nicht arbeite, so gehe ich umher, um mich zu zerstreuen, wie auch jetzt. Eben komme ich von dem Grabe meiner Mutter.“

„Was hast Du denn für ein Geschäft?“

„Ich bin Cigarrenarbeiter und verdiene wöchentlich

meine funfzehn Mark; Geld genug, um dadurch eine ganze Familie zu ernähren.“

„Wenn Du Dich nun so einsam und verlassen fühlst, und daneben so viel Geld verdienst, so wirst Du wohl bald daran denken, Dich zu verheirathen. Oder — hast Du Dir nicht vielleicht schon eine Braut ausgesucht?“

„Eine Braut? Nein, die habe ich noch nicht. Aber gestehen will ich es Dir gerne, daß mir des Abends, wenn ich von der Arbeit nach Hause komme und auf meinem Sahle so allein mein Abendbrot verzehre, daß mir dann gar oft schon ganz wunderliche Gedanken durch den Kopf gegangen sind. Daß es auf die Länge nicht so bleiben kann, daß der Sahl für mich allein zu groß und theuer ist, daß ich billiger wohnen und mich billiger einrichten kann, das sehe ich wohl ein. Aber soll ich all' die schönen Sachen so billig an den ersten, besten Juden verkaufen? Unsern — oder jetzt meinen Cylinder, mit dem schönen Bilde auf der Platte und den weißen Marmorsäulen, der so alt ist, als ich denken kann, und in dessen einem Schubfach ich schon als Kind meine Spar- und Marktschillinge aufbewahrt habe! Dann das große, schöne zweischläfige Bett und all das alte messingene Küchengeräth, das sämmtlich ebenfalls so alt ist, als ich. Das Alles sollte ich verkaufen und in profane Hände kommen lassen, während mir daran jeder Riß, jede abgestoßene Stelle theuer und heilig ist, indem sich daran die lebhaftesten Erinnerungen meines Lebens knüpfen? Nein, nimmermehr. Es würde mir das Herz abdrücken. Jetzt steht das Bett in der Stube noch so da, wie ich es habe rein aufmachen lassen, nachdem meine Mutter darin gestorben war, während ich nach wie

vor in der Kammer schlafe. — Aber ich spreche immer über mich und mein Hauswesen, und Du hast gewiß Langeweile und Widerwillen, mir gewaltsam zu zuhören. Wenn ich nur Jemand wüßte, der zu mir zöge, mir das Essen kochte und mein Hauswesen rein und in Ordnung hielte. Hat Deine Mutter noch immer ihr gutes Auskommen?" —

„Ach, nein, wenn ich offen sprechen soll, so haben wir es jetzt grade nicht so reichlich. Meine beiden kleinen Schwestern erfordern auch immer mehr, und der Verdienst ist schwach."

„Marie, wie wäre es, wenn Du — wenn Deine Mutter," verbesserte Fritz Möller sich schnell selbst, um Marie nicht in Verlegenheit zu setzen, „wenn Deine Mutter auf meinen Saal zöge? Eure Mobilien ließen sich darauf ja auch wohl noch unterbringen, und am Ende könnte man Manches von dem Meinigen auf den Boden setzen."

„Mutter — zu Dir ziehen?" fragte Marie mit lebhafter Verwunderung und schlecht verhüllter Freude.

„Nun, nimm es nicht übel," sagte Fritz, „ich meinte es ja gut, und dachte nicht daran, Dein Gefühl zu beleidigen."

„Wer sagte denn das?" versetzte Marie mit neuer Verwunderung. „Ich meinte ja nur, daß sie auf ein solches Anerbieten sehr gerne eingehen würde."

„Meinst Du?" entgegnete Fritz wieder. „Ach! wie würde mich das glücklich machen. Dann würde ich noch einmal so freudig meine Cigarren machen und arbeiten, denn ich wüßte doch, für wen ich arbeitete, nachdem ich es für meine gute Mutter leider nicht mehr kann," fügte er mit einem tiefen Seufzer hinzu.

„Dürfen wir ein solches Erbieten aber annehmen?"

fuhr Marie fort. „Du könntest Dir selbst etwas zusammen sparen, um nachher ein eigenes Geschäft damit anzufangen.“

„Mach' Dir dadurch keine Sorge. Ich thue es mit gutem Herzen, da wir uns so lange kennen. Und schon das Gefühl und Bewußtsein, nicht mehr alleine zu sein, ist mir ein reichlicher Ersatz für Alles. Dann leben wir froh und zufrieden mit einander, gehen Sonntags aus dem Stein- und Dammthor in's Grüne, und, — nicht wahr, das soll ein Pfingsten werden?“

„Aber wo wohnst Du denn?“ fragte Marie wieder, mit Entzücken auf den Plan eingehend.

„In der Schlachterstraße über No. 37,“ sagte Fritz. „Komm jetzt gleich mit mir.“

„Mit Dir?“

„Nun ja, um vorläufig den Sahl zu besehen. Dann kann Deine Mutter sich auch überzeugen, ob es ihr darauf gefällt; und wenn es ihr und Dir dort gefällt, dann könnet Ihr je eher je lieber einziehen. Ich bezahle für Euren Sahl die Miethe und der Hauswirth —

„Auch das noch!“

„Warum nicht? Habe ich dann doch eine zu versorgende Familie, das macht Lust und Muth. Komm, komm, Mariechen, Du sollst meinen Sahl sehen.“

Damit zog er das junge Mädchen mit sich fort nach der Schlachterstraße.

„Aber wird es sich auch schicken, Fritz? Werden die Leute sich nicht darüber aufhalten und wohl gar denken, daß“ —

Mariens Gesicht wurde von einer sanften Röthe überlaufen und sie stockte verschämt.

„Die Leute? Wer wird sich an Klatschereien kehren,

wenn es gilt, eine gute That auszuführen und einer bekümmerten Familie ein sorgen- und kummerfreies Leben zu gewähren."

Sie waren vor der Sahltreppe angekommen und Fritz sprang vergnügt voran und diese hinauf, während Mariechen mit Lebhaftigkeit folgte.

„Wie Du es hier nett hast?" sagte das junge Mädchen. „Ach, so schön haben wir es lange nicht mehr," fügte sie mit schmerzlicher Wehmuth hinzu.

„Diese Ordnung und Sauberkeit rührt noch von meiner guten Mutter her, und wie sie mir Alles gelassen hat, zum Andenken, so suche ich es zu erhalten. Und nicht wahr, Mariechen, Du wirst es eben so halten? Denn ich glaube, daß Du jetzt meine kleine Hausfrau werden wirst."

„Freilich habe ich für uns schon immer gekocht — wenn — wir etwas zu kochen hatten," sagte das junge Mädchen mit gefühlvollem Ausdruck.

„Du gute Seele!" versetzte Fritz, faßte ihre beiden Hände und sah ihr dabei tief in die blauen Augen, die von einer innigen Freude plötzlich neu belebt waren.

„Weißt Du noch, wie wir schon immer Frau und Mann spielten, als wir noch Kinder waren? Ach! das war eine prächtige Zeit. Und der Himmel wird es so fügen, daß sie so wieder oder für uns durch Wahrheit und Wirklichkeit noch glücklicher wird."

Marie schwieg, aber dachte vielleicht desto mehr.

„Nun, ich werde Dich nicht zwingen," fuhr Fritz fort; „darum nehme ich Euch nicht zu mir. Und wenn Du mich vielleicht auch nicht solltest lieben können, so —

Das junge Mädchen erhob ihre soeben niedergeschlagenen

Augen mit solcher Innigkeit und Zärtlichkeit, daß Fritz sich nicht enthalten konnte, sie lebhaft an sich zu ziehen und — einen Kuß auf ihre bleichen Lippen zu drücken, die darauf purpurn geröthet wurden.

Es vergingen mehrere Minuten, während welcher Beide kein Wort sprachen. Dann fuhr Marie plötzlich wie aus einem Traume der Verzückung empor und sagte:

„Es wird aber wohl Zeit, daß ich nach Hause zurückkehre, und auch Du wirst ungerne Deine Arbeitstunde versäumen. — Wie wird Mutter sich freuen, wenn ich ihr diese frohe Nachricht bringe!"

„Meinst Du?" —

„Kannst Du daran noch zweifeln, wenn ein ganz neues und frisches Leben für uns aufgeht, wenn ich ihr erzähle, welchen — Freund aus alter, guter Zeit ich gefunden habe?

Fritz drückte ihr noch einmal recht warm die Hände, geleitete sie zur Thüre hinaus und folgte ihr dann die Treppe hinunter, nachdem er seinen Sahl sorgfältig wieder verschlossen hatte.

„Nicht wahr — spätestens bis Sonnabend?" sagte er beim Scheiden. „Ich helfe Euch umziehen. Wir werden schon Alles unterbringen. Wetter! das soll ein Leben werden. Und dann brauche ich nicht mehr allein zum Grabe meiner guten, seligen Mutter zu gehen, und ihr Geist wird um uns sein."

„Ich gehe dann mit Dir," sagte Marie, „adieu!"

„Auf baldiges Wiedersehen. Und daß Deine Mutter nur einwilligt!"

Das Mädchen nickte lächelnd und bejahend.

Als sie sich schon etwa zwanzig Schritte von einander getrennt hatten, sah Fritz sich noch einmal um, und sonderbar — grade in demselben Augenblick sah auch Marie sich noch einmal um — dann als sie über den großen Neumarkt war und beim Thielbeck um die Ecke bog, noch einmal, und — Fritz auch, und Beide waren sich aus dem Gesicht gekommen.

Ein Kaufmann.

Zweiter Theil.

Ein Kaufmann.

Zweiter Theil.

11. Glück oder — Unglück?

Wir haben bereits gesagt, daß die Wittwe Schröder mit tiefer Resignation und Verzagtheit in ihre Wohnung zurückkehrte, ohne dem Vorsteher der Stiftung, Matthias Wagner, das ihr aufgenöthigte Anliegen vorgetragen zu haben.

Auch ihre Anstellung als Krankenwärterin war durch das gemeldete traurige und unheimliche Ereigniß erledigt. Sie fühlte sich also so trostlos und verlassen als früher. Da kehrte plötzlich Marie auf den Sahl zurück und war unglücklich, ihre Mutter nicht sogleich daheim zu finden, um ihr mit aller jugendlichen Lebhaftigkeit und Freudigkeit sogleich das Glück mittheilen zu können, das ihrer wartete.

Endlich erschien die Schröder in einer höchst niedergeschlagenen Stimmung und Marie sprang auf sie zu und berichtete mit überwallendem Herzen, wie sie nach vielen Jahren mit ihrem alten Spielkameraden zusammengetroffen sei und wie dieser sie Alle bitte, zu ihm auf den Sahl zu ziehen und Wohnung und Tisch mit ihm zu theilen.

Die Wittwe Schröder hörte den Worten ihrer Tochter mit großer Aufmerksamkeit zu, und war auf's Höchste über-

rascht, plötzlich solche treffliche Aussichten zu haben. Dann, als Marie Alles umständlich und haarklein erzählt und sie selbst hundert Fragen gethan hatte, ohne sich in ihrem Glück zurecht finden zu können, faltete sie die Hände, blickte mit einem erhebenden Blick gen Himmel und sagte:

„Nun, wenn es Gottes und Fritzen's Wille ist, so wollen wir zu ihm ziehen. Wir wollen treu und gewissenhaft seinen Hausstand führen, und — der Himmel weiß, wie es noch werden kann. Aber der gute Junge dauert mich, daß er hier die Miethe für uns auch noch bezahlen soll. Oder" — fügte sie mit einer raschen Ueberlegung hinzu — „vielleicht ist es möglich, daß die Schuchard sich begnügen läßt, wenn wir ihr Alles zurück lassen, wie es hier ist und steht." —

Sie hatte diese Worte kaum ausgesprochen, da trat Heineke in die Sahlthüre.

„Nun," sagte er, „bist Du schon zu Matthias Wagner hingewesen und hat er Dir Deine Bitte gewährt?"

„Ich bin bei ihm gewesen, aber" —

Sie hielt plötzlich inne, weil sie sich fürchtete, den Satz zu vollenden.

„Nun — aber?" versetzte Heineke.

„Ich wagte nicht oder — hatte nicht das Herz, ihm diese Bitte vorzutragen," antwortete die Schröder.

„Und gingst doch zu ihm? fuhr jener fort.

„Ja," entgegnete die Schröder, „ich ging zu ihm, mit dem Vorsatz, ihn um die Aufnahme zu bitten, aber — als schon eine andere, eine rechtliche Bürgersfrau da war, die dasselbe wollte, und ich hörte, wie diese ihre gerechte Entrüstung über die Aufnahme derjenigen aussprach, welche

dazu weder das sittliche Verdienst noch die bürgerliche Berechtigung haben, da — aus verschämter Besorgniß, daß man später auch mir so nachsprechen und nachfluchen würde — da ging ich wieder weg, ohne mein Anliegen vorgebracht zu haben."

„Ha! ha! ha!" — lachte Heineke, „nun höre mir Einer, was die Dummen für ein enges Gewissen haben. Hättest Du es denn hinter jenen Mauern gehört, wie sie wüthen und sich ärgern, wenn Du vor Vielen bevorzugt wärest und weich und warm gesessen hättest? Wer mit solcher Fürsprache sein Glück verscherzt, ist ein Esel, nnd verdient, daß er hungert und krumm liegt vor Frost und Kälte, oder sein Brot zusammen sucht aus dem Gassenkummer und Rinnstein."

„Besser so und mit Ehren, als — auf jene Weise und mit Unehren, verflucht und gescholten von den Menschen," sagte die Schröder in einem gesetzten Tone.

„Nun höre ich zum ersten Male," fuhr Heineke fort, „daß eine unterhalten gewesene Person auch noch moralisiren kann. Nun, meinetwegen, hungere und bettele mit Deinen Dirnen so viel als Du willst — ich aber gebe Euch keinen Schilling mehr. Die Große da kann sich — einschreiben lassen, weiter wird aus ihr doch wohl nichts werden, denn ich denke, daß sie bei ihrer Mutter schon gut abgerichtet ist," fügte er mit kaltem Hohne hinzu, und warf dabei einen lächelnden Blick auf Marie.

„Ich verstehe uicht, was Onkel damit sagen will," sagte diese laut und beherzt, im vollen Gefühle ihrer Reinheit und Unschuld.

„Onkel?" nahm Heineke wieder das Wort, und

schlug eine verächtliche Lache auf. „Wer ist Euer Onkel? Ich habe Deine Mutter unterhalten — Du bist ihre Tochter — was geht Ihr mich weiter an. Es ist hier in Hamburg gottlob! dafür gesorgt, daß solche Bastarde nicht auf den Namen des Vaters getauft werden, wie im Holsteinischen. Das fehlte noch, daß man sich von allen solchen Creaturen Onkel und Vater schimpfen lassen müßte!"

„Herr Heineke" — sagte jetzt die Wittwe Schröder mit einem erhobenen Ausdruck und einer besonderen Betonung — „ereifern Sie sich darüber nicht weiter, diese hier sind nur meine Kinder, und — Gott hat schon für sie gesorgt."

„Gott? ha! ha! ha! — Für solches Bettelvolk!" — lachte Heineke.

„Ich denke doch. Denn Marie hat einen Freund gefunden, der uns Alle versorgen will," fuhr die Schröder fort.

„Ja" — bekräftigte, etwas hervortretend, Marie, „Mutter und mich und auch die beiden Kleinen."

„Wirklich?" — versetzte Heineke. „Hat Jemand, so wie Du jetzt bist und aussiehst, Geschmack an Dir gefunden? Das Vergnügen kommt ihm doch aber etwas theuer zu stehen. Dafür kann man sich ja schon Zweie unterhalten."

Mit unterdrückter Erbitterung nahm die Schröder das Wort und sagte in tiefem Ernst:

„Ja — es ist ein alter Bekannter, zu dem ich auf den Sahl ziehe, um seinen Hausstand zu führen, und der nichts dagegen hat, daß die Kinder bei mir bleiben."

„Und wer ist dieser Narr?" fragte Heineke.

„Der Cigarrenarbeiter Fritz Möller," antwortete die Schröder.

„Der —!" sagte Heineke mit einem langgezogenen und eigenthümlich markirten Tone. „Dieser saubere Mosje also, der längst dafür bekannt ist, daß er unter den übrigen Cigarrenarbeitern allerlei aufrührerische Reden gegen Senat und Behörden führt, der will sich auch schon eine Maitresse zulegen? Nun, das muß man sagen, in unserm Hamburg geht es flott her. Aber an dem Allen sind die verdammten neumodischen Revolutions-Ideen schuld, vor denen wir in unserm Hamburg nun auch keine Ruhe mehr haben sollen. Das fehlte noch, daß solch' loses Gesindel und solche raisonnirende Habenichtse es hier den Erbgesessenen gleichthun sollten. Aber wartet nur, — man wird Euch schon auf die Finger klopfen, und mit dem übrigen Bettelvolk nach dem Werk- und Armenhaus!"

Damit warf er die Thüre zu und verließ in großer Aufregung den Sahl.

Die Wittwe Schröder und Marie standen eine lange Zeit wie erstarret, dann sagte die Erstere:

„Mir ahnet nichts Gutes!"

„Nichts Gutes?" versetzte die Andere. „Woher aber das auf einmal, da wir zu Fritz ziehen sollen?" —

„Gebe Gott, daß es wahr wird, aber — ich fürchte, ein solches Glück wäre zu groß, als daß es uns beschieden sein könnte."

„Ach, Mutter! Der Gram und Kummer läßt Dich auch an Allem verzweifeln. Wir richten uns darnach ein, und — am nächsten Sonnabend schon ziehen wir bei Fritz

ein. Du kannst ja heute Abend noch zu ihm gehen und selbst mit ihm sprechen.“ — —

12. Die Werbung.

Mehrere Jahrhunderte hindurch, bis zum Jahre 1801 hatte das reich emporgeblühete Hamburg von den raubsüchtigen Angriffen und gewaltsamen Brandschatzungen der Dänen sehr Vieles zu erdulden. Die Herzöge von Holstein verkauften, wenn sie Geld nöthig hatten, nach und nach ihre an der Alster gelegenen Dörfer; das lockte die Dänen, und weil sie nichts zu verkaufen hatten, oder es für klüger und kürzer hielten, zu nehmen ohne zu geben, so straften sie Hamburg um Geld ab, so oft sie dessen bedurften.

Aber nicht bloß um Geld wurde Hamburg von den Dänen heimgesucht, sondern auch um Menschen. Die Habgierigen wußten hier Alles zu finden, was sie gebrauchten, und eine tiefe Schattenseite und manche schauerliche Nachtstücke in der Entwicklung des Hamburgischen öffentlichen und gesellschaftlichen Lebens bilden die dänischen Werber und Werbebureaus, wie sie hier bis zum Anfang des neunzehnten Jahrhunderts zum Kummer mancher Mutter, zum Schmerz manches Familienvaters, zum Unglück und zur Verzweiflung manches jungen Menschen geduldet wurden, bis die Entrüstung der Eltern und Familien am Ende zu laut zum Himmel rief und, herbeigeführt durch die öffentliche Schmach und die Stimme des Volks, ein Rath- und Bürgerschluß zu Stande kam, der diesem gewaltthätigen Menschenhandel, diesem Mordwesen und Vorrath so manches

blühenden und hoffnungsvollen Jugendlebens Einhalt gebot. Die öffentlichen oder heimlichen Werbebureaus auf dem Hamburger Berg, die frech und banditenmäßig auf dem großen Neumarkt, sogar bei hellem, lichtem Tage, in der Nähe der Wache patrouillirenden, auf ihren Fang lauernden rothgeröckten Werber verschwanden und die heranwachsende männliche Welt konnte sich wieder frei und gefahrlos in jenen verrufenen Gegenden bewegen in ihrer Jugendlust.

In der Zeit, in welcher unsere Geschichte spielt, das heißt, in den letzten Jahren des achtzehnten Jahrhunderts fand jene Giftpflanze des dänischen Werbertreibens hier noch den üppigsten und ergiebigsten Boden. Man hat jetzt keinen Begriff mehr von dem Menschenraub und Corsarenwesen, wie es in der erwähnten rohen und unheimlichen Zeit in den geheimen oder öffentlichen Spelunken und Räuberhöhlen, genannt Matrosenschenken, getrieben wurde.

Zur Fortführung unserer Erzählung begeben wir uns jetzt nach dem sogenannten Verkehr der Cigarrenarbeiter, welcher sich damals in einem Wirthschaftskeller auf dem alten Steinweg befand.

Vom Thurme der neuen Michaeliskirche hatte es eben acht Uhr geschlagen, und die von einer Lampe matt erhellte Stube des Wirthschaftskellers fing an, sich nach und nach zu füllen.

In einer Wandvertiefung saß seit geraumer Zeit schon Jemand, der, nach den durch die Lampe unheimlich beleuchteten Zügen und Geberden zu urtheilen, nicht zu den Cigarrenarbeitern gehörte. Diese Züge verriethen durch ihre bleiche, aschgraue Farbe eine große Abgelebtheit, trotz der offenbaren Jugend des Besitzers. Das schwarze Haar hing

dünne um die Schläfe und die tief liegenden, stark zusammengekniffenen Augen spähten fortwährend in der Stube umher. Gegen diese matten und abgelebten Züge stach aber sehr ab der modische Anzug und das elegante Aeußere.

Der fremde Gast mochte in dieser starren und beobachtenden Stellung etwa schon eine Stunde gesessen haben, als jener junge Cigarrenarbeiter, den wir bereits im Gespräch bei Marie kennen gelernt haben, und fortan mit vollem Name Fritz Möller nennen wollen, mit noch mehreren anderen Cigarrenarbeitern eintrat, sich ein Glas Bordeauxwein forderte und bald in einem lebhaften Discurs über die Ereignisse des Tages befand.

Je lebhafter das Gespräch wurde, einen desto innigeren Antheil schien daran der Fremde zu nehmen, und gar bald hatte er eine Gelegenheit gefunden, sich da hinein zu mischen.

Besonders lebhaften Antheil aber nahm er an dem, was Fritz Möller sagte, und es mußte fast auffallen, daß er fortwährend dessen Partie ergriff und auf dessen Ansichten einging.

Der junge Cigarrenarbeiter fühlte sich dadurch angezogen und setzte sich zu dem Fremden, mit diesem eine besondere Unterhaltung anknüpfend.

Der Fremde zeigte sich nicht minder sehr erfreut und forderte eine Flasche Bordeaux nebst zwei Gläsern. Dann schenkte er ein, und erklärte, daß er sich in Hamburg ungeheuer behaglich fühle, nur Schade, daß er die Localitäten der Stadt und namentlich auch die des Hamburger Berges noch nicht hinlänglich kennen gelernt habe.

„Wenn es Ihnen recht ist, sagte Fritz Möller, so trinken wir die Flasche schnell aus und machen dann einmal

eine kleine Runde. Ich will Ihr Führer sein — das heißt, auf gemeinschaftliche Kosten."

Ein solches Anerbieten schien dem Fremden sehr erwünscht zu sein. Er schlug mit Freuden ein, trank sein Glas mit einem Zuge aus und warf dabei einen eigenthümlich sarkastischen Blick auf seinen neuen Geführten.

Beide erhoben sich und verließen den Keller, indem Fritz Möller fragte:

„Aber wohin nun zunächst?" —

„Mich dünkt, nach dem Hamburger Berge, weil ich davon schon weit und breit Vieles gehört aber noch wenig gesehen habe. Ich möchte diese schöne Gegend, die Hamburg einen so bizarren Ruf giebt, doch aus eigener Ansicht kennen lernen."

„Nun," sagte Fritz Möller, ein ehrlicher Mensch geht zwar nicht gerne dahin, weil er dort mehr zu verlieren als zu suchen hat, aber wir sind ja zu Zweien."

„Freilich," versetzte der Fremde und nahm den Arm seines Führers, „und ich hoffe, daß Sie als Hiesiger und Bekannter mich werden zu schützen wissen."

„Bekannt oder nicht, man muß auf seiner Huth sein." —

Es war in der Dämmerung. Auf dem großen Neumarkt, bei der Pumpe neben der Wache ging noch ein dänischer Werber auf und nieder und warf spähende und scharf beobachtende Blicke auf die Vorübergehenden.

Als unsere neuen Freunde, Arm in Arm, an Jenem vorüber gingen, machte der Fremde seitwärts eine zwinkernde Bewegung mit den Augen und nickte dann ein wenig mit dem Kopf nach der linken Seite hin, an welcher Fritz Möller ging, ohne daß dieser etwas davon bemerkte.

Nach einigen Minuten verließ der Werber im rothen Rock seinen Posten und schlug die Straße nach Altona ein. —

Der Pesthof war seit dem Jahre 1712 und seit der damals in Hamburg herrschenden pestartigen, viele Menschenleben hinwegraffenden Krankheit das größte und merkwürdigste Gebäude auf dem Hamburger Berg, bis es, dieses finster und abstoßend aussehende Domicil der Kranken, während der unglückseligen Belagerung ein Raub der zerstörenden Flammen und dann nicht wieder aufgebaut wurde.

An dem einen Ende dieses sogenannten Pesthofes befand sich damals ein größtentheils aus Brettern aufgeführtes Häuschen, welches zur Wirthschaft diente und unter dem Namen der „Holländischen Waffelbude" bekannt war, indem die Wirthin wirklich eine Holländerin war und Waffeln feil bot.

Die Einrichtung dieser russigen, finsteren und unansehnlichen Holländischen Waffelbude war aber ganz eigenthümlich und diente zu verschiedenen Zwecken, weshalb wir genöthigt sind, dieselbe hier etwas näher zu beschreiben.

An der Vorderseite und neben der Thüre befanden sich durchaus keine Fenster, sondern diese waren nur nach einem finsteren Raume hinaus, der die Holländische Waffelbude von dem Pesthof trennte.

Trat man durch die auf einem Ende der Vorderseite befindliche, stets verschlossen gehaltene Thüre, so befand man sich zunächst in einem dunklen Gange, an dessen Ende man einen kleinen Heerd nebst seltsam geformten eisernen Pfannen, gleich einer Art Hexenküche, erblickte. Auf der rechten Seite dieses schmalen Ganges aber gelangte man zu verschiedenen Zellen, in einer Reihe neben einander, die alle

nur durch sonderbar geblümte, rothe Gardinen von Kattun abgetheilt und geschlossen wurden, so daß man von jeder dieser Zellen aus die Gäste in allen übrigen Zellen heimlich belauschen konnte, ohne selbst bemerkt und beobachtet zu werden.

Die letzte dieser Zellen, neben dem Waffelheerd, wurde nicht bloß von den Dienern oder Spionen der Polizei zu geheimen Recognoscirungen, sondern, wie wir bald erfahren werden, auch noch von anderen Personen zu ähnlichen Zwecken benutzt.

Die Holländerin und Besitzerin dieser Wirthschaft war somit die natürliche Verbündete alter Spione und geheimer Agenten, und das Volk hatte nicht Unrecht, als es die „Holländische Waffelbude" in den Spottnamen „Rattenfalle" umtaufte.

Als unsere obigen beiden Freunde, nachdem sie durch die doppelten Schwibbögen der steinernen Festungsthore gekommen waren, ihren Weg nach den berüchtigten Freudenhäusern beim Pinnas einschlugen, und auf diesem Wege an dem Pesthof vorüber gingen, fragte der Fremde plötzlich:

„Was ist denn das dort für ein seltsames Häuschen mit dem verwitterten Schild über der Thüre und der an die Wand genagelten Muschel?"

„Das ist die „Holländische Waffelbude?" versetzte Fritz Möller.

„Eine Holländische Waffelbude?" fuhr der Fremde mit neugieriger Frage fort. „Ei, wollen wir da nicht mal hinein gehen? Wir würden bis Mitternacht doch wohl noch die Runde machen können, und, wie ich glaube, so geht in den Freudenhäusern das Leben und Treiben der wilden

Matrosen erst recht an, wenn es ganz dunkel geworden ist. Wir brauchen hier ja nur einen Augenblick zu verweilen."

„Mir ist es gleich," sagte Fritz Möller, „wenn Sie Lust haben, so gehen wir hinein."

Damit öffnete er die Thüre, und Beide traten auf die schmale Diele, welche durch die Gluth des kleinen Waffelheerdes im Hintergrunde schwach erleuchtet war.

„Myn Heer," sagte die dicke Holländerin, „dat ist recht, kamen Sie man in, hier by my ist dat moy. Befehlen Sie Wein oder Punsch? Ick habe vun Allem, myn Heer, und auch warme Waffels, dat Stück einen Skilling, as Ju believ."

Damit öffnete sie eine Gardine und nöthigte die Eingetretenen in das Cabinet hinein, welches zunächst der Thüre war. Als diese sich zu beiden Seiten des kurzen Tisches, welcher, außer den beiden Bänken, den ganzen Raum des Cabinettes ausfüllte, gesetzt hatten, schob sie die Gardine wieder vor, um die unterdeß von dem Fremden bestellten zwei Gläser Punsch zu holen.

„Wir haben vorhin Wein getrunken," sagte Fritz Möller, „wir hätten eigentlich dabei bleiben können. Denn da wir noch manches Glas werden austrinken müssen, ehe wir die vorzüglichsten Localitäten dieser Gegend besucht haben, so ist es rathsamer, bei derselben Farbe zu bleiben, um nicht benebelt zu werden.

„Ach! Ein Glas Punsch!" versetzte wegwerfend der Fremde.

Die Holländerin mit der großen weißen Haube und der messingenen Kopfverzierung an den Schläfen unter den breiten Brüsseler Spitzen, brachte den Punsch und sagte:

„Dat ist moy Punsch, myn Heer. Ick habe mehr davon."

Sie verließ ihre Gäste, indem sie noch erst einen prüfenden Blick umher warf, ob diese durch die Gardinen ringsum auch sicher verborgen wären.

„Es ist hier gemüthlicher als ich dachte, und der Punsch mundet," fuhr der Fremde fort. „Da wir nun einmal bei dieser Farbe sind, so denke ich wir trinken davon noch ein Glas."

„Dann werden wir aber schwerlich auf den Beinen bleiben, bis wir ganz herum sind," sagte Fritz Möller.

„Nun, wenn wir heute Abend auch nicht ganz herum kommen —. Es kömmt ja nur darauf an, das eigentlich Wesen und Treiben hier kennen zu lernen. Sollten nicht bald mehr Gäste kommen?"

„Wahrscheinlich," versetzte Fritz Möller. Mich wundert nur, daß es Ihnen hier nicht unheimlich vorkömmt."

„Unheimlich? Ach, der Punsch vertreibt mir solche Grillen. Noch zwei Gläser, alte Sybille!" rief er, ohne die Gardine des Einganges zu öffnen.

„Glieks, myn Heer!" schallte es von draußen zurück.

Jetzt hörte man die Thüre öffnen und zwei andere Gäste in ein anderes Cabinett treten. Fritz Möller horchte, aber es blieb still; die neu Eingetretenen schienen die stummen Beobachter machen zu wollen.

Die Alte brachte die zwei Gläser Punsch. Der Fremde nahm das Seinige und nöthigte auch seinen Führer zum Trinken.

„Mir wird schon warm," sagte dieser. Ich bin es nicht gewohnt, Wein und Punsch durch einander zu trinken."

„Nun, so bleiben wir beim Wein. Eine Bouteille Wein!" —

„Jetzt doch wieder Wein?" —

„Ich hab ihn einmal bestellt."

In diesem Augenblick setzte die Holländerin auch schon die Flasche mit zwei schweren Pumpgläsern auf den Tisch.

Der Fremde öffnete den Kork und schenkte ein.

„Trinken wir auf Du und Du!" —

In dem Nebencabinett wurde drei mal in kurzen Absätzen gehustet.

„Ich dächte wir gingen weiter," sagte Fritz Möller.

„Wir können die Bouteille Wein doch nicht in die Tasche stecken!"

Er füllte die Gläser von Neuem.

Ohne daß man die Thüre hatte öffnen gehört, trat jetzt noch ein Gast ein und setzte sich zu ihnen.

Es war der dänische Werber, welchen wir gegen Abend schon auf dem großen Neumarkt bemerkt haben.

„Wollen Sie ein Glas mit uns trinken?" fragte Fritz Möller's Begleiter. Mein Führer scheint ohnehin schon etwas benebelt zu werden."

„Junger Freund," nahm der Werber das Wort, Sie sind ein Hamburger, und können so wenig vertragen? Aber mit mir müssen Sie noch Eins trinken."

„Ich — danke," sagte Fritz Möller mit lallender Zunge. „Ich — trinke nicht mehr." —

„Nun, Sie wollen hier doch keinen Streit anfangen? Gott verdamm' mich, ich bin eben so ehrlich, als die Anderen, welche den Hamburger Berg besuchen."

Nun — ein Glas noch, um — Ihnen Bescheid zu thun," sagte er und trank das Glas zur Hälfte aus.

„Gott verdamm' mich, Sie müssen mich nicht beleidigen, daß Sie ihr Glas nicht austrinken, wenn Sie mit

mir angestoßen haben. Sie sind sonst ein so schmucker Junge, wenn Sie Soldat wären, würden alle lille Pige's sich in Sie vergaffen. Oder — haben Sie schon eine Geliebte?"

„Ja!" —

„Nun, dann eingeschenkt, und noch ein Glas auf das Wohl Ihrer Braut. Skoll!"

Fritz Möller leerte das Glas in fünf — sechs Zügen, stellte es mit wankender Hand wieder hin und lehnte sich zurück in die Ecke.

„Hier," sagte der Werber, „dieses Tuch gehört wohl Ihnen. — Er ist schon selig!"

Damit steckte er ihm einen kleinen Beutel mit Geld in die Tasche. — Es war das gewöhnliche schon abgezählte Handgeld.

„Nehmen Sie auch einen solchen," sagte der Werber mit einem sarkastischen Lächeln auf der Oberlippe.

„Nun — wozu das?" versetzte der Fremde.

„Zum Lohn für den da" —! antwortete der Werber, „und dann wollen wir die Bouteille austrinken. —

Der Tag grauete. Eine harte und rauhe Morgenluft fuhr über die Haide.

In der Nähe von Pinneberg, auf der Straße nach Rendsburg fuhr ein Leiterwagen mit vier Pferden bespannt. In der Mitte auf diesem Leiterwagen und auf Stroh, saßen oder lagen vielmehr vier junge Leute in einem bewußtlosen, schlafsüchtigen Zustande. Hinter ihnen und vor ihnen saß ein dänischer Soldat, ein geladenes Gewehr zwischen den Knieen haltend.

„Die Jungens werden nicht eher erwachen, als bis der Unterofficier sie in Rendsburg auf der „hohen Katz“ mit dem Hasel weckt,“ sagte der vorderste von den beiden Soldaten.

Als der Tag völlig hereingebrochen war, konnte man in dem Einen der vier jungen Männer — Fritz Möller erkennen, und in dem neben ihm Liegenden? —

Den Fremden, seinen neuen Freund.

Und wer war dieser eigentlich?

Kein Anderer, als der falsche Adoptivsohn von Heineke und der vermeintlich wirkliche oder gedungene Schwiegersohn von Matthias Wagner, oder vielmehr der Ehemann seiner Pupille.

Dieser Adoptivsohn und Gemahl war in jenem Augenblick mit derjenigen, welche ihm zum Opfer fallen sollte, aber noch nicht getraut, im Gegentheil sollte die Verheirathung in den nächstfolgenden Tagen erst vor sich gehen. Die Gelegenheit und Persönlichkeit benutzend hatte Heineke, durch Matthias Wagner's Vermittlung, ihn nun dazu vermocht, das mitgetheilte Bubenstück an dem unschuldigen Fritz Möller auszuüben, nämlich ihn den dänischen Werbern in die Hände zu liefern. Und wie geschickt er dieses ausführte, haben wir eben gesehen. Aber Rache und Vergeltung folgten der bösen That hier auf dem Fuße, nach dem alten Sprichwort: „Wer Andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein.“ Denn wie wir bereits gesehen haben, fügte das Schicksal, oder vielmehr der böse Geist der habgierigen dänischen Werbung es sonderbar!

Jener Werber, welcher sich des armen Fritz Möller bemächtigte, hielt es für das Gerathenste, sich zugleich auch

seines Gefährten zu bemächtigen, vermuthlich, weil er ihn eines besseren Looses nicht werth hielt, und so war denn unwillkürlich der Verräther zugleich mit dem Verrathenen in die Hände der Werbung gefallen und Beide befanden sich jetzt mit noch zwei anderen unglücklichen Opfern auf dem Transport nach Rendsburg, um unter die furchtbare Herrschaft des Kalbfells und Haselstocks gestellt zu werden.

13. Zerstörte Hoffnung und erneuter Kummer.

An demselbigen Tage, um die Mittagszeit ging die Wittwe Schröder nach der Schlachterstraße, von neuen Hoffnungen belebt und in ihrem Herzen gestärkt und getröstet, um mit ihrem jungen Freund, der sich so theilnehmend und hingebend erboten hatte, sie bei sich aufzunehmen, das Nähere zu besprechen, vorzüglich aber, um ihm auch zu danken für seine edle Denkungsart. Als sie die Sahlthüre verschlossen fand, dachte sie, daß Fritz Möller wohl noch nicht von der Arbeit nach Hause gekommen sein möchte, und beschloß daher in einer halben oder ganzen Stunde wieder zu kommen.

Sie kehrte also nach Verlauf einiger Zeit zurück, aber auch jetzt noch fand sie die Thüre verschlossen.

Gegen Abend ging sie abermals dorthin, und auch jetzt noch klopfte sie vergebens an die Sahlthüre. Sie erkundigte sich auf der Nachbarschaft, ob man nicht gesehen habe, daß Fritz Möller auf seinem Sahl gewesen sei, aber Niemand wußte darüber eine bestimmte Auskunft zu geben.

In niedergeschlagener Stimmuug kehrte sie in ihre Wohnung zurück. Und als sie am folgenden Tage ihre

Wege wiederholte und die Thüre immer noch verschlossen fand, da bemächtigte sich eine lebhafte Unruhe ihres Herzens. Marie setzte sich hin und fing bitterlich an zu weinen, und Mutter sowohl als Tochter brachten die Nacht schlaflos hin.

Es war keine Frage, daß hier etwas Außerordentliches vorgefallen sein mußte. Und doch war es nicht denkbar, daß Fritz Möller, der fleißigste, anständigste und besonnenste Mensch auf ausschweifende Irrwege gerathen sei oder sich gar ein Leid angethan habe. Hatte er nicht selbst einen so wohlüberlegten Plan gemacht, hatte er darüber mit Marie nicht selbst auf die freudigste und offenherzigste Weise gesprochen und gewünscht, daß der gemachte Vorschlag sobald wie möglich in Ausführung kommen möchte? Und jetzt plötzlich sollte er, der sich, nach der Erklärung aller Nachbaren, nie Ausschweifungen und Zügellosigkeiten zu Schulden kommen ließ, einen ruhlosen Lebenswandel eingeschlagen haben? — Wie gesagt, das Alles war nicht denkbar.

Marie war trostlos. Wie lieblich und reizend hatte sie sich das Beisammenwohnen schon ausgemalt! Wie wollte sie allein Fritzen's Hauswesen sauber und ordentlich halten! Wie wollte sie jedesmal, wenn er froh von der Arbeit heimkehrte, mit Heiterkeit ihn empfangen, wie ihm ablauschen, was er am liebsten äße! Und dann Sonntags, oder gar Pfingsten, wenn sie Alle mit einander aus dem Thore gingen — wie wollte sie da mit ihm so vergnügt sein! Ach, das ganze schöne Traumbild war jetzt auf einmal zerrissen! Gewiß, Marie war sehr unglücklich. Kaum zur Hoffnung auf ein neues, frisches und sonniges Leben, ohne alle Sorgen und Bekümmernisse erwacht, sah sie sich jählings wieder in einen Abgrund des Kummers und der Verzweiflung hinab gestürzt.

Die Wittwe Schröder saß nicht minder niedergeschlagen und traurend da, aber sie erwog ruhiger und besonnener die Möglichkeit dieses plötzlichen Verschwindens, und schreckliche Ahnungen erhoben sich aus dem Hintergrunde ihrer Seele. Dennoch aber konnte sie sich nicht entschließen, alle Hoffnung aufzugeben, daß ihr junger Beschützer auf eine nicht zu berechnende oder zu findende Weise wieder zum Vorschein kommen würde, wie ungewiß und unerklärlich die Sache sich ihr auch darstellte.

Als aber alle Nachfragen bei der Polizei ohne Erfolg blieben, als diese selbst sich der Forschung nach dem Verschwundenen annahm, endlich die Sahlthüre desselben erbrach und als sie auch dort keine Aufklärung fand, sich des ganzen Nachlasses bemächtigte und dem Zehnpfennigsamt überwies, da — versank auch der letzte Hoffnungsschimmer in Nacht und Grauen.

Es verbreitete sich in der Schlachterstraße nunmehr zwar ein verworrenes Gerede, daß der Verschwundene ein Opfer gewaltsamer Maaßregeln und schwarzer Intriguen geworden sein müsse, aber auf welche Weise und durch wen? — Das wußte sich Niemand zu sagen. Die Verständigsten riethen darauf, daß Fritz Möller als Matrose gepreßt und in ferne Welttheile fortgeschleppt worden sein müsse, vielleicht um einem Corsaren und Kaperschiff zur Bemannung zu dienen, nur daran, daß er den dänischen Werbern in die Hände gefallen sein könne, dachte Niemand, weil man dafür in dem Verschwundenen selbst keinen vernünftigen Grund aufzufinden wußte.

Wir haben schon angedeutet, daß die Wittwe Schröder in dieses Dunkel mit finsteren Ahnungen blickte. Sie rief

sich die Aufregung zurück, in welche Heineke plötzlich gerathen war, als sie ihm eröffnete, daß Fritz Möller es ihr angeboten habe, zu ihm zu ziehen; daß er mit unheimlicher Drohung gesprochen hatte. Aber, die Ausführung eines solchen Vorsatzes — die wußte sie sich freilich nicht zu erklären, denn obgleich sie das Beispiel der verruchtesten Handlungsweise noch allzu treu und lebendig im Gedächtniß hatte, so wagte sie an einen heimlichen, wirklichen Mord doch nicht zu denken.

Etwas aber blieb ihr noch zum Errathen und Ergrübeln übrig, nämlich der tiefere Grund, warum Heineke das menschenfreundliche Erbieten des jungen Cigarrenarbeiters mit so scheelen und ängstlichen Blicken betrachtete. Daß hier keine gewöhnliche Bosheit, keine Empfindlichkeit wegen Wichtigmacherei und Beschützungssucht eines Dritten vorlag, darüber war sie bald mit sich im Reinen. Denn wie konnte Heineke es mit neidischen Augen betrachten, daß diejenige, welche er aufgegeben und für die oder deren Tochter er selbst nicht länger sorgen wollte, jetzt von einem Anderen unterhalten werden sollte! Das konnte und mußte ihm sehr gleichgültig sein. Wie aber, wenn die Schröder in einer schwachen und vertrauten Stunde und während eines längeren Beisammenseins mit einem in demokratischen Ideen und schwärmerischen Gehässigkeiten gegen das Leben und Treiben der Reichen dahinstürmenden, vielleicht einige Worte darüber fallen ließ, was sie wußte und vor dem Krankenbette erfahren hatte? —

Diese Vorstellung mußte es gewesen sein, welche Heineke so lebhaft ergriffen hatte; diese Besorgniß und Beklommenheit des Gewissens mußte seine ganze Vorsicht und Ent-

schlossenheit zu neuen verbrecherischen Intriguen aufgerufen haben!

Diese Gedanken waren es, welche die Schröder jetzt doppelt unglücklich machten. Sie hatte Vortheile zurückgewiesen, weil diese gegen ihr Gewissen waren; sie hatte dadurch sich und ihre Kinder dem offenbaren Elend preisgegeben — nun, darüber wußte sie sich schon zu trösten, denn sie hatte es mit Ueberlegung und dem Bewußtsein der Rechtlichkeit gethan, trotzdem, daß sie vor der Welt als eine Verworfene und Ehrlose dastand; aber was viel mehr war, sie allein war zu gleicher Zeit auch die Ursache des Elends und der Vernichtung, welche so jählings über den armen Fritz Möller herein gebrochen war. —

Marie ging nach dem, damals vor dem Dammthore eben erst neu angelegten Begräbnißplatz der großen St. Michaeliskirche, und erkundigte sich bei dem Todtengräber, wo die Ruhestätte der vor einigen Wochen beerdigten Wittwe Möller aus der Schlachterstraße sei. Man zeigte sie ihr. Ueber dem mit Namen und Sterbetag versehenen Kreuz hing ein Kranz von frischen Blumen, welchen Fritz wahrscheinlich erst vor wenigen Tagen darüber gehängt hatte.

Als der Todtengräber sie verlassen, stürzten zahllose Thränen über ihre Wangen herab. Dann kniete sie nieder und betete zu dem Geist der Dahingeschiedenen, ihr und ihrer Mutter es zu verzeihen, daß sie die Ursache zu dem unheimlichen Verschwinden ihres Sohnes geworden sei, daß nur sie allein ihm dieses Unglück zugezogen habe. Dann schloß sie mit der wehmüthigen Bitte, daß Gott den armen Fritz, wo er auch sei, beschützen und erhalten, und — nicht

um ihret- und ihrer Mutter willen — doch recht bald wieder an das Licht des Tages zurückführen möchte.

Unterdessen hatte das Zehnpfennigsamt Fritzen's Sahl gänzlich ausgeleert, und Niemand fragte darnach, woher die Verachtete und Entehrte mit ihren unschuldigen Kindern jetzt ihren Unterhalt nehmen sollte. —

14. Ein Stündchen nach der Schule.

Es wird Zeit, uns wieder nach Rüsau und seiner Braut umzusehen.

Wir haben erzählt, daß Louise, oder wie sie nach ihrem wahren Taufnamen eigentlich hieß, Elisabeth, den Entschluß gefaßt hatte, Unterlehrerin in einer Schule zu werden, in welcher auch der Candidat Rüsau Stunden gab, und daß ihr Stiefvater aus ebenfalls bereits angedeuteten Gründen, Alles thun wollte, um das Verhältniß dieses Paares zu befördern.

Obgleich die Liebenden sich eigentlich nur, und zwar täglich, in der Schule sahen oder sehen konnten, so gestaltete sich doch auch, durch ein besonderes Zusammentreffen von Nebenumständen die Gelegenheit, sich unter vier Augen zu sehen, zu sprechen und ganze Stunden mit einander allein zu sein. Mancher dürfte sich darüber wundern, wie dieses im Grunde so kam, aber sagt nicht selbst unser großer Dichter, Göthe nämlich, in seinem „Faust:“

„Der Gott, der Knab' und Mädchen schuf,
Erkannte gleich den göttlichen Beruf,
Auch selbst Gelegenheit zu machen.“

Und wo und wann ließe sich nicht eine solche Gelegenheit erhaschen, wenn ein liebendes Mädchen, in dem Drange ihrer Natur und ihres Herzens, alles Ernstes darauf ausgeht, sie zu finden!

Die angehende Unterlehrerin fühlte das Bedürfniß, sich durch ihren Mitlehrer fortbilden zu lassen. Es mußten dazu die Abendstunden benutzt werden, und Niemand nahm daran einen Anstoß, weil das nähere Verhältniß zwischen dem Candidaten und der Unterlehrerin durchaus noch nicht bekannt geworden war, sondern man vielmehr Alles gethan hatte, um es geheim zu halten.

Die Vorsteherin der Schule hatte ihrer Unterlehrerin in dem zweiten Stock ein besonderes Zimmer angewiesen, und hier war es, wo Rüsau und Louise ganze Abendstunden mit einander hinbrachten.

Der Candidat, welcher in seinem Leben schon so mannigfaltige und harte Schicksale erfahren hatte, und dessen Charakter im Erdulden derselben eine außerordentliche Festigkeit gewonnen hatte, bestand hier gleichwohl die schwersten Prüfungen, und — er erlag. —

Louise schmiegte sich glühend und sehnsuchtsvoll an ihn; die Feder, mit der sie eben geschrieben, entsank ihrer Hand, ihre Lippen suchten die seinigen, und ihr Herz kopfte laut hörbar an dem seinigen.

„Rüsau!“ — sagte Louise mit stammelnder Zunge, „mein Rüsau!“ —

Ihre Blicke verschwammen in einander.

„Meine Lippen sind so trocken — mich durstet furchtbar!“ sagte Louise und starrte ihn unverwandt an mit feuchten, schmachtenden Augen.

„Da steht ja Wasser auf Deinem Nachttisch, soll ich Dir es holen?" versetzte der Candidat.

„Ja," seufzte Louise.

Aber statt ihn zu lassen oder selbst sich ein Glas Wasser zu holen, umschlang sie ihn nur heftiger mit ihren Armen.

Er erhob sich fast mit Gewalt und sie hing an seinem Halse.

„Laß mich — nur einen Augenblick — laß mich!" bat Rüsau mit schwacher, zitternder Stimme, und trug sie gleichsam an seinem Nacken mit sich fort.

Aber diese doppelte Last des Körpers und der tobenden Leidenschaft war ihm zu schwer. Er strauchelte, seine Füße verwirrten und verschlangen sich mit denen der Geliebten, Beide sanken unaufhaltsam gegen die weichende, weiße Bettgardine und diese — verhüllte sie und die Gegenwart. —

Dann war Alles still. Man hörte nichts als laute Seufzer und kurze Athemzüge. —

Nach etwa zehn Minuten kniete der Candidat vor der auf dem Rande des Bettes sitzenden Unterlehrerin, welche ihm, mit einem innigen sanft lächelnden Blick voll unendlicher Ruhe in die matten, erstorbenen Augen sah.

Rüsau ergriff krampfhaft ihre beiden Hände und sagte:

„O Gott! — Louise! Kannst Du mir verzeihen?"

„Verzeihen?!" entgegnete sie, beugte sich zu ihm nieder und drückte einen Kuß auf seine Stirne.

„Wenn Du mir auch verzeihest; Gott kann mir nicht verzeihen. Er fordert mich vor seinen Richterstuhl — er verdammet den Mörder der Unschuld zu ewigen Höllenstrafen. Louise! Louise! hätte ich sie doch nicht erlebt — diese Stunde der Versuchung und der Schande!"

Louise verschloß ihm den Mund durch ihre Küsse.

Da klang eine bekannte Stimme die Treppe herauf:

„Herr Candidat, Sie können Morgen — Abend ja da fortfahren; es hat halb Elf geschlagen!"

Beide fuhren erschrocken empor. Das Licht war weit herunter gebrannt.

Der Candidat ergriff hastig seine Bücher, seinen Hut, und stürzte, ohne, wie sonst, mit aller Zärtlichkeit und Verschämtheit „Gute Nacht!" zu sagen, zur Thüre hinaus und die Treppe hinunter.

Louise hörte ihn heftig die Hausthüre zuschlagen und noch lange drang der Schall seiner lebhaften Fußtritte, immer schwächer und schwächer werdend, zu ihr herauf. Als sie nichts mehr hörte, außer dem einförmigen Rufen und Knarren des Nachtwächters, entkleidete sie sich ruhig und versank bald in einen sanften Schlaf, aus dem sie erst erwachte, als das Mädchen ihr den Kaffee brachte. —

Während der Unterrichtsstunden dieses Tages vermied Rüsau es ersichtlich, mit der Unterlehrerin zusammen zu treffen, und selbst dann, wenn er sie im Unterricht ablösen mußte, wich er ihr mit den Augen aus oder schlug diese zu Boden.

Ebenso erschien Rüsau nicht zu der gewöhnlichen Abendstunde; auch an den folgenden Tagen nicht.

Es war zwischen Beiden ein sehr kaltes und zurückhaltendes, ja fast feindseliges Verhältniß eingetreten.

Dieses Verhältniß aber wurde für Louise unerträglich, indem sie recht gut einsah, daß es auffallen und zu weiteren Nachfragen und Forschungen führen mußte.

Sie suchte daher mit Fleiß und Geflissenheit eine Gelegenheit auf, mit Rüsau ein Gespräch anzuknüpfen.

Diese Gelegenheit fand sich denn auch bald. Als die

Schulstunden beendigt waren, und Rüsau seinen Hut nahm, um nach seiner Wohnung zu gehen, trat sie ihm in den Weg und sagte:

„Wollen wir heute Abend die Stunden nicht fortsetzen?"

„Ich war einige Tage unpäßlich," entgegnete Rüsau; „ich glaubte, daß Sie es wohl bemerken würden, und habe deshalb mit Ihnen nicht weiter davon gesprochen."

„Werden Sie diesen Abend denn wieder anfangen? Ich bitte Sie darum," fuhr Louise mit einem ernsten und gemessenen Tone fort.

„Ja," erwiderte Rüsau, seine Blicke fortwährend auf seinen Hut heftend, den er in den Händen hielt.

„Dann werde ich Ihnen auch etwas mittheilen, was Ihnen angenehm sein wird, und zugleich den Abgang unserer Vorsteherin betrifft, die, wie Sie wissen, diesen Michaelis von der Schule zurückzutreten gedenkt," sagte Louise und suchte den Blicken Rüsau's zu begegnen.

„Ich werde kommen", versetzte dieser.

Es geschah, wie er sagte, und Louise unter vier Augen begann also:

„Du weißt bereits, daß mein Vater Alles zu thun versprochen hat, um das Glück unseres Lebens zu befördern. Zu dem Ende hat er mir die Eröffnung gemacht, daß er es gerne sähe, wenn ich die Schule übernähme, da dadurch unsere beiderseitige Existenz für immer gesichert werden würde. Und, nicht wahr, auch Dir kann eine solche Ueberrnahme der Schule nur erwünscht sein, es kommt nur darauf an, daß wir uns darüber verständigen", fügte die Unterlehrerin mit niedergeschlagenen Blicken hinzu.

„Allerdings wäre e ne solche Selbstständigkeit mir sehr

willkommen, da ich schwerlich darauf hoffen kann, hier jemals Prediger zu werden, aber —

Er stockte.

Es verging eine Pause von mehreren Minuten, während welcher von beiden Seiten kein Wort gewechselt wurde.

Es schien für Beide eine beklommene Lage eingetreten zu sein.

Rüsau hatte sich an diesem Abend fortwährend sehr rücksichtsvoll und kalt gezeigt, als fürchte er eine Wiederholung der Scene von jenem Abend, die für sein ganzes Leben so inhaltreich und entscheidend werden sollte.

Endlich brach Louise das Schweigen und die ängstliche Befangenheit des Beisammenseins, indem sie wieder anhub:

„Ich habe nach den letzten Stunden, die wir mit einander in gewohnter Weise verbrachten, geglaubt, daß unser Schicksal auf ewig an einander geknotet sein würde — allein, Du bist heute so fremd, so kalt; Du vermeidest schon seit mehreren Tagen absichtlich meine Blicke, meine Nähe, und auch jetzt, da wir alleine wieder bei einander sind, hälst Du Dich zurückgezogen von mir. Wie soll ich das verstehen und deuten, Rüsau? Muß ich es Dir denn zuerst gestehen, daß mein Herz mit heißem Verlangen an Dir hängt, daß es sich mit tausend Banden zu dem Deinigen hingezogen fühlt? Ach! kennst Du so wenig das heiße und liebevolle Herz eines Mädchens, hat der Kummer des Lebens alle höheren und natürlichen Gefühle in Dir abgetödtet, daß Du mit unsäglicher Kälte ein so grausames Spiel mit mir treiben kannst? Ach! dann muß ich mein grausames Schicksal beklagen, welches mich in Deine Nähe

brachte, dann bleibt mir nichts übrig, als meinen Tod in der Alster zu suchen, um so dem Fluch des Vaters — und der Schande vor Welt und Menschheit zu entgehen, denn ich fürchte — daß unser neuliches Vergessen — nicht ohne Folgen bleiben wird."

Louise sprach die letzten Worte mit niedergeschlagenen Augen und so leise, daß sie kaum vernommen werden konnten. Eine schamvolle Röthe hatte ihre Wangen übergossen, und ihre Brust wogte vor innerer Seelenpein. Es fand offenbar ein heftiger Kampf darin statt zwischen der unschuldvollen Reinheit und der aufgedrungenen Intrigue. Das junge Mädchen liebte wirklich mit aller Inbrunst und Seligkeit der Jugend, und doch mußte sie selbst sich schwer anklagen, daß sie an dem Geliebten wie an ihrer Liebe zur Verrätherin wurde durch die Schlechtigkeit der Welt. Sie liebte den Mann und dennoch mußte sie an ihm zur Betrügerin werden, um vor der Menschheit die Formen der Sittlichkeit zu retten! Ach! mit wie schwerem Herzen hatte sie sich bisher den Gefühlen der Zuneigung, den gefühlvollen Ausdrücken der Liebe und Zärtlichkeit hingegeben, weil sie wußte, daß es sich hier um das alte Spiel der Schlange des Paradieses handelte. Hätte sie Rüsau nicht geliebt, ja, dann wäre es ein Anderes gewesen; aber jetzt, da sie ihn wirklich liebte, da ihre Seele ganz in der seinigen lebte, ihr Herz in allen Empfindungen und Situationen des Lebens mit dem seinigen verschmolz, jetzt ihn zu betrügen, ihn betrügen zu müssen durch die verhängnißvolle Nothwendigkeit, das war es, was ihr Herz zermalmte. Wie gerne hätte sie dem geliebten Gegenstande das ganze unsägliche Verhältniß offenbart, aber dann hätte

er sie ja von sich geschleudert, und dem Spott und Hohn der Welt preisgegeben. Und wäre Rüsau noch nicht ein Gottesgelehrter, ein Diener der Kirche und ihr Lehrer gewesen! Sie sollte auch ihm ein Verbrechen gegen Sittlichkeit und Gewissen, gegen göttliche und menschliche Rechte aufbürden, dessen er doch im Grunde nicht schuldig war! Denn hatte sie nicht alles Raffinement, alle Schlauheit intriguanter Buhlerei aufbieten müssen, um jene Scene herbei zu führen, die wir oben geschildert haben, um an ihm ein System der Verführung auszuüben, das nur der geflissentlichen Schlechtigkeit abgefeimter Dirnen angehören konnte? Louise wußte es, daß ein neues Wesen unter ihrem Herzen ruhe, dem sie vor der Welt einen Vater geben sollte. Und jetzt war das erheuchelte Geständniß über ihre Lippen gekommen! —

Der Candidat saß da, wie ein vom Blitze Getroffener, bleich, starr, sprachlos. Vielleicht hatte er schon ein Vorgefühl gehabt von allen Schrecknissen, die diese Scene und das eben vernommene Geständniß mit sich brachte. Er, der von jeher mit allen Qualen der Armuth und aus religiösem Bedürfniß für die Sittlichkeit und Unsträflichkeit des Lebens gekämpft hatte, er war jetzt auf einmal der schlechteste und verworfenste Mensch geworden: Der Verführer der Unschuld, der Verräther des zeitlichen und ewigen Heiles seiner Schülerin, der undankbarste Mensch unter der Sonne gegen die Wohlthaten eines großmüthigen Gönners und Beschützers. Es ist die Frage, wer sich vor innerer Seelenpein in diesem unsäglichen Verhältniß am unglücklichsten und verzweiflungsvollsten fühlte: Rüsau oder Louise! Beide waren in ihrem Herzen und von Natur gleich rein,

und dennoch Verbrecher durch die Niederträchtigkeit der Lebensverhältnisse und menschlichen Gesellschaft, durch die Verworfenheit und Ruchlosigkeit eines Vaters. —

Die Geschichte hat es dunkel gelassen, auf welche Weise die beiden Personen sich an diesem Abend noch weiter mit einander besprachen und die Zukunft ihres nun durch die innigsten Bande der Natur aneinander geknüpften Schicksals gemeinschaftlich beriethen. Der Erzähler, um den lebendigen Gang der Ereignisse nicht zu lange aufzuhalten oder auch nur zu unterbrechen, um so mehr, da die Geschichte gewaltsam in eine neuere, uns näher liegende Zeit fortzustürmen trachtet, — der Erzähler kann nur so viel mittheilen, daß Rüsau, theils aus einem reinen und edlen Gefühl, theils um die gemeinschaftliche Schande vor der Welt zu verbergen, und so seine bürgerliche und geistliche Ehre zu sichern, den von Heineke ihm später mündlich gemachten Vorschlag mit Freudigkeit annahm und, nebst seiner jungen Frau, Vorsteher der Schule wurde, welche Beide mit allem Fleiße und unter einem so guten Rufe fortführten, daß sie bald eine der beliebtesten und besuchtesten Erziehungs-Institute in Hamburg wurde.

Der neue Vorsteher des Institutes widmete diesem seine ganze Thätigkeit und so kam es, daß die häuslichen Verhältnisse Rüsau's bald sehr blühend wurden. Es war längst Alles vergessen, was diese jetzt scheinbar so angenehme und glückliche Lage mit herbeigeführt hatte. Die Welt hatte von den geheimen Veranlassungen zur Uebernahme dieser Schule nie das Geringste erfahren, und wir sind überzeugt, daß sie trotz der zahlreichen Hamburgischen Chroniken und Geschichtsbücher auch bis zur Hinnahme dieser unserer Zeilen

darüber noch im Dunkeln geblieben ist. Man hat Vielerlei versucht, um die Seelenstimmung Rüsau's zu ergründen und die Veranlassung zu der schrecklich blutigen That zu enträthseln, aber alle jene Versuche sind eben nur Versuche gewesen und geblieben, bis diese Zeilen das Licht der Welt erblickt haben, und wir sind überzeugt, daß unsere geneigten Leser und Leserinnen ihr Interesse lebhaft und bedeutend befriedigt fühlen werden. Man wird auch daran erkennen, daß wir hier nicht Dichtung sondern Wahrheit geben, obgleich wir in Fortführung unserer Erzählung uns mehr an lebendige Hinstellung der Situationen und Ereignisse, der Zustände und Verhältnisse, als an nackte und kalte Aufzählung der Jahre und Jahreszahlen halten. Der gewöhnliche Leser wie der denkende Gebildete, der in den sittlichen Charakteren und tiefen Gemüths- und Seelenzuständen der Menschheit forscht, soll hoffentlich unsere Bekenntnisse eines „Schwindlers“ gleich anziehend finden, indem er darin Gemälde der Zeit und Vergangenheit mit grellen, aber treuen Farben ausgeführt findet.

Um den Gang und Verlauf unserer Geschichte also nicht zu unterbrechen oder bei der Entwicklung wichtiger Momente nicht gleichgültig fahren zu lassen, berichten wir noch, daß Heineke, nach seiner eigenen Erklärung, seinen innigen Antheil an dem Glück und Fortkommen seiner Kinder auch dadurch beweisen wollte, daß er sie fast täglich besuchte und Stunden lang bei ihnen verweilte, weil, wie er sagte, er sich nirgend wohler und heimischer fühle, als eben dort. Der Grund dieser Besuche war zwar der jungen Frau, nach ihren früher gemachten traurigen und unglückseligen Erfahrungen, aber nicht auch dem Vorsteher der

Erziehungsanstalt durchschaulich. Hätte Louise als junge Frau sich überwinden können, ihren Stiefvater auf das Gefährliche dieser unausgesetzten Besuche hinzuweisen, es wäre besser gewesen; aber so, wie sie durch die Gewohnheit und das frühere Leben nun einmal geworden, war sie doch zu gleichgültig gegen sich selbst und gegen ihren Mann, als daß sie ein Herz gefaßt hätte, ihrem Stiefvater das Zweideutige seiner Besuche vorzuhalten und ihn unter vier Augen, doch mit aller Entschiedenheit aus ihrem Hause und von ihrer Schwelle zurück zu weisen.

So weilte Heineke oft ganze Stunden und selbst Abende lang bei seiner nunmehr verheiratheten Tochter, während Rüsau entweder mit dem Unterrichten beschäftigt war oder auf seinem Zimmer die Schularbeiten der Kinder verbesserte. Der gewissenhafte Mann brachte hierbei oft ganze Abende, bis tief in die Nacht zu, er müssigte sich dann kaum die Zeit zum Abendbrod ab, und — seine Frau befand sich unterdessen mit ihrem Vater allein, und dieser verließ das Haus meistens auch nicht eher, als bis der Wächter die Stunde der Mitternacht abrief.

Wir wissen es, wir erklären es grade zu, es war ein höchst frevelhafter und sträflicher Leichtsinn, daß Louise die gefährliche Nähe ihres Stiefvaters duldete, daß sie ihm, wie gesagt, seine häufigen Besuche auf diesem Hintergrunde der sittenlosesten Absichten nicht ernst und strenge verwies, aber — Louise, von Natur rein, war doch, auch als junge Frau, von Charakter zu schwach, und schon zu sehr ein Opfer der Gewohnheit geworden, als daß sie die heilige Pflicht gegen ihren Mann stark und gewissenhaft hätte beobachten sollen.

Endlich kam die schwere Stunde, in welchem der Schooß

der jungen Frau von dem ersten lebenden Wesen, das sie so lange unter ihrem Herzen getragen hatte, entbunden werden sollte, wie denn aus Gründen des Anstandes jene schon seit mehreren Monaten ihrer Pflicht als Lehrerin hatte entsagen müssen.

Madam Rüsau genas einer Tochter, und wir können es nicht verfehlen, daß ihr Mann einigermaßen bestürzt war, sich so plötzlich und so schnell mit diesem sonst so freudig willkommenen Geschenk bedacht zu sehen. Seit seiner Verheirathung waren kaum sieben Monate verflossen! Indessen nahm er das wohlausgebildete kleine Mädchen mit väterlicher Zärtlichkeit auf seine Arme, dankte Gott für dieses Geschenk und Unterpfand der Liebe, und dachte ferner nicht weiter an jene anfängliche Bestürzung und das eigenthümliche Bedenken bei dem so frühzeitigen und unerwarteten Erscheinen der kleinen Weltbürgerin. —

Wir können wohl sagen, Rüsau verlebte nun eine glückliche, die beste Zeit seines früher so entbehrungsvollen und kummerreichen Lebens. Er war wohlversorgter Familienvater; sein Institut gewann mit jedem halben Jahr an Vertrauen und Besuch, er hatte dadurch sein reichliches Auskommen und konnte sich sogar ein Haus vor dem Steinthore zur Sommerlust miethen.

Hier, in diesem Gartenhause richtete seine Frau sich vollständig ein, und Rüsau war überglücklich, wenn die Schulstunden geschlossen waren und er nun zu seiner Frau vor's Thor, wie die Hamburger sagen, „in's Grüne" hinausgehen konnte. Freilich, er brachte nur die Abende und Nächte, doch oft auch nicht einmal diese hier zu. Die Durchsicht und Verbesserung der Schularbeiten, welche nicht

seinen Unterlehrern zu übergeben, sondern selbst zu beseitigen, er es sich zur Pflicht des Gewissens gemacht hatte, nahmen zu viele Stunden in Anspruch, und so bedauerte er es herzlich, manchen schönen und behaglichen Frühlings-, Sommer- oder Herbst-Abend daheim in der feuchten und dumpfigen Stadt bei seinen Arbeiten zubringen zu müssen, und nicht zu seiner Frau und seiner kleinen Tochter auf's Land hinausgehen zu können.

Desto mehr benutzte Heineke selbst diese Gelegenheit, ohne daß es dem Ehemann oder auch nur den Nachbaren jemals aufgefallen wäre.

Und Louise? — Sie konnte es sich selbst nicht verhehlen, daß sie trotz der Umgebung einer heiteren und blühenden Natur, trotz der Frische und Behaglichkeit des Landlebens, hier in dieser ländlichen Abgeschiedenheit doch sehr oft Langeweile hatte. Daher wurden die täglichen Besuche ihres Stiefvaters ihr gleichsam ein natürliches Bedürfniß, und dieses um so mehr, als Rüsau weniger für seine Frau als für die Schule zu leben schien. Louise machte Ansprüche an ihren Mann, die dieser in seiner vertieften und gelehrten Lebensweise von jeher nicht befriedigt hatte. Sie glaubte sich von ihm vernachlässigt, und wurde daher immer gleichgültiger gegen ihren Mann wie gegen die übrigen sich ihr aufdrängenden Verhältnisse. Man kann sagen, sie ergab sich darin, wie man sich in so Vieles ergeben lernt. Doch war sie klug und vorsichtig genug, von diesen ihren geheimen Zuständen und Verhältnissen ihren Mann nie das Geringste merken zu lassen.

Kam Rüsau nach geschlossenen Schulstunden und beseitigten Schularbeiten am Abend, oder auch nur Mittwoch-

und Sonnabend-Nachmittags nach dem Garten heraus, so erwartete Louise, mit dem Töchterchen auf dem Arm, ihn schon auf dem Wege, eilte ihm entgegen und umschlang seinen Arm mit ungeheuchelter Gluth. Er sah dieses gerne und drückte ihren Arm gleichfalls herzlich an sich, liebkosete und küßte das Kind und legte offen seine innigste Freude an den Tag.

Dabei konnte es der Aufmerksamkeit der jungen Frau aber nicht entgehen, daß Rüsau jedesmal etwas verstimmt und in seinem anfänglich unumwundenen Ausdruck der Freude zurückhaltender wurde, sobald er Heineke auch heute und immer, wenn er kam, wieder dort antraf. Doch beachtete sie dieses Zeichen nicht weiter, weil auch ihr Mann bald seine alte Munterkeit und Unbefangenheit wieder bekam.

Im Laufe der Zeit aber gewann diese Erscheinung beim Zusammentreffen immer mehr Bestand; es kam ein Sonnabend-Nachmittag, an welchem Rüsau, als er hinaus kam, seine Frau mit ihrem Stiefvater in einer ungewöhnlichen Unruhe überraschte, und an diesem Nachmittag blieb er einsylbig, verweilte meistens alleine im Garten und vermied es absichtlich, ein lebhaftes Gespräch mit Heineke anzuknüpfen. Gegen seine Frau jedoch bezeugte er keine Zurückhaltung, nahm das Kind auf seinen Schooß und zeigte sich heiter und häuslich froh bei den Seinen.

Louise aber beobachtete ihn fortwährend mit prüfenden Blicken, und als Rüsau dies heimlich zu bemerken schien, gab er sich einem sonst an ihm noch nicht bemerkten Humor hin.

Als Heineke sich am Abend entfernt hatte, begann Louise mit ihrem Manne folgende Unterredung:

„Hast Du in der Stadt heute Aerger oder Verdruß gehabt?"

„Daß ich nicht wüßte."

„Haben die Kinder Dich denn durch Trägheit oder Unartigkeit verstimmt gemacht?"

„Du weißt, daß ich es dazu nie kommen lasse."

„Hast Du es denn übel genommen, daß ich Dir nicht, wie sonst, auf dem Wege schon mit dem Kinde entgegen hüpfte?"

„Wie kann ich dies jedesmal verlangen und erwarten. Auch schlief ja das Kind, wie ich bemerkt habe, und außerdem — hattest Du Besuch."

„Besuch? Die Anwesenheit meines Vaters zähle ich nicht zu den Besuchen. Du weißt, daß er fast täglich heraus kömmt, weil er in der Stadt Langeweile hat und außerdem schon daran gewöhnt ist, alle zu erübrigende Zeit bei uns zuzubringen."

„Es ist mir nie eingefallen, Deinem Vater aus diesen Besuchen einen Vorwurf zu machen. Auch weiß ich, was ich ihm Alles zu verdanken habe und daß ich mit meinem Institut und meinem ganzen Leben nie auf einen grünen Zweig gekommen wäre, wenn er in der großen und fremden Stadt, wo immer Einer den Andern zurück drängt, sich nicht meiner angenommen, mir Schutz, Beistand und — Geld gewährt hätte. Dafür muß ich mich ihm dankbar erweisen, das Gefühl der Dankbarkeit ist meinem ganzen inneren Wesen, wie es im Laufe trüber und sorgenvoller Jahre nun einmal geworden ist, ein natürliches Bedürfniß."

„Du warst aber doch finster und verstört, als Du eintrat'st?"

„War ich?“ —

„Als wenn ich das nicht schon an deinen Augen bemerkt hätte.“

„Ich will es nicht leugnen, daß mir Mancherlei durch Herz und Kopf geht.“

„Und das wäre?“ —

„Daß wir doch nicht genug einnehmen und verdienen, um fortan davon ruhig und anständig leben zu können.“

„Nicht anständig leben? Mich dünkt, unsere Einnahme vermehrt sich mit jedem halben Jahr.“

„Das thut sie freilich, indessen gehört zur Unterhaltung des Institutes und des Haushaltes dennoch mehr, als wir haben.“

„Wir haben bis jetzt ja aber Alles, was wir gebrauchen, und sogar noch mehr!“

„Und doch sehe ich abermals einer trüben Zukunft entgegen. Wir werden Deinem Vater fortwährend zur Last fallen müssen, und das betrübt, das schmerzt mich. Wenn er uns nicht täglich besuchte, so würde er es nicht bemerken, daß wir sehr eingezogen und beschränkt leben müssen; jetzt aber sieht er es, und — das macht mich traurig.“

„Du bist melancholisch, Rüsau. Leben wir nicht so glücklich wie nur irgend ein kleiner Kaufmann leben kann. Ist es nicht ein Luxus sogar, daß Du hier dieses Gartenhaus gemiethet hast, und doch wird die Miethe dafür Dir nicht lästig. Meinst Du aber, daß Du diesen Aufwand auf die Länge der Zeit nicht aushalten kannst, daß Du dafür durch Fleiß und Arbeit zu viele Opfer bringen mußt, daß wir uns wieder billiger einrichten müssen, nun wohl,

so laß uns das Gartenhaus wieder kündigen, und nach wie vor beieinander in der Stadt wohnen."

„Das Gartenhaus macht es nicht allein; es ist mir sogar eine Wohlthat, daß ich zu Dir hinausgehen kann. In der Stadt würden wir ein Haus machen müssen, und das erfordert noch mehr, als die Miethe hier draußen beträgt."

„Also gieb es auf, Rüsau, Dich mit solchen Gedanken und Vorstellungen zu quälen. Wir haben hinlänglich, um unsere Bedürfnisse zu befriedigen, und selbst wenn die jährliche Einnahme einmal nicht reichen sollte, so ist mein Vater ja da, der uns nie im Stich lassen wird."

„Sprich mir nur davon nicht. Er hat uns schon zu viel zur Uebernahme des Institutes gegeben und — es muß ihm wieder erstattet werden."

„Wieder erstattet? Wann hat er denn jemals eine solche Bedingung laut werden lassen?"

„Nun, er hat es freilich nie ausgesprochen, aber ein rechtlicher Mann nimmt nicht gerne solche Verbindlichkeiten auf sich, er giebt zurück, sobald er kann, und — dazu habe ich noch keine Aussicht."

„Was Du doch Alles hervor suchst, um Dich und mich zu quälen. Ich bitte Dich, laß diese Grillen fahren. Macht das Kind Dich nicht glücklich, welches auf meinem Schooße spielt, und blicken wir nicht schon mit heimlicher Freude der nahen Zukunft entgegen, wo auch ein Knabe und Dein Ebenbild Dir entgegen lächelt? Hast Du Deine Kinder denn nicht lieb?" —

„Ach! Die Kinder — die Kinder," sagte Rüsau, indem seine Mienen sich jetzt plötzlich verfinsterten.

„Dem größten Kinderfreunde sollten die eigenen Kinder

keine Freude mehr machen? Nein, Rüsau, Du bist heute gar nicht Du selbst mehr. Ich begreife Dich nicht," versetzte seine Frau, stand auf und ging einige Male im Zimmer auf und ab.

Es war hier offenbar eine Saite berührt, welche in Rüsau's Seele eine Disharmonie hervorbrachte. Seine Frau bemerkte das sehr wohl, und zwar mit einiger Verlegenheit. Er suchte ein Gefühl zu verhüllen, welches er immer mehr und mehr in seiner Brust zusammenpreßte. Dennoch aber war er geschickt und verständig genug, um es zu bemänteln und zu verlarven.

Wir haben die Hauptmomente unserer Erzählung hier in wenigen Zügen zusammengedrängt. Es würde uns zu weit abführen von unserem Ziele und die Darstellung dadurch auch zu eintönig und langweilig werden, wollten wir alle einzelnen Umstände aus dem jetzigen Leben Rüsau's in natürlicher, streng historischer Darstellung aufführen. Was Rüsau quälte, war nicht das, was er vorgab, der Grund seiner Verstimmung lag tiefer. Um es kurz zu sagen, es waren die in seiner Seele aufgestiegenen Zweifel wegen der Vaterschaft seiner Kinder. Er war aber zu edel und religiös, als daß er solchen Zweifeln gegen seine Frau jemals Ausdruck gegeben hät.e. Der Gedanke dieses Zweifels schon war ihm das Schrecklichste, was es geben konnte.

Wir durchlaufen die Jahre mit Siebenmeilenstiefeln. Rüsau's Schwermuth vermehrte sich wie die Zahl seiner Kinder. Er verlor die Lust und Liebe zu seinem Institut, er wurde ungewöhnlich strenge und heftig gegen die Kinder, welche jenes besuchten, so daß deren Eltern sich am Ende

genöthigt sahen, sie aus seinem Unterricht zu nehmen und einer anderen Schule zu übergeben.

Das Resultat dieser fortwährenden Verstimmung und Zerfallenheit Rüsau's war, daß er mit seiner Schule nicht bestehen konnte und daher gezwungen war, sie aufzugeben. —

15. Zwei Deserteure.

Wir haben in dem vorrigen Capitel flüchtig die Umrisse von mehreren Jahren angegeben, sofern diese die Lebensverhältnisse einzelner Personen betrafen, die nicht grade zu den Hauptcharaktern unserer Geschichte gehören. Wir sind mit den bemerkten flüchtigen Umrissen einer Katastrophe schon ziemlich nahe gekommen, die darum für uns von einer so großen Bedeutsamkeit ist, weil sie, wie oben schon angedeutet, in ihren Ursachen bisher niemals aufgeklärt wurde, und die ihren wahren Grund eigentlich nicht in Rüsau sondern in — Heineke hatten.

Jetzt nehmen wir die Schicksale derjenigen Personen wieder auf, die dem geneigten Leser hoffentlich ein lebhaftes Interesse eingeflößt haben. Wir sind dadurch freilich genöthigt, mit unserer Phantasie einige Jahre wieder zurück zu fliegen, aber wir werden dadurch an Klarheit nichts verlieren. Das Leben ist so bunt; die Verhältnisse der Menschen hängen an blauen, weißen, rothen oder schwarzen Fäden oft so wunderbar zusammen; die Schicksale durchkreuzen und verschlingen sich so mannigfaltig, und die Seiten und Situationen eines Buches sollten weniger bunt und mannigfaltig sein? Gefällt uns doch auch nur das Buch, bei dem es uns

ist wie im Leben, welches, gleich einem Kaleidoskop, die farbigsten Gegensätze widerspiegelt.

Es war Grundsatz bei der Rekrutirung durch die dänische Werbung, daß diejenigen, welche aus einer Stadt etwa zugleich eingebracht wurden, möglichst getrennt von einander gehalten wurden. Sie sollten sich nicht täglich sehen und sprechen, um sich nicht berathen, um nicht gemeinschaftliche Pläne miteinander machen zu können. Ueberdies wurden die so geworbenen Rekruten mit einer unerhörten Strenge behandelt. Auf diese Weise und nach diesen Grundsätzen waren Fritz Möller und sein Verräther, den wir fernerhin mit seinem wahren Namen, Pingel, bezeichnen wollen, in ganz verschiedenen Baracken untergebracht: Ersterer nämlich hatte sein Quartier in der Neustadt, und Letzterer in der Altstadt von Rendsburg. Durch den Posten beim Neuwerkerthore war es Beiden unmöglich gemacht, zusammen zu kommen; denn dieser Posten hatte namentlich auch die Aufgabe, die Rekruten oder Soldaten, nach ihren besonderen Bataillonsfarben von der Passage des Neuwerkerthores zurückzuweisen. Die Commandantur oder vielmehr das Ministerium des Krieges glaubte, so eine Verschwörung oder Meuterei unter den gewaltsam Geworbenen am sichersten im Keime zu ersticken.

An einen Verkehr mit der Welt außer Rendsburg, an ein Briefschreiben abseiten der Rekruten war gleichfalls nicht zu denken. Man wußte es nur zu gut, daß Mancher durch den scheußlichsten Verrath den Werbern in die Hände geliefert wurde. Man wollte sich aber hinterher auf Unterhandlungen ein für alle Mal nicht einlassen, auch die Rekruten nicht wieder fahren lassen. —

Es war eine frische Frühlingsnacht. Graue, mehr oder weniger dunkle Regenwölke zogen am Himmel vorüber, und verhüllten die silberne Scheibe des bald ganz gefüllten Mondes. Am ganzen, weiten Raume des unendlichen Himmels war kein funkelnder Stern zu erblicken.

Fritz Möller, der neu geworbene und von dem rauhen und tyrannischen Unterofficier einexercierte Rekrut hatte zum ersten Male die Wache bezogen und stand zum ersten Male auf dem Posten, auf dem Walle, unweit der südöstlichen Redute des Neuwerkes. Hier stand er, mit seinem Gewehr im Arm, tief in sich versunken und den wehmüthigen Gefühlen seines Herzens hingegeben. Seine Blicke schweiften sehnsuchtsvoll nach jener Richtung, in welcher, wie er wußte, Hamburg lag. Und woran dachte er? Was quälte und durchtobte sein Inneres? Der Leser wird es unschwer errathen. Er sprach, in seinen Beschauungen und Phantasiebildern verloren, mehrere Male, doch fast bewußtlos den Namen „Marie“ aus und zwei große Thränen rannen über seine Wangen, in welchen sich der plötzlich hinter einem schwarzen Gewölk hervortretende Mond spiegelte.

Bald glaubte er Marie zu sehen, wie sie mit abgehärmten Wangen und aufgelösten Haaren durch die Haide und grade auf ihn zu lief. Bald sah er sie mit seinem geistigen Auge auf der schlammigen und unwegsamen Straße erschöpft zusammensinken, und ihre sterbenden Augen noch liebevoll zu ihm erheben. Dann wieder glaubte er sie bei ihrer Mutter zu sehen, wie sie verging in Kummer und Elend und endlich auf das Krankenlager, welches nicht besser als von nacktem Stroh war, hinsank, während ihre Mutter und Geschwister weinend vor ihr standen. So zerrissen

aufend jähe und schreckliche Bilder der Phantasie, von denen das eine immer noch jammervoller war als das andere, seine Vorstellungskraft und das dumpfe Bewußtsein seiner Lage, in welcher angefesselt er nicht helfen konnte, zermalmte sein Herz.

In dieser geistigen Versunkenheit und schwärmenden Bewußtlosigkeit hatte er Alles vergessen, was um ihn war und so auch die Tritte nicht vernommen, welche sich rauschend ihm näherten.

Plötzlich stand eine große markige Gestalt, tief in einen Mantel gehüllt, vor ihm. Dieses war der Oberst Isermann, welcher sich oft ein Vergnügen daraus machte, die Posten selbst zu inspiciren, um so am besten zu erfahren, ob auch Alles in gehöriger Ordnung sei.

Der Oberst Isermann war ein alter Knasterbart und Haudegen, welcher unter dem „alten Fritz" als Freiwilliger schon den siebenjährigen Krieg mitgemacht, es darin bis zum Lieutenant gebracht und später bei den Dänen Dienste genommen hatte. Trotz der Rauhheit seines Aeußeren und dem durch seinen ungeheuren grauen Schnurbart wilden Aussehen, hatte er unter der vernarbten Haut doch ein sehr rechtschaffenes, und zu Zeiten und unter Umständen selbst gefühlvolles Herz. Er hatte eigentlich schon verschiedenen Potentaten gedient, aber nie Ruhe und Befriedigung für seinen stürmischen Charakter gefunden.

„Schläft Er?" donnerte der Oberst den jungen Soldaten an. „Hat Er seine Pflicht vergessen, so gebe ich ihm drei mal achtundvierzig Stunden Lattenkammer, um darüber nachzudenken."

Der junge Soldat schrak zusammen und fuhr unwill-

kürlich mit der linken Hand nach den Augen, um die hervorgequollenen Thränen zu entfernen, während er mit der rechten Hand das Gewehr anzog.

„Ich glaube, der Lümmel hat hier auf dem Posten geweint! Heiliges Kreuzdonnerwetter!“ fluchte der Oberst, „ist das was für einen Soldaten?“ — Dann, nach einer kurzen Pause, fügte er hinzu:

„Woher ist Er?“

„Aus Hamburg.“

„Hat Er dort Anbehörige?“

„Nein!“

„Auch keine Braut?“

Fritz Möller zögerte einige Sekunden mit der Antwort.

„Wird's bald?“ fuhr der Oberst, ganz in dem kurzen und kategorischen Tone des „alten Fritz,“ fort, den er sich angeeignet zu haben schien. — „Meint Er, daß ich ihm noch lange Zeit lassen werde, um sich auf eine Lüge zu besinnen? Kreuz Donnerwetter! Wenn sein Oberst ihn frägt, so hat Er zu antworten, Schuß auf Schuß!“

„Ja!“ antwortete der Soldat jetzt beherzt.

„Dacht's wohl. Verliebtes Gesindel hat immer Thränen im Auge wie ein altes Weib. Also eine Braut; und doch hat Er sich freiwillig anwerben lassen?“

„Nein, Herr Oberst!“

„Was, Er hat sich nicht anwerben lassen? Wie wäre Er denn in die rothe Uniform gekommen?“

„Durch Verrath!“

„Das wagt Er mir von dänischen Werbern zu sagen?“

„Ich spreche nicht von den Werbern, sondern von Anderen.“

„So? —" sagte der Oberst und suchte den jungen Soldaten in der Dunkelheit mit einem forschenden Blick zu fixiren, während der Mond gleichzeitig einen schwachen Schein auf die Gruppe warf. Dann fuhr der Oberst fort:

„Weil Er verliebt ist, graut es Ihn wohl, daß Er sich hat in den rothen Rock stecken lassen und meint nun, daß ich auch ein altes Weib bin, das sich durch Thränen weich machen läßt. Ein Soldat soll aber keine andere Braut haben als seine Muskete. Laß Er mich nicht noch einmal erfahren, daß Er auf dem Posten als ein altes Weib geweint hat und ich laß ihn vierundzwanzig Stunden krumm schließen. Achtung! Marsch!"

Damit entfernte sich der Oberst, und der junge Soldat setzte seinen einförmigen Schritt auf dem ihm angewiesenen Posten fort, indem seine Blicke zu beiden Seiten des Walles hinunter schweiften, wie es in seiner Instruction lag: In einer Distance von hundert Schritt, vorwärts und rückwärts, die Bastion zu überwachen.

Der Oberst mochte sich kaum zwanzig Schritte entfernt haben, da fiel ein Musketenschuß. Fritz Möller, aufgeschreckt durch den Knall, warf schnell einen Blick nach der Außenseite der Bastion und in jener Richtung, von welcher her er den Knall vernommen zu haben glaubte. Er bemerkte auch wirklich eine Gestalt, in dem Augenblick, wo diese einen länglichen Gegenstand von sich warf und mit raschen Schritten im Dunkel der Nacht verschwand.

Der Oberst kehrte mit heftigen Tritten zurück und fragte:

„Hat Er auf mich geschossen?"

„Nein!" — entgegnete Fritz Möller mit beherzter Lebhaftigkeit, „aber" —

„Glaub's wohl!" versetzte der Oberst, ihn unterbrechend. „Auch Niemanden gesehen?"

„Ja — ich glaube denjenigen bemerkt zu haben, welcher geschossen hat. Dort, in jener Richtung" — und er bezeichnete die Stelle im Dunkeln, so gut er's konnte — „lief Jemand davon, indem er gleichzeitig Etwas wegwarf."

„Hat Er ihn erkannt?" —

„Nein!"

„Auch nicht gesehn, daß es ein Soldat war?"

„Das glaube ich. Und vermuthlich war das Weggeworfene eine Muskete, womit der Schuft —

„Gut. Schweig Er! Scheint mir ein ehrlicher Kerl zu sein. Kann als Soldat noch was werden. Der Hallunke, welcher auf mich geschossen, wird wahrscheinlich auch so ein geworbener Lump aus Hamburg gewesen sein. War heute erst Einer bei mir; meinte, ich müsse ihn wieder frei lassen, weil er mir einen Anderen unter die Muskete geliefert und dabei aus Versehen mit her transportirt und an die Commandantur abgeliefert worden sei. Flausen! Nun, die Sache wird schon zur Untersuchung kommen. Achtung! Marsch."

Er ging. Fritz Möller war wieder allein und seinen wehmüthigen Betrachtungen und Phantasien überlassen.

Es war Alles still und einsam um ihn her. Die Nachtluft rauschte durch die Zweige der noch blätterlosen Bäume, welche auf dem Walle standen.

Da schlug es in der Neustädter Kirche elf Uhr. Dies war die Zeit, wo der Posten durch einen Anderen abgelöst werden sollte.

Noch war die Mannschaft zur Ablösung nicht gekommen, da fiel ein Kanonenschuß. Das war das Signal, daß in

den Baracken und Casernen wieder ein Soldat vermißt wurde, der, was häufig genug vorkam, trotz der furchtbaren Strafe des Spießruthenlaufens, desertirt war.

Der Kanonenschuß rief sogleich die ganze in allen Dorfschaften und Straßen reichlich mit Gendarmen besetzte Umgegend von Rendsburg wach, so daß ein Deserteur regelmäßig nach wenigen Stunden schon wieder eingebracht wurde, worauf auch die Execution des Spießruthenlaufens unmittelbar erfolgte. —

Am folgenden Morgen war es schon durch das ganze Bereich der Festung verbreitet, daß um die Mittagsstunde wieder ein Desertirter und eingebrachter Soldat Spießruthenlaufen sollte.

Die Execution ging auf dem Paradeplatz vor der Hauptwache vor sich. Unter den vierzig Soldaten, welche zur Vollziehung derselben beordert waren, befand sich auch der eben von der Wache gekommene — Fritz Möller, welcher am Ende der einen aufgestellten Reihe sich befand.

Ein Unterofficier führte den Deserteur, dessen Körper oben ganz entblößt war, und der keine andere Bekleidung als eine Hose trug, aus der Hauptwache und nach dem einen Ende der beiden, mit der gehörigen Zahl von Haselstöcken versehenen Reihen Soldaten.

Fritz Möller, der sich um den Namen des Deserteurs noch nicht weiter bekümmert hatte, fuhr unwillkürlich zusammen, als er des Vorgeführten ansichtig wurde.

Pingel — denn dieser war es — wurde gleichfalls betroffen, als er seinen Mitgeworbenen gewahrte. Er heftete plötzlich einen lebhaften Blick auf diesen und machte eine gewisse besänftigende und flehende Bewegung mit den

Augenlidern. Dem Unterofficier entging diese scheinbare Verständigung nicht.

„Musketier Möller!" rief der Unterofficier mit einem rauhen und donnerähnlichen Tone, indem er gleichzeitig seinen Stock drohend in die Höhe hob und mit Brutalität an seinem riesenhaften Schnurrbart drehte, dessen Enden ihm fast bis auf die Brust herabhingen — „Er thut seine Schuldigkeit, oder — Heiliges Bomben- und Kartaunen-Donnerwetter! — Er macht selbst drei mal den Gang."

Der Angeredete netzte mit der Zunge das Innere der rechten Hand, erfaßte mit Wohlgefallen den ersten Haselstock, warf dem Unterofficier einen pikanten, kräftigen Blick zu und nöthigte diesem dadurch ein wohlgefälliges Lächeln ab.

„Achtung!" — commandirte jetzt der Unterofficier, und trat vor den Delinquenten zwischen die Reihen, um das schnelle Gehen desselben unmöglich zu machen. „Musik! zu!"—

Die Execution begann. Die Oboisten spielten den bestimmten Marsch und die sich um dieses blutige Schauspiel stürmisch drängende Jugend stimmte dazu den hergebrachten Gesang an:

„Warum hast Du dies gethan,
Und warum thust Du das?
Darum sollst Du Gassen laufen
Durch die lange Gaß." —

Fritz Möller suchte den ersten Hieb zu bekommen und führte diesen so kunstmäßig und kräftig aus, daß der Delinquent zwischen den verbissenen Lippen ein laut winselndes „Ach!" hervor stieß und auf dessen entblößten Rücken eine breite rothe Furche sichtbar wurde, aus welcher sofort das Blut hervor quoll.

Der erste Hieb pflegte gewöhnlich allen übrigen Executoren zum Maaßstab zu dienen, denn nun wollte Keiner zurück bleiben oder sich in den Augen des wachhabenden Unterofficiers degradiren und wohl gar Strafe und Verweise zu ziehen. Auf diesen Umstand bezog sich denn auch eben die verständigen sollende Augenbewegung Pingel's, doch hätte es zuverlässig nicht erst der Drohung des Unterofficiers bedurft, um den genannten Flügelmann zur Angabe des richtigen Tactes zu bewegen.

Der Unterofficier konnte sich nicht enthalten ein „Bravo, Jungens!" mit martialischer Derbheit hervorzustoßen.

Als der Delinquent auf dem zweiten Gange bei unserm Fritz Möller ankam, hing die Haut ihm bereits in Fetzen an dem Rücken herunter und das geschundene Fleisch war wie mit Blut übergossen. Seine Brust keuchte im dumpfen Stöhnen und sein Mund schien durch die Gewalt des unmenschlichen Schmerzes krampfhaft geschlossen.

Er that noch einen Schritt; wankte und stürzte dann ohnmächtig zusammen.

„Halt!" commandirte der Unterofficier, „reicht dem Deserteur etwas Lebensbalsam, um zu sehen, ob er sich erholt."

Die Soldaten verstanden diese Aufforderung, holten aus ihrer Tasche eine kleine blecherne Schnapsflasche hervor und schütteten den Inhalt aus über dem Rücken des zu Boden Gesunkenen.

Dieser reckte und wandte sich plötzlich mit einem gellend ausgestoßenen „Hu" wie ein getretener und sich krümmender Wurm oder wie eine durch eine Gerte zerstückelte Blindschleiche. Dann verstummte er wieder und versank in eine todähnliche Erstarrung.

„Feldscheer!“ sagte jetzt der Unterofficier, „sorgen Sie dafür, daß der Deserteur bald den Rest entgegennehmen kann, weil es ihm heute an Courage fehlt, seine Mahlzeit ganz mit den Jungens zu verzehren. Dem Hauptmann werde ich es übrigens rapportiren, daß Musketier Möller sich in dieser Bataille ausgezeichent hat. Wir werden so bald keine Retirade wieder haben. Abgelöst! Marsch!“ —

Eine Stunde später wurde Fritz Möller zu dem Oberst Isermann beordert.

Beim Eintreten des Ersteren sagte dieser:

„Er hat heute Diensteifer bei der Execution gezeigt; das soll ihm gut geschrieben werden.“

„Danke, Herr Oberst!“ versetzte der Soldat mit militärischem Ernst und legte die Hand an seinen Czacko.

Dann, nachdem der Oberst einige Schritte im Zimmer auf und ab gegangen war, fuhr er fort:

„Er soll den Deserteur, welcher heute die Prügel bekommen hat, kennen. Ist das so?“

„Ja, Herr Oberst!“

„Er ist mit ihm zugleich als Rekrut eingebracht worden?“

„Ja, Herr Oberst!“

„Er hat mir in der vergangenen Nacht schon so etwas gesagt, als wenn er sich nicht freiwillig habe anwerben lassen, sondern von jenem Lümmel unseren Werbern überliefert worden sei. Verhält sich das so?“

Der Soldat erzählte nun den ganzen Hergang der Werbung, wie wir ihn oben schon geschildert haben.

Der Oberst hörte mit Aufmerksamkeit zu. Dann als der Soldat seine Rede beendigt hatte, hub jener wieder an:

„Wollt's immer nicht glauben. Es muß aber doch ein

schönes, niederträchtiges Gesindel in Eurem Hamburg geben. Würde es in der ersten besten Stunde mit Kartätschen über den Haufen schießen lassen. Am Ende hat der Schuft von Verräther auch nicht einmal auf eigenen Antrieb, sondern auf Commando eines anderen grundschlechten Kerls gehandelt. Weiß er etwas davon?

„Ich vermuthe es selbst, Herr Oberst, doch kann ich darüber nichts Bestimmtes sagen.“

„Noch Eins,“ fuhr der Oberst fort, „hat Er den Kerl wirklich nicht erkannt, der gestern Abend auf mich geschossen hat und dann davon lief? Der Kerl, sein Bruder Hamburger, welcher heute die Prügel bekommen hat, leugnet, daß er der Schütz gewesen ist, und sonderbarer Weise hat man sein Gewehr in seinem Quartier ganz in Ordnung und auf dem Platze bei der Bastion nichts gefunden.“

„Es war dunkel; ich konnte nicht einmal die Umrisse erkennen. Der Mond stand grade hinter einem recht schwarzen Gewölk, indessen, wenn ich meine Ueberzeugung so im Allgemeinen aussprechen soll, so“ — Er stockte.

„Nun, heraus damit!“

„So war es kein Anderer, als Pingel, der davon lief.“

„Glaub's selbst, eine und dieselbe Person. Wollte nicht viel Aufhebens von der Sache machen, aber — es muß Subordination sein. — Will's ihm nur sagen, der infame Kerl hat mir gestern die ganze Sache und Verrätherei mit ihm schon erzählt. Kenne den ganzen Zusammenhang. Er dauert mich, kann so aber nichts dabei machen. Weil ich den Kerl dafür, daß er ihn den Werbern überliefert und dann selbst mit transportirt wurde, nicht wieder frei lassen wollte, darum hat er auf mich geschossen.“

Es verging abermals eine Pause, während welcher der Oberst mit unruhigen Schritten auf- und abging. Er schien noch etwas Besonderes auf dem Herzen zu haben und im Kampfe mit sich selbst zu sein.

Endlich hub er wieder an:

„Es ist gestern Abend oder vielmehr diese Nacht noch ein Deserteur in Kanonenschußweite von der Festung eingefangen, vermuthlich kennt Er den auch?“

Der Soldat schwieg.

„Scheint auch mit zu dem Hamburger Complott zu gehören. Nun, wir wollen sehen, ob die Sache sich so verhält und ob er diesen zweiten Deserteur auch kennt. Scheint ein Spion zu sein.“

Damit öffnete er eine Thüre und rief:

„Komm' sie mal heraus. Marsch!“

Als der Soldat das „sie“ hörte, wurde er plötzlich von einer glühenden und zitternden Bewegung ergriffen. Er schoß einen leidenschaftlichen Blick nach der geöffneten Thüre und schien auf seinen Füßen zu wanken.

In demselben Moment zeigte sich die Gerufene auch schon in der Thüre.

Es war — Marie.

„Na — kennt Er diesen Spion?“ fragte der Oberst und stemmte seine beiden Arme mit Lächeln in die Seiten.

„Ja — Herr Oberst!“ rief Fritz Möller mit aufwallender Freude und wollte auf das junge Mädchen losstürzen.

„Halt!“ rief der Oberst. „Subordination!“ Hab' ich schon „Fällt's Gewehr!“ und „Sturm!“ commandirt. — Das blutjunge Ding da hat sich gut benommen. Darf

vor und in der Festung aber keine Spione dulden, und ebenso wenig, daß solche Dirnen den Soldaten von Hamburg her durch Nacht und Nebel nachlaufen. Werd' auf unsere Werbung fortan selbst ein wachsameres Auge haben. Mag wohl viel Schurkerei dabei vorgehen. Er ist sonst ein ganz guter Soldat; kann aber nicht dulden, daß die Festung in Gefahr kommt, wenn Rekruten auf dem Posten stehen, die da weinen und von ihrer Liebe träumen. Nun, hab' in meiner Jugend auch mal geliebt. Kenn' das. Die da hat mir auch erzählt, was Er für sie und ihre Mutter hat thun wollen, und daß ohne Zweifel ein großer Gauner dahinter steckt, welcher Ihn hat auf die Seite schaffen wollen, damit Er ihm nicht gefährlich würde."

Der Soldat schwieg und machte eine unruhige Bewegung nach der andern. Er sah bald mit verwunderungsvoller Erwartung den Oberst, bald mit inniger, liebevoller und dankbarer Seligkeit Marie an, während diese fortwährend mit Schamröthe übergossen dastand.

Der Oberst nahm an dieser Scene offenbar einen herzlichen Antheil. Man las in seinen Augen und Mienen, daß es ihm leid sei, daß ein solcher prächtiger Junge, wie er sagen würde, durch Verrätherei und Schlechtigkeit aller Art unter die Muskete gekommen war und nun Jahre lang dem Trommelfell folgen sollte.

„Sie läßt sich nie wieder im Bereich der Festung auf Spionage ertappen und einbringen", sagte er dann mit schlechtverstellter Drohung zu dem jungen Mädchen, „und macht, daß Sie wieder nach Ihrem Hamburg kommt. Und Er" — fuhr er, gegen den Soldaten gewandt fort, „wird mir auch aus der Festung müssen. Will Ihn nicht

hier behalten. Will keine Rekruten haben, die durch niederträchtige Verrätherei unter die dänische Fahne gebracht sind.“

Fritz Möller und Marie stürzten Beide, in Thränen der Freude und Dankbarkeit ausbrechend, zu gleicher Zeit zu den Füßen des Oberst Isermann, und küßten und benetzten mit Rührung seine Hände.

„Subordination!“ fuhr der Oberst fort und trat einen Schritt zurück. „So weit sind wir noch nicht. Werde den Vorfall erst nach Kopenhagen rapportiren müssen. Hoffe aber, daß er seines Fahneneides wieder entbunden wird. Mache Sie sich nun gleich wieder auf den Weg nach Hamburg. Da — indem er seine Börse aus der Tasche zog — da hat sie Reisegeld. Kann solche fremde Person in der Festung nicht länger dulden. Würde mir den da auch nur zu Dienstfehlern geneigt machen und auf die Lattenkammer bringen. Marsch! Und Er da gehe in sein Quartier bis auf Weiteres. Marsch!“

Was in den Herzen der beiden jungen Leute vorging, brauchen wir wohl nicht erst weitläufig und vollständig zu schildern. Jeder, der ein Herz für die Hingebung der geheimen und zärtlichen Liebe hat, wird sich dieses selbst zu sagen vermögen.

Als sie das Haus des Oberst Isermann verließen, hielten sich Beide bei der Hand gefaßt und drückten sich diese immer von Neuem. Marie konnte Fritz nicht genug erzählen, wie sie Alle so bestürzt und traurig gewesen, als sie den Sahl verschlossen und immer noch verschlossen gefunden, und er gar nicht wieder zum Vorschein gekommen sei. Wie sie Tage lang umhergelaufen und endlich, zu guter

letzt, auf die Idee gekommen, daß er vielleicht gar den Werbern in die Hände gerathen sei. Aber auf welche Weise, das war ihr lange ein Geheimniß geblieben. Sie hatte die Werber selbst aufgesucht, um Gottes Liebe und der Wunden Jesu willen gebeten, ihr doch zu sagen, ob sie nicht einen jungen Menschen von diesem Anzug und Aeußern geworben und wohin transportirt hätten, aber alles Bitten, Flehen, Weinen und Händeringen war vergeblich gewesen. Da hatte sie in Noth und Kummer endlich ihrer Mutter den Entschluß mitgetheilt, selbst zu Fuß nach Rendsburg zu gehen und sich zu erkundigen, ob dort nicht ein frisch geworbener Soldat, mit Namen Fritz Möller, sei. So war sie bis in die Nähe von Rendsburg gekommen, Tag und Nacht, durch Regen und Wind, durch Sand und schlammige Haide ihren Weg fortsetzend, und so in der vorigen Nacht wie ein verscheuchtes Reh auf der Landstraße von den Gensd'armen eingefangen und zugleich mit dem bewußten Deserteur in die Festung gebracht worden.

Mit einem getrösteten und beruhigten Herzen, und mit der frohen Hoffnung, daß der Geliebte ihr bald folgen werde, kehrte sie nach Hamburg zurück, und man wird sich leicht vorstellen, welchen ermuthigenden und erfreulichen Eindruck ihre Botschaft in der kleinen weiblichen Familie hervorbrachte.

---

16. Eine Theegesellschaft.

Wir begeben uns jetzt in eine Theegesellschaft, zu welcher unter andern auch Matthias Wagner nebst

seiner Pupille Emilie Mönkeberg, Heineke und Vogelsang geladen sind.

Die älteren Herren haben sich in die Politik oder das Kartenspiel vertieft. Die älteren Damen sitzen um den Theetisch, theils mit Stricken beschäftigt, theils die Hände müssig in den Schooß legend; und die jüngere Welt, Damen wie Herren haben sich sämmtlich in ein Nebenzimmer begeben, um eine Reihe beliebter Pfänderspiele vorzunehmen, welche eigentlich nur deshalb erfunden zu sein scheinen, um eben dieser jungen, liebebedürftigen Welt, unter der Form der Schicklichkeit und Convenienz, eine passende Gelegenheit zum Küssen und zu einem Rendezvous im Finstern zu geben, welches nicht selten, zum Gelächter der Uebrigen, auf eine ganze Minute ausgedehnt wird; denn wie viele Befehle zur Einlösung der Pfänder giebt es nicht, wo das Paar das Zimmer verlassen und auf dem Corridor oder in einem nicht erleuchteten Nebenzimmer die unerläßliche Pflicht der Einlösung vornehmen muß? Ach! daß sie ewig grünend bliebe, diese schon althergebrachte Mode der Pfänderspiele und der Frage: Was soll der thun, dem dies Pfand zugehört? — Da werden tausend Sehnsuchten und Gefühle wach; Jeder horcht mit gespanntem Ohr und hörbar klopfendem Herzen und freut sich, daß er — absichtlich oder unabsichtlich — sich so viele Vergehen und Versehen beim Spiel hat zu Schulden kommen lassen. —

Wir müssen, in Rücksicht auf jene ältere Damenwelt, welche um den gemüthlichen und bedeutsamen deutschen Theetisch versammelt saß, noch erwähnen, daß dabei eben so wenig von einer Madame Wagner als von einer Madame Heineke die Rede sein kann, weil beide Männer,

die die bezeichneten Namen führten, in diesem Augenblicke unverheirathet waren.

Die in einem Kleide von aschgrauem Gredenoble mit einem Besatz von echten Brüsseler Spitzen prunkende Frau eines Manufacturisten warf gegen ihre Nachbarin eben die Frage auf:

„Haben Sie schon etwas von der Verheirathung der Mademoiselle Mönkeberg gehört?"

„Man spricht im Geheimen davon", versetzte die Frau eines Kattunfabrikanten.

„Eine Verheirathung? Noch eine Verheirathung?" warf mit ersichtlicher Neugierde die Frau eines Holzhändlers vom Stadtdeich dazwischen. „Ach! lassen Sie uns etwas mehr davon hören. Das Geheimniß wird ja zu ergründen sein. Und das ist meine Passion", fügte sie hinzu, mit der damals noch mehr um sich greifenden Sucht, sich in seiner oft halb-platten Umgangssprache auch einzelner französischer Ausdrücke zu bedienen.

„Es munkelt, der Bräutigam soll ein Sohn von Herrn Heineke sein", hub Diejenige wieder an, welche die ursprüngliche, dieses Gespräch einleitende Frage aufgeworfen hatte. Sie sagte diese Worte jedoch mit gedämpfter Stimme und warf zu gleicher Zeit einen prüfenden Blick in das Nebenzimmer, in welchem sich die älteren Herren um die Kartentische und zu politischen Gesprächen versammelt, und wo in gleicher Weise über Krieg und Frieden, wie drüben über Heirathen und Liebschaften, verhandelt wurde.

„Ein Sohn von Herrn Heineke?" entgegnete eine Andere. „Herr Heineke hat bekanntlich nur eine Stieftochter."

„Doch, doch — es wäre möglich, meine Liebe“, fuhr Jene fort. „Man glaubt, das Räthsel, welches an diesem bisher nicht gekannten Sohne haftet, bereits gelöst zu haben. Herr Heineke soll früher, das heißt vor Jahren, als er noch nicht Hamburger Bürger war, eine Liebschaft mit einem hochgebornen Fräulein gehabt haben und der Vater, ein Mann von dem stolzen Selbstgefühl seines Standes, eine solche Ehe — doch pst! pst! Sie verstehen mich, meine Damen, und — ich darf nicht mehr sagen, man könnte uns belauschen.“

„Was Sie sagen — Herr Heineke, eine solche Liaison, und — der glückliche Bräutigam der Demoiselle, Emilie Mönkeberg, hätte somit eine adelige Mutter? Was man doch Alles erlebt! Was in unserm Hamburg doch Alles vorgeht!“

„Hat der junge Mann denn Vermögen?“ hub eine Andere wieder an. „Ist er überhaupt Kaufmann und von welchem Geschäft? — Ja, wie ist es nur gekommen, daß er hier so plötzlich aufgetreten ist und unmittelbar als muthmaßlicher Gemahl des jungen Mädchens da steht? Haben die Beiden sich denn vielleicht schon länger im Geheimen gekannt, und ist dieses bisher dunkel gehaltene Verhältniß nur die Veranlassung geworden, daß das Zusammentreffen und das plötzliche Erscheinen sich so gestaltet hat?“

„Ma foi!“ entgegnete die Kattunfabrikantin, „das Alles sind Fragen, worauf man zur Zeit noch wenig geantwortet hat. Nun, ich denke aber, die Herren Heineke und Wagner werden das junge Paar schon zu befördern wissen.“

„Zum Anfang eines Geschäftes gehört aber immer Geld. Von Demoiselle Mönkeberg weiß man nicht, daß sie

Vermögen von ihren Eltern her hat; wird Herr Heineke dann — und kann er überhaupt Geld an diesen Sohn geben?"

„Ich gestehe, meine Liebe, daß ich darauf nichts zu antworten weiß. Es sind hier, wie mir scheint, lauter Geheimnisse. Es ist wahrlich recht ärgerlich, sich darüber den Kopf zerbrechen zu müssen. Weiß man, daß das junge Mädchen blutarm, der Bräutigam aber steinreich ist, daß Beide mit allen Widerwärtigkeiten zu kämpfen haben, um ein Paar zu werden, ach! da hat man einen trefflichen Stoff zur Unterhaltung, aber jetzt — bei dieser Verheirathung! — Nein, es ist recht unausstehlich, über alle Verhältnisse völlig im Dunkeln zu sein."

„Aber weiß man denn auch schon, daß das junge Mädchen ihn will?"

„Ihn will!? Ich bitte Sie, wie kann bei einer solchen Waise auch nur von einem Willen die Rede sein," warf mit besonderem Eifer eine Andere dazwischen. „Ein solches junges Mädchen, ohne Eltern und Vermögen, ohne alle Aussichten, muß froh sein, wenn sie unter die Haube kommt. Und wenn die Herren Wagner und Heineke das Geschäft der Verheirathung in Händen haben, so kann man sich darauf verlassen, daß es eine glückliche Ehe wird.

„Das Geschäft der Verheirathung!"

„Eine glückliche Ehe!"

„Die Verheirathung in Händen haben!"

Riefen gleichzeitig mehrere Stimmen.

„Ach! mein Gott! Das arme, unschuldige Mädchen! Mein Riechfläschchen, ich bekomme die böse Migraine!" rief voll Extase die ziemliche corpulente Frau eines Bierbrauers im Rödingsmarkt, deren Lieblingsschriftsteller Lafontaine

war, die alle Bände dieses gefühlvollen und einst mit Heißhunger verschlungenen Romanschriftstellers, von der „Gewalt der Liebe" bis zum „Leben eines armen Landpredigers" und der „Henriette Bellmann" auswendig wußte, und für diese Lectüre Winter und Sommer im Brotschrangen abonnirt war. „Ja, meine Damen, ich vernehme es mit Wollust, daß Sie noch ein Herz haben, Gefühl und Sinn für Liebe und Unschuld. Welt! Welt! sind das Deine Freuden! O wie wenig kennt man in diesem geschäftssüchtigen Hamburg die Gewalt der Liebe und die Rücksichten, welche man der Natur und ihren Empfindungen schuldig ist!" —

Diese Ergüsse und Beschuldigungen brachten in der eben noch so wortreichen und aufgeräumten Theegesellschaft plötzlich eine gewisse Verstimmung hervor.

Es vergingen mehrere Minuten, in welchen diese Damen nur mit Theetrinken oder vielmehr Theenippen und mit ihrem Strickstrumpf beschäftigt waren, oder auch die Hände im Schooße nachlässig gefaltet hielten und gedankenvoll oder gedankenleer auf einen beliebigen Gegenstand hinstarrten. Wahrscheinlich fühlten Einige sich durch die Worte der intimen Freundin Lafontaine's getroffen, während wieder Andere, wie es die oben bemerkten Ausrufe bezeugten, sich dunkel in eben diesen Ansichten wieder erkannten.

Endlich suchte die Frau, welche die Theegesellschaft um sich geladen hatte, wieder das peinliche Schweigen zu brechen, indem sie sagte:

„Ich glaube aber einmal gehört zu haben, daß Demoiselle Emilie Mönkeberg noch Verwandte in Amerika habe? Vielleicht hat sie von diesen dereinst noch etwas zu erwarten."

„Ach! Die reichen Onkels aus Surinam sind nicht so häufig; doch will ich es dem jungen Mädchen wünschen. Es dauert mich wirklich“, sagte die Kattunfabrikantin. „Ich höre es so gerne, wenn ein reicher Onkel oder Vetter aus Amerika zurück kommt, um hier ein Mädchen glücklich zu machen. Gott gebe es auch diesmal!“

„Bis dahin wird es aber noch lange Wege haben. Wenigstens scheint der jetzige Liebhaber kein solcher Vetter zu sein“, versetzte die Gattin des Manufacturisten.

Die Unterhaltung stockte abermals und schien vor der Hand nicht recht wieder in Gang kommen zu wollen. Die Harmonie war offenbar gestört und der Thee wahrscheinlich nicht mehr heiß genug, um das beliebte Thema der Heirathen oder ehelichen Verhältnisse der Senatoren oder Engros-Händler im begeisterten Schwunge der Zungengeläufigkeit zu erhalten.

Wir begeben uns zur Abwechselung deshalb in ein anderes Zimmer, nämlich in dasjenige, in welchem die jüngere Welt sich an Pfänderspielen und Pfändereinlösungen ergötzte.

Um die edlen Frauen und Mütter an ihrem Theetisch nicht zu stören und weil es in dem Zimmer der Pfänderspiele zu lebhaft und geräuschvoll wurde, hatte man es für nöthig befunden, die Verbindungsthüre zwischen diesem und jenem Zimmer zu schließen, und, wenn wir nicht irren, so war der eigenen Behaglichkeit wegen und um die Damen durch den Rauch aus den langen thönernen Pfeifen nicht zu stören, auch die Thüre des Herrenzimmers geschlossen worden, woher es denn auch kam, daß die Unterhaltung um den Theetisch sich um so unbefangener aussprach.

Die Pfänderspiele und auch die Einlösungen derselben hatten bereits ihr Ende erreicht.

Die jungen Leute beiderlei Geschlechts hatten sich jetzt in Paare gruppirt und unterhielten sich in mehr oder weniger lauten und lebhaften Gesprächen, welche hier und dort von einzelnen Seufzern oder einem heiteren und unbefangenen Lachen unterbrochen wurden.

Man wird bereits bemerkt oder vermuthet haben, daß der genannte Zukünftige der Demoiselle Emilie Mönkeberg sich nicht unter der eingeladenen jungen Schaar befand.

In einem desto tieferen, aber ziemlich leise geführten Gespräch schien deshalb der Commis des Herrn Heineke, Herr Vogelsang, mit der eben genannten jungen Dame begriffen zu sein.

Was mochte er denn so eifrig mit ihr zu verhandeln haben? Die überall im Zimmer zerstreut Sitzenden warfen von Zeit zu Zeit verstohlene Blicke zu jenem Paare hinüber, welches in einer Ecke des Zimmers Platz genommen hatte und von der ganzen Umgebung keine Notiz zu nehmen schien.

Vogelsang hatte gesprochen und Emilie Mönkeberg sah mit einem langen, gedankenvollen Blick vor sich nieder.

„Mamsell Mönkeberg", sagte jetzt der Commis, doch so leise, daß es von den Uebrigen ohnmöglich gehört werden konnte, wenn ich hoffen dürfte, daß sie mir vertrauen möchten" —

Er stockte.

Wie aus einem tiefen Nachsinnen erwachend und mit sehr schüchterner und befangener Stimme versetzte Emilie:

„Das dürfen Sie. Warum sollte ich Ihnen nicht vertrauen? Ich bin bisher so einsam gehalten worden. Es ist heute eigentlich das erste Mal, daß ich in eine Gesellschaft gekommen bin. Sie haben durch Ihre Theilnahme mein ganzes Vertrauen gewonnen. Ich betrachte Sie als meinen Freund. Ach! mein vereinsamtes und von aller Welt ausgeschlossenes Herz fühlt so sehr das Bedürfniß der Mittheilung. Es giebt Stunden, ja Tage, wo ich entsetzlich unglücklich bin."

„Quälen Sie sich nicht mit diesen Gedanken", fuhr Vogelsang fort. „Es ist für mich eine unschätzbare Freude, heute Abend in Ihre Nähe gekommen zu sein und Ihnen dienen zu können. Sie schenken mir also Ihr volles Vertrauen?

„Ich habe es Ihnen bereits gestanden."

„Es ist hier der Ort nicht, uns länger und unbelauscht zu unterhalten. Unser lange so leise und vorsichtig fortgeführtes Gespräch würde Aufsehen und Verdacht erregen, man würde zu errathen suchen, was wir sprechen, man würde Sie zum Gegenstande von Neckereien machen, und — das würde mich abermals dauern. Auch eignet der ernste Gegenstand sich nicht für diesen, dem Frohsinn und der unbefangenen Mittheilung gewidmeten Abend. Darum heucheln Sie Heiterkeit, verscheuchen Sie den Tiefsinn und die Niedergeschlagenheit aus Ihren sanften Zügen — lassen Sie uns abbrechen — und — lassen Sie uns schnell nur noch die Verabredung zu einer geheimen Zusammenkunft am morgenden Tage treffen."

Der Commis sagte dies mit Behutsamkeit und in Absätzen, indem er gleichgültige aber lauschende Blicke umher

warf und nur sprach, wenn er überzeugt war, nicht behorcht oder beobachtet zu werden.

Mit verschämtem Erröthen vernahm Emilie jene Worte. Sie zupfte an ihrem Kleide und entgegnete mit aller Befangenheit:

„Ein Rendezvous? Aber wird sich das denn schicken? Und wenn mein Vormund erführe, daß ich mit einem jungen Manne, den ich bisher gar nicht gekannt habe" —

Sie stockte.

„Er darf nichts erfahren", sagte Vogelsang mit Bestimmtheit. „Sie sind verloren, Ihr ganzes Lebensglück ist geopfert, wenn diese Verabredung nicht geheim gehalten wird und — wenn Sie mir nicht alles Vertrauen schenken, wie sie mir soeben noch versichert haben."

„Ach, ja!" sagte das junge Mädchen. „Ich thue ja Alles, was man von mir verlangt; ich habe weder Vater noch Mutter, noch überhaupt Anbehörige, außer meinem Vormund, in dieser großen und gefährlichen Stadt. Aber man hat mich gelehrt, vorsichtig und mißtrauisch zu sein, und darum verzeihen Sie meine Unerfahrenheit und Schwachheit. Ich bin ein recht unglückliches Kind!"

„Das sind Sie nicht, das sollen Sie nicht sein, wenn Sie mir volles Gehör schenken, nur hier nicht. Alles, was ich weiß, will ich Ihnen getreu mittheilen. Und — Sie sollen, Sie müssen es erfahren. Wie gesagt, das Glück Ihres Lebens hängt an einer Zusammenkunft unter vier Augen. Darum haben Sie Verstand und Charakter genug, um Ihren Entschluß zu treffen. Also?" —

„Nun — ja!" sagte Emilie, „ich willige ein. Aber

wo wollen, wo können wir uns treffen, ohne bemerkt zu werden?"

„Das kommt auf Sie an. Darüber können Sie allein am besten bestimmen. Sie kennen Ihre Verhältnisse und in wie weit Sie von diesen Gebrauch machen können. Mir steht jeder Weg und Art offen", versetzte Vogelsang.

„Mein Vormund weiß, daß ich oft nach Harvstehude hinausspaziere" --

„Also dort — unter Hagedorn's Linde?" sagte Vogelsang. „Es ist wahr, wir werden dort ein halbes Stündchen wenigstens unbelauscht zubringen können. Ich finde mich dort gleichfalls wie auf einem Spaziergange ein, und nähert sich zufällig Jemand, so setze ich unbefangen meinen Weg fort. Aber um welche Zeit?"

„Morgen Nachmittag um zwei Uhr, vorausgesetzt, daß die Witterung den Spaziergang nicht verdächtig macht."

„Gut; also morgen Nachmittag um zwei Uhr, unter Hagedorn's Linde", flüsterte Vogelsang dem jungen Mädchen zu. Dann, um die ihn Umgebenden ganz irre zu führen, fügte er mit der größten Gleichgültigkeit und wie in dem eben geführten Zwiegespräch noch fortfahrend, hinzu, indem er gleichsam im Scherze aufsprang:

„Wahrhaftig, das ist bei den Wilden so Mode. Sie wollen es nicht glauben, aber wahr ist es doch. Und erst bei den Hottentotten! Ach! die jungen Hottentottinnen sind zu bedauern. Ich werde Ihnen eine Reisebeschreibung bringen, worin das, was ich Ihnen erzählt habe, wörtlich steht."

Auch Mamsell Mönkeberg erhob sich; sie blieb aber für den ganzen Abend nachdenkend und schweigsam, un-

nahm wenig Theil an dem Frohsinn der Uebrigen. Selbst als eine der jungen Damen sich an's Clavier setzte und eine damals beliebte Anglaise spielte und die Uebrigen darnach tanzten, blieb sie ohne die ihr sonst natürliche Munterkeit.

Es hätte diese Verstimmung des jungen Mädchens leicht auffällig werden können, aber da man sich in seiner eigenen Heiterkeit nicht stören lassen wollte, drang man nicht weiter in sie. Man scherzte und lachte weiter, und Einige warfen nicht ohne Bezüglichkeit die Worte hin:

„Ach! wenn doch Einer hier wäre!"

Als man sich trennte, suchte Vogelsang noch einmal in die Nähe des jungen Mädchens zu kommen, drückte ihr flüchtig und wie zur Ermuthigung die Hand und flüsterte: „Morgen!"

17. Unter der Linde.

Es giebt nichts Reizenderes und Interessanteres für das Herz eines jungen Mädchens von achtzehn Jahren, als ein verabredetes Rendezvous. Das ganze Wesen der sehnsuchtsvollen Brust ist Spannung und Aufregung. Die Stunden ziehen wie mit bleiernen Flügeln dahin. Die Nacht will nicht enden. Die Uhr zeigt immer noch zu wenig.

Emilie Mönkeberg war ein gemüthvolles, harmloses Mädchen, mit lieblich blonden Haaren, klaren, nicht zu großen blauen Augen und jenem Wuchs, der zwischen Fülle und Magerkeit, Kleinheit und Größe die Mitte hält. Ihr Charakterzug war Sanftmuth und Güte. Einen

wunderbaren Gegensatz zu der natürlichen Schlankheit der Taille bildeten der anmuthig sich ründende Busen und die im schönsten Ebenmaaß und nach allen Anforderungen künstlerischer Schönheit sich an den Leib schmiegenden Hüften. Es giebt in der ganzen Natur nichts Schöneres zu sehen, als eine solche rosige Mädchengestalt, und wundern können wir uns nicht darüber, daß die feurigen und düster aussehenden Völker des Südens ewig schwärmen für den himmlischen Duft der blauen Augen und der grunddeutschen blonden Haare Das gilt von dem weiblichen wie von dem männlichen Geschlecht, mit den entsprechenden Gegensätzen.

Und eine solche reizende, liebliche, duftige, Gemüth und Seele ausströmende Gestalt unter einer im ersten Frühlingsschmuck stehenden Linde, mit ihrer lichtgrünen Laubkrone auf einem Stamm, auf dem mit geisterhaften Zügen der Name eines von Liebe und Wein schwärmenden, im heitersten Lebensgefühl sich ergehenden deutschen Dichters steht!

Emilie hatte die Nacht wenig Ruhe. Der Schlaf floh ihre Augen. Sie war voll Beängstigung und Erwartung. Sie sollte mit einem Manne verheirathet werden, den sie bisher nie gesehen noch gekannt hatte, über dessen Herkunft, wie man ihr nicht verhehlen konnte, ein zweifelreiches Dunkel ruhte. Ein solches, echt deutsches Mädchen sollte heirathen, ohne vorher förmlich geliebt und alle Zustände, Qualen und Sehnsuchten der Liebe durchempfunden und durchlebt zu haben! Nur der kalte, berechnende, den Nutzen anerkennende Verstand kennt eine Ehe ohne Liebe, das an materielle Auffassung des Lebens gewöhnte Mädchen ergiebt sich dem mehrseitigen Bedürfniß und den Plänen der

Klugheit, aber nicht so das liebesbedürftige Gemüth, für welches die volle und heiße Liebe, das Entgegentragen eines entzückten Herzens, die Aufopferung eines ritterlichen Sinnes, die ganze und volle Hingebung an ein anderes Selbst, ein Ding der Natur und Nothwendigkeit ist.

Mit unschuldiger Befangenheit hatte Emilie die heirathstiftenden Vorschläge ihres Vormundes angehört. Sie hatte kein einziges Wörtchen zu entgegnen, keinen Ausdruck der Unlust laut werden zu lassen gewagt, als jener es ihr vorgestellt hatte, daß sich hier eine Aussicht für sie darbiete, die ihr sobald nicht wieder geboten werden würde. Sie sei ohne Vermögen und eine Waise, ohne Stützen der gesellschaftlichen Verhältnisse und daher eine möglichst baldige Verheirathung für sie sehr wünschenswerth. Sie dürfe sich hier um so weniger bedenken, als jedes Mädchen ohne Vermögen und in ihren Verhältnissen mit Freuden zugreifen würde, die ihr so bereitwillig gebotene Hand anzunehmen. Matthias Wagner sparte als Vormund und Geschäftsmann von der eigenthümlichen Sorte kein Mittel der Beredtsamkeit, um seinen Zweck zu erreichen und diese Verbindung auf so schwarzem und unheimlichem Hintergrunde zu Stande zu bringen. Das Größte und Vorzüglichste, was er selbst thun konnte, war, daß er den künftigen Mann seiner Pflegbefohlenen als Compagnon mit in sein Comptoir und Geschäft ziehen wollte. Und daß Heineke nicht minder ein Uebriges thun würde, daran war nach seiner Ueberzeugung nicht zu zweifeln.

Er hatte zwar mehrere Male die Worte hingeworfen, daß er sie nicht zwingen wolle, daß man es ihm nicht nachsagen sollte, hier als Vormund irgend Gewalt und zwar

aus eigenem Interesse, ausgeübt zu haben, aber als drittes und letztes Wort folgte dann immer hinterher: Es ist das Beste! Es geht nicht anders! Ein Mädchen, welches arm und ohne Familie ist, hat gar kein Recht, sich zu bedenken und zu besinnen! Es muß die vorgeschlagene Verbindung eingehen, um nicht sich und Anderen zur Last zu fallen, und in einer großen und verführerischen Stadt als Opfer der Verworfenheit das Leben zu beschließen.

Die Rohheit und Härte, welche in diesen Worten lag, hatte das naturtreue und gefühlvolle Herz des jungen Mädchens mit vernichtender Schärfe durchschnitten. Sie hatte keinen Widerstand geleistet, sondern sich still und geduldig, wie ein Lamm der Frühlingsflur, in ihr Schicksal ergeben. Sie hatte ihre eigene Vernunft zum Schweigen gebracht und ihre selbstbewußte Ueberlegung mit Zweifel und Mißtrauen betrachtet, um dem wohlüberlegten Rathe ihres väterlichen Vormundes unbedingten und ergebenen Glauben zu schenken.

Mit um so offneren Ohren und hoffenderer Hingebung hatte Emilie daher die Worte vernommen, welche Vogelsang ihr an dem bewußten Abend zugeflüstert hatte. Es hatte der Gedanke ihr unschuldiges Herz überrascht: „Wenn es möglich wäre, dieser peinlichen, qualvollen und trostlosen Zukunft zu entgehen!“

Der, welcher sich mit Vertrauen ihr genähert hatte, stand ja an Jahren ihr noch bedeutend näher als der kalt berechnende Vormund, und sie war ja so unerfahren in der Welt und mit allem, was die Nothwendigkeit der Gesellschaft und des Lebens bedingt, daß sie jedem ihr eigenstes

Empfinden, Denken und Wünschen schützenden Entgegenkommen willig Raum gab.

Wir haben schon gesagt, daß in der Nacht, welche auf die bewußte Unterredung voll spannender Andeutungen folgte, der Schlaf ihre Augen floh. Sie erwachte früh nach einer gewaltsamen Erschöpfung und konnte am Tage die Stunde nicht erwarten, wo sie, ohne Verdacht zu erregen, nach Harvstehude hinausspazieren sollte. Obgleich man im Hause wußte, daß dieses ihr liebster Spaziergang und fast ihre einzige Zerstreuung und Erheiterung war, so konnte sie eine gewisse Beklommenheit doch nicht zurückhalten und nur mühsam verbergen. —

Endlich schlug die ersehnte Stunde. Emilie nahm ihren Hut, ihre Enveloppe, ihren Fächer, und trat durch das Dammthor den Weg nach Harvstehude an.

Die Bank unter Hagedorn's Linde war noch unbesetzt. Sie nahm darauf Platz un spielte mit ihrem Fächer. Die Strahlen der Sonne brachen sich in dem lichten Grün der Blätter, und einzelne Bienen suchten summend nach den ersten hervorkeimenden Blüthen. Ein sanfter und behaglicher West wehte von den Eppendorfer Wiesen herüber.

Voll Sehnsucht und Erwartung versank das junge Mädchen in mannigfaltige Träume, faßte im Fluge verschiedene Ermuthigungen und Entschlüsse, und verwarf sie wieder so rathlos urd unschuldig befangen wie sie war.

Sie mochte in diesen beschaulichen Träumen und Selbstbetrachtungen schon eine geraume Zeit da gesessen haben, als Vogelsang, auf dem Wege von der Alster her, erschien.

Der Dasitzenden fing das Herz hörbar an zu klopfen, sie wurde verlegen und beengt in ihrem ganzen Wesen bei

dem Gedanken, daß sie sich hier in freier Natur jetzt mit einem jungen Manne allein befinden sollte, den sie doch eigentlich auch noch nicht weiter kannte. Ihre ganze jungfräuliche Schüchternheit wurde aufgeregt und sie wagte, mit sanft erröthenden Wangen kaum empor zu schauen, als der Commis vor ihr stand.

„Verzeihen Sie, daß ich Sie warten ließ," begann Vogelsang, „ich mußte aber zur Börse und dann noch erst einen Brief abfertigen. Jetzt aber gehöre ich Ihnen. Ich bitte Sie nochmals, mir Ihr ganzes Vertrauen zu schenken. Hören Sie mich unbefangen an, wie überraschend es auch ist, was ich Ihnen zu sagen habe. Ich kann es nicht zugeben, daß ein Mädchen von Ihrer Unschuld und Güte ein Opfer des schwärzesten Raffinements und der habsüchtigsten Betrügerei wird."

Indem er diese Worte sprach, und zwar auf eine sanfte alles Vertrauen einflößende Weise, erfaßte er sanft ihre linke Hand, zog sie an seine Brust, blickte mit hingebender, theilnehmender Rührung in ihre Augen und setzte sich dann neben sie.

Emilie fühlte durch dieses zutrauliche Entgegenkommen, durch den unumwundenen Ausdruck voll zarter Rücksicht und natürlicher Rechtlichkeit plötzlich alle Befangenheit und Beklommenheit von sich genommen, sie dachte nicht mehr an das Zweideutige und Bedenkliche ihrer Lage, sie sah sich zum ersten Male in ihrem Leben mit dem offenen Tone der Natur und Wahrheit angeredet, und sagte daher mit dem ganzen Zauber ihres reinen und unschuldigen Charakters:

„Es freut mich unendlich, Jemand gefunden zu haben, der einen so lebendigen Antheil an meinem Schicksal nimmt,

der mir rathen und helfen will, wo ich selbst mir nicht zu rathen noch zu helfen weiß. Ach! ich war wohl recht unglücklich, bis zum gestrigen Abend, wo Sie mir das Gefährliche und Verderbliche meiner Zukunft zeigten. Ach! ich muß es Ihnen nur gestehen, ich habe es selbst in dunkler Ahndung nur zu gut empfunden, aber" —

„Und doch ist es noch lange nicht Alles, was Sie bedroht, noch nicht das Entsetzlichste was Ihnen bevorsteht, wenn Sie die beschlossene Verbindung eingehen," sagte Vogelsang mit dem unheimlichen Tone eigenen Erschreckens.

„Noch nicht Alles? Mein Gott! was werde ich denn noch weiter erfahren. Bitte, bitte, reden Sie!" versetzte Emilie, und ergriff jetzt mit beiden Händen ohne Zurückhaltung und mädchenhafte Befangenheit seine Rechte, die sie fast leidenschaftlich drückte.

„Sie können es mir glauben, daß ich an Ihrem Schicksal den innigsten Antheil nehme," fuhr Vogelsang fort. „Würde ich es sonst auch wagen, mich Ihnen auf diese Weise zu nähern? Sie wissen es noch nicht, wie schlecht die große und vornehme Welt in Hamburg ist, und welchen Gefahren Sie fortwährend überlassen sind, wenn Sie ohne Freund und Rathgeber dastehen. Lassen Sie uns hier also vertrauensvoll neben einander sitzen und hören Sie mich ruhig an. Halten Sie sich fortan überzeugt, daß Sie in mir denjenigen gefunden haben, der Sie aus den scheußlichsten Intriguen, aus den Schlingen der Bosheit und Verdorbenheit allein erretten kann. — Ich habe Ihnen bereits gesagt, daß derjenige, welchen Sie heirathen sollen, weder ein ehelicher noch ein unehelicher Sohn von Heineke ist, und daß irgend ein Bubenstück dahinter lauert, um Sie

grade mit diesem Menschen zu verheirathen. Und wer und was ist eigentlich dieser Mensch, der sich um eine schnöde Summe dazu erkaufen läßt, um einem schönen, harm- und arglosen jungen Mädchen seine Hand zu reichen? Nichts weiter als ein Herumtreiber, ein abgelebter und verdorbener Mensch, der vielleicht schon gestohlen und gemordet hat, und der aus der ganzen Welt verschlagen nach Hamburg gekommen ist, um seine intriguante Begabung zu neuen Schlechtigkeiten verwenden zu lassen. Was kümmert es einen solchen verruchten und verdorbenen Menschen, ob er ein junges Mädchen betrügen hilft und die ganze Zeit ihres Lebens unglücklich macht. Er vertritt hier ja nur die Stelle eines italienischen Banditen, der sich dingen läßt, um ein schönes Leben voll Anmuth und Schönheit, Heiterkeit und Glück jählings zu ermorden. Sehen Sie, ein solcher Mensch ist derjenige, den man Ihnen, der Himmel weiß, aus welchen erkärmlichen Nebenabsichten, zum Gemahl bestimmt hat, und der unter der Maske liebevoller Verehrung ihr armes, leicht zu bethörendes Herz hinopfern soll. O es ist ein schändliches Spiel mit Ihnen! Und wehe, daß es Wahrheit ist. Was ich weiß, das habe ich durch meine besonderen Verhältnisse im Heincke'schen Hause erfahren, oder soll ich vielmehr sagen durch ein besonderes Glück, durch unerwartete Zufälle, um Ihr schützender Genius zu werden; hinter den wahren Grund dieser projectirten Verbindung bin ich jedoch noch nicht gekommen. Allein, das ist auch gar nicht weiter von Nöthen, denn ich habe an dem, was ich in Erfahrung gebracht, schon hinlänglich, um dadurch mit Entsetzen und Abscheu, von Haß und Mitleid erfüllt zu werden, und nach Ihrer Rettung hinzustreben."

Das junge Mädchen saß unausgesetzt in horchender Erstarrung da. Sie rührte vor Verwunderung kein Glied und wagte kaum zu athmen. Ihre Augen hafteten fest und unbeweglich an den Lippen Vogelsang's, der ihre Linke mit Wärme umschlossen hielt.

Man wird es aus den Worten Vogelsang's schon errathen haben, daß er hier eine falsche Rolle spielte, indem er die Unwahrheit sagte, in Betreff seines Wissens um die wahre Ursache dieser abgemachten Verheirathung. Vogelsang wußte recht gut, daß es sich um Unterschlagung und Bemächtigung einer Erbschaft handele, aber er wollte nicht darum wissen. Er sagte dem jungen Mädchen nicht das Geringste davon, um sie nicht zu ermuthigen und stolz auf ihren Besitz zu machen. Wenn sie erfuhr, daß sie reich statt arm war, würde sich ihrer dann nicht vielleicht unwillkürlich der Gedanke bemächtigt haben, daß sich ihr nun bald eine Aussicht auf eine vortheilhafte Verheirathung darbieten werde? daß sie dann mehr als jetzt über sich selbst zu verfügen habe und freier wählen könne, während sie jetzt das Opfer ihrer Armuth und Hülflosigkeit war und sich in alle Verfügungen anderer Personen ergeben mußte? Vogelsang's Absicht ging also dahin, Emilie in dem Gefühl und Bewußtsein ihrer Abhängigkeit zu erhalten, um sie desto sicherer und leichter nach seinen geheimen Plänen und zu seinem eigennützigen Zweck leiten zu können. Wir werden später erfahren, daß und wie das unerfahrne junge Mädchen hier eigentlich aus dem Regen unter die Traufe gerathen war, und wie die geheimen Machinationen sich kreuzten, um sich einander den Sieg abzugewinnen.

Der Commis hatte, um seinen Zweck zu erreichen, einen

Ton des Mitleids und der Rechtschaffenheit angenommen, der das Herz des unschuldigen Mädchens unmittelbar bestechen und gewinnen mußte. Wie hatte sie, in der Einfalt ihres ganzen natürlichen Charakters, auch nur eine Ahndung davon, daß Derjenige, welcher sich ihr so bescheiden und mit solchem Haß gegen Schlechtigkeit näherte, eines gleichen, oder wo möglich noch größeren Verbrechens fähig war? Sie fühlte sich angezogen durch so viel ritterliche Tugend eines jungen Mannes, der im Wesen und Charakter ihr anderes Selbst zu sein schien.

Nachdem Vogelsang sorgfältig beobachtet, welche Wirkung seine Worte auf die arglose Hörerin hervorgebracht und nachdem er ihre Hand, wie unabsichtlich, näher an sich gezogen hatte, fuhr er fort:

„Man hat Ihnen gesagt, daß Ihr erwählter Bräutigam verreist ist, aber auch das ist eine Lüge, um Sie zu betrügen."

„Nicht verreist?" fragte Emilie. „Wo sollte er denn sein?" —

„Er befindet sich, eingefangen von den dänischen Werbern, in Rendsburg als Soldat."

„Als Soldat? Ach! dann wird er wohl schwerlich so bald wieder nach Hamburg kommen", sagte Emilie mit einem trostvollen und hoffnungsreichen Tone, indem ein tiefer Seufzer ihrer bisher zusammengepreßten Brust neuen Muth und einen belebenden Odem einzuflößen schien.

„Hoffen Sie nicht darauf", versetzte Vogelsang. „Sie werden erfahren, daß der Elende durch die Vermittelung seiner Gönner nur allzu bald wieder nach Hamburg zurückkommen wird, um Sie desto fester zu umschlingen,

aber nur auf kurze Zeit, um Sie auf immer, wahrscheinlich für die Zeit Ihres ganzen Lebens wieder zu verlassen. Sie werden dann als junge Wittwe dem Gespötte der Welt und in ihrer abhängigen Lage noch mehr als jetzt dem bittersten Schicksal preisgegeben sein, nachdem Sie vergebens gehofft haben, das Glück und die Freuden der Ehe zu genießen. Denn darin besteht ja eben das Bubenstück, Sie mit einem Menschen zusammen trauen zu lassen, ohne daß Sie einen Mann erhalten, der auch nur das Geringste für Sie thun und sich ihres Lebens und Schicksals annehmen könnte."

Auch diese Worte sprach der Commis mit einer Bestimmtheit und kalten Ruhe, daß dadurch nicht bloß ein mit Welt und Menschen unbekanntes junges Mädchen, sondern selbst erfahrene Personen getäuscht worden wären.

Er wußte recht gut, daß Pingel erst nach Verlauf mehrerer Jahre aus seinem Militairstande wieder entlassen werden würde, daß sich bis dahin Manches anders gestalten könnte, aber er verhehlte es, weil es auch hier nicht zu seinem Zweck diente, dem jungen Mädchen die trostvollere Aussicht zu lassen.

Mit Angst und Zittern sagte diese:

„Mein Gott! Sie glauben also, daß er dieser Lage, in welcher er sich jetzt gewaltsam befindet, wieder entkommen, daß es seinen Beschützern, meinem Vormund und Herrn Heineke gelingen wird, ihn wieder frei zu machen?"

„Ich glaube es nicht bloß", entgegnete Vogelsang mit großer Bestimmtheit, „sondern ich weiß es sogar gewiß, daß er innerhalb acht Tagen wieder in Hamburg sein und dann die Verheirathung unmittelbar vollzogen werden wird.

Und weil ich dieses wußte, darum drang ich in Sie, mir diese Stunde der Zusammenkunft zu schenken, um Sie auf die ganze Größe und Nähe Ihres unglücklichen Schicksals hinzuweisen, und wenn Sie wollen, gemeinschaftlich mit Ihnen zu berathen, was hier zu thun ist."

„Retten, retten Sie mich vor diesem schrecklichen Loose!" rief das junge Mädchen, erhob sich von der Bank, stürzte auf ihre Kniee nieder und umfaßte mit Thränen die Seinigen.

„O Gott! wie Sie mich dauern. Stehen Sie auf, ich kann Sie, die Sie die Reinheit und Unschuld selbst sind, nicht zu meinen Füßen sehen, Sie, die ich, als Freund und Bruder voll Innigkeit an mein übervolles Herz schließen möchte. Es wird schwer halten, Sie ganz und sicher zu retten, aber — ich werde sehen, was sich für Sie thun läßt, mit der Entschlossenheit, welche mich von Anfang an zu Ihnen hingezogen hat. Ich sehe zwar auch ein Mittel und einen Ausweg, Sie ganz zu retten, Sie vollständig und für immer allen Gefahren, Nachstellungen und Verräthereien zu entziehen, doch dieses würde nur um einen hohen Preis und unter bedeutsamen Bedingungen geschehen können."

„Reden Sie! Reden Sie!" rief das junge Mädchen und ergriff mit Leidenschaftlichkeit seine Hand. „Ich bin ja zu Allem bereit, um dieser unglückseligen Zukunft und den zermalmenden Ketten zu entgehen. Halten Sie es für nöthig, aus dem Hause meines bösen Vormundes zu entfliehen, so werde ich keinen Augenblick anstehen, mich dazu zu entschließen."

„Einer Flucht wird es gar nicht einmal bedürfen," entgegnete Boselsang, „im Gegentheil ist es wünschenswerth, daß Sie in Hamburg bleiben. Noch mehr aber

kömmt es dabei darauf an, daß wir Beide in ein möglichst nahes Verhältniß kommen, und zwar so nahe, daß ich in aller Form für Sie auftreten und Ihre Rechte verfolgen kann. Doch werden Sie selbst leicht einsehen und begreifen, daß dieses seine großen Schwierigkeiten hat, da bereits ein Vormund da ist, der Ihre Angelegenheiten vertritt, wenn auch auf eine sehr schlechte und nichtswürdige Weise."

„Sie foltern mein armes Herz! O, reden Sie doch, ich bin ja zu Allem willig und bereit. Was muß denn geschehen, damit Sie sich ganz meiner annehmen können," sagte das junge Mädchen mit einer unendlichen Wehmuth und Zerknirschung.

„Ich wage es nicht auszusprechen," versetzte der Commis, weil es ein so zartes und delicates Verhältniß betrifft, welches nur durch das reine Gefühl und die natürliche Zuneigung herbeigeführt werden kann. Ja, hätten wir uns länger gekannt oder hätte ich das Vergnügen, täglich in Ihrer unmittelbaren Nähe zu weilen, so hätte sich die Wahrheit des Verhältnisses schon von selbst herausgestellt, und es bedürfte einer Annäherung und ausdrücklichen Erklärung gar nicht weiter; wir wären, auch ohne uns näher darüber ausgesprochen zu haben, durch das harmonische Zusammentreffen unserer Ansichten und Gefühle uns längst über ein solches Verhältniß klar und einig geworden. Aber jetzt? Sie kennen mich kaum vierundzwanzig Stunden, und würden es daher gewiß für unmöglich halten, daß mein ganzes Denken und Empfinden sich auf ewig zu Ihnen hingezogen fühlt, daß es für mich kein größeres Glück giebt, als mein ganzes Leben hindurch in Ihrer Nähe, in Freude und Leid mit Ihnen zuzubringen. Als ich Sie gestern sah, Sie, von

deren Bestimmung ich bereits unterrichtet war und für die ich bis dahin nur inniges und herzliches Mitleid fühlte, da wurde dieses rein menschliche Gefühl für Recht und Unschuld noch unendlich erhöht. Ich beneidete Jeden, der bei Einlösung der Pfänder zu Ihnen in ein Verhältniß gebracht wurde, das meine Empfindsamkeit reizte und mein ganzes Innere in eine fieberhafte Bewegung setzte. Ich hätte denjenigen hassen, ja zur äußersten Genugthuung fordern können, der außer mir Ihre Lippen berührte; und als ich, ich selbst Sie zum ersten Male küßte, da verging mir Himmel und Erde, da fühlte ich alle Fiebern wie von einem sanften Frühlingsregen durchrieselt, und ich wurde traurig und mißmuthig, als ich meine Pfänder alle eingelöst hatte, und mir keine Hoffnung blieb, mit Ihnen wieder in Berührung zu kommen, bis das Pfänderspiel beendigt war, Jeder sich seine Dame und in dem Zimmer ein Plätzchen suchte, und auch ich die Gelegenheit benutzen konnte, um Ihnen kurz und befangen, vor den Augen Aller, doch voll raschen Entschlusses, mitzutheilen und zu entdecken, was ich in Erfahrung gebracht hatte. Doch was ich von jenen Augenblicken weiter fühlte — —! Aber nein, nein, ich darf ja nicht weiter reden, ich muß schweigen und in meine Brust zurückdrängen, was mich so unendlich beunruhigt, was alle meine Pulse heftiger schlagen macht. Ich darf ja nichts weiter für Sie sein als Ihr Warner, und wenn's möglich ist, Ihr Retter. Ich darf Ihnen mein ganzes Herz nur zum Opfer bringen, um Sie der Hingebung eines Glücklicheren entgegen zu führen."

Der Commis hatte diese Worte mit großer Wärme und Lebendigkeit gesprochen, so daß sie aus einer reinen

Natur und aller Wahrheit der Empfindung hervorzugehen schienen. Kein Zuschauer hätte darin eine Heuchelei oder Verstellung wahrnehmen können.

Als Jener sich dann abwandte, sein Taschentuch hervorzog und es vor die Augen hielt, wie um seine Thränen zu verbergen, da wurde das junge Mädchen plötzlich von der tiefsten Rührung ergriffen, legte ihre Linke auf seine Schulter und sagte mit sanfter, flehender Stimme:

„Warum wenden Sie sich denn von mir ab? Habe ich Ihnen nicht schon gesagt, daß Sie mich durch Vertrauen an sich gefesselt haben? Muß ich Ihnen noch erst versichern, daß ich auch mehr als dieses Vertrauen für Sie fühle, und würde ich mich zu dieser Zusammenkunft wohl so bereitwillig haben finden lassen, wenn in meinem Herzen nicht Etwas für Sie spräche, das keines weiteren Ausdrucks bedarf? Und wodurch erwirbt der muthvolle und rechtschaffene Mann wohl mehr und nachdrücklicher die Zuneigung eines schwachen und hülflosen Mädchens als durch das Verdienst seiner Handlungen zum Heil ihres Lebens! Wenn Sie mein Wohlthäter, mein Retter werden, wenn Sie mich einer finsteren Zukunft, einem qualvollen Schicksal entreißen, wenn Sie mich vor den Leiden des Verrathes bewahren, o! — dann gehört Ihnen, und nur Ihnen in liebevoller Dankbarkeit mein Herz.“ —

Vogelsang wandte sein Gesicht jetzt langsam wieder nach dem jungen Mädchen hin, und als er dieses mit einem langen und schmachtenden Blick an sah, da sank es, von den Gefühlen der ersten, mächtig hervorquellenden Liebe überwältigt, in jungfräulicher Seligkeit an seine Brust. Er umschloß die Hingesunkene mit beiden Armen und drückte

einen glühenden Kuß auf ihre rosigen Lippen und geschlossenen Augen, während seine Blicke unruhig umherschossen und von einem unheimlichen, lächelnden Gedanken durchzuckt schienen.

Auf einmal war die ganze Stimmung des Commis wie umgewandelt. Die ganze Träumerei und galante Schwärmerei, welche ihn kurz zuvor so mächtig zu beherrschien, welche ihn fast zum melancholischen Werther stempelte, waren verschwunden, es war nichts mehr von zärtlicher Weichheit und schmachtender Zerrissenheit in seinen Zügen zu lesen, sondern sarkastischer Humor war an die Stelle der Zerflossenheit getreten.

Er sprang in wilder Leidenschaftlichkeit und wie im stolzesten Siege triumphirend auf und rief, indem er die rechte Hand drohend zusammen geballt vor sich hin hielt:

„Wartet nur! Dessen habt Ihr Euch wohl nicht versehen, in mir einen Meister zu finden. Ihr sollt Euch des Ruhmes des Gelingens nicht freuen. Mein Plan ist gemacht. Es wird noch einen heißen Kampf geben, aber bei Anwendung meiner kräftigen und nachhaltigen Mittel ist mir für den Sieg nicht bange.“

Dann sich zu dem jungen Mädchen wendend, fuhr er fort:

„Unser Schicksal ist also an einander geknüpft!“

„Auf ewig“, sagte das junge Mädchen, und blickte mit einem unendlichen Gefühl von Glück und Seligkeit zu ihm empor, seine Hand fester umschließend.

Dann fügte sie hinzu:

„Du glaubst aber nicht, wie ich mich fürchte, jetzt zu meinem Vormund zurück zu kehren. Wird er in meinen Augen und Zügen mit seinen durchdringenden, weltkundigen

Blicken nicht lesen können, was hier soeben unter uns vorgegangen ist, und wenn er dieses ergründen sollte, wird er dann nicht alle Kräfte und Mittel aufbieten, um Deinen, um unsern Plan zu hintertreiben, ja, wird er mich nicht vielleicht sofort bei Nacht und Nebel aus der Stadt schaffen, ohne daß irgend Jemand erfährt, wohin er mich hat bringen lassen? Ach! es durchschauert mich, wenn ich daran denke. Und gewiß, ich werde ihm nicht in die Augen sehen können, ich werde zittern und vor Angst zusammen sinken, wenn er mich anblickt. Ach! Gott! dürfte ich doch nicht wieder zu ihm zurück!" —

„Heute muß es noch sein", versetzte Vogelsang. „Es würde Mißtrauen erregen und gefährlich für die Ausführung meines Planes sein, wenn Du nicht zurück kehrtest. Aber morgen werde ich schon diejenigen Schritte thun, welche uns unserm Ziele entgegen führen, und ich bin überzeugt, daß Dein Vormund dann nicht das Geringste wagen oder versuchen wird, um in unsere beiderseitigen Verhältnisse störend einzugreifen. Sei daher gutes Muthes, Emilie, und kehre unbefangen, wie vom gewöhnlichen Spaziergange, nach Hause zurück. Solltest Du mir morgen auch zufällig im Hause begegnen, so suche weiter kein Gespräch mit mir anzuknüpfen. Ich werde für Alles sorgen, um unsere Verbindung zu beschleunigen und ich hoffe, daß schon in wenigen Tagen die ganze Stadt die Anzeige unserer Verlobung in der Zeitung lesen wird."

„Ach! das wäre herrlich, das macht mich unendlich glücklich", sagte Emilie, umschlang mit beiden Armen den Hals des Geliebten und drückte mehrere glühende Küsse auf seine Lippen. Ja, das giebt mir Kraft und Muth. Der

Gedanke an unsere Verbindung, und daß ich durch Dich und Deine Liebe dem Verrath entrissen bin, wird mich diese kurze Pein überwinden lassen. O, wie freue ich mich, daß wir uns gefunden haben, daß ich Dir sogleich mein ganzes Vertrauen geschenkt und daß Du mich vor meiner schrecklichen Bestimmung bewahren willst." Ich fühle es an Deinem ganzen zutraulichen und hingebenden Wesen, welches nur ein Echo des meinigen zu sein scheint, daß wir ungeheuer glücklich mit einander leben werden."

„Das werden wir", sagte Vogelsang; „aber nun laß uns aufbrechen. Es wird Abend. Die Sonne ist schon im Sinken begriffen. Bald sehen wir uns wieder und dann hoffe ich, Dir Näheres über unsere Verbindung mittheilen zu können. Doch — laß uns sogleich hier von einander uns trennen und verschiedene Wege einschlagen, damit wir nicht bemerkt werden und zum Verdacht Veranlassung geben."

Beide umschlossen sich noch einmal, küßten sich zum Abschied und kehrten auf verschiedenen Wegen nach der Stadt zurück.

18. Die Brautwerbung.

Matthias Wagner ging in seinem Zimmer auf und ab, tief in Gedanken versunken und wahrscheinlich über die Befreiung des künftigen Gemahls seiner Pupille nachdenkend, als an die Thür geklopft wurde. Als jener „Herein!" gerufen hatte, trat Heineke's Commis Vogelsang ein.

Dieser zeigte in seinem ganzen Wesen eine sonst an

ihm nicht bemerkte Kühnheit und Unbefangenheit, ohne alle Ergebenheit und Bescheidenheit, ohne jene gebückte und fast demüthige Haltung, mit welcher sonst der Commis in das Zimmer eines Prinzipals zu treten pflegte.

Durch diese Erscheinung wurde Matthias Wagner einigermaßen betroffen. Er hielt plötzlich seine Schritte an, richtete seinen Kopf empor, schlang seine Arme über der Brust zusammen und betrachtete den Eingetretenen mit einem scharfen und forschenden Blick, welcher von diesem auf gleiche Weise erwiedert wurde.

Es trat eine Pause von mehreren Secunden und fast Minuten ein, während Beide in ihrer betrachtenden Stellung beharrten; der Eine mit rücksichtsloser Dreistigkeit, der Andere mit betroffener Verwunderung.

„Haben die Kornpreise an der heutigen Börse sich erhalten?" fragte Matthias Wagner endlich, das Schweigen unterbrechend.

„Es handelt sich hier nicht um Börse und Kornpreise," entgegnete Vogelsang mit einem kalten und gleichgültigen Tone.

Es trat abermals eine Pause ein, in welcher der Kaufmann offenbar erwartete, daß der Commis sich über die Ursache seines Kommens aussprechen würde. Als dieses jedoch nicht geschah, fuhr jener fort:

„Haben Sie denn ein Handelsgeschäft mit mir abzuschließen?"

„Ich komme nicht in Comptoirangelegenheiten," erwiderte der Commis, sich wo möglich ein noch verwegeneres Ansehen gebend. „Was ich Ihnen zu sagen habe, betrifft Heirathsangelegenheiten."

„Heirathsangelegenheiten? versetzte der Kaufmann mit neuem Erstaunen und sehr neugierigem Tone. Dann setzte er hinzu: „In welchen Heirathsangelegenheiten?“

„In meinen eigenen,“ antwortete der Commis mit großer Bestimmtheit.

„In Ihren eigenen? Und deshalb kommen Sie zu mir? Ich wüßte doch nicht, daß ich eine Tochter hätte, in welche Sie sich verlieben könnten.“

„Wenn auch keine Tochter, so doch eine Pupille.“

„Emilie Mönkeberg?“ sagte der Kaufmann mit erhöhter Spannung und seine Gesichtsfarbe verändernd. Dann fuhr er mit schwankendem Ausdruck fort:

„Sie müssen ohne Zweifel gehört haben, daß Emilie sich in kurzer Zeit verheirathen wird, und zwar mit“ —

„Sie denken nicht mehr an diesen Schwindel,“ sagte der Commis, und verzog seine Lippen zu einem sarkastischen Lächeln.

„Herr, welch' einen Ton wagen Sie hier gegen mich anzunehmen?“ entgegnete mit zornrothem Gesicht und sichtbarer Aufregung der Kaufmann. „Emilie Mönkeberg ist bereits versprochen mit einem sehr achtbaren jungen Manne, der noch dazu in einem sehr nahen Verhältniß zu ihrem Principal steht. Was soll also diese impertinente Dreistigkeit? Ich sage Ihnen nochmals, Emilie Mönkeberg ist bereits versprochen.“

„Sie denken nicht daran,“ fuhr der Commis mit immer gleich kalter und ruhiger Haltung fort. „Emilie Mönkeberg versprochen?! Ha! ha! ha! Ich sage Ihnen, aus dieser elenden Verheirathung wird nichts.“

„Elend? — Gleich verlassen Sie mein Zimmer, oder

ich lasse Sie nach dem Irrenhause bringen," rief der Kaufmann in furchtbarer Aufwallung.

„Nicht eher, als bis Sie in meine Verheirathung mit Demoiselle Emilie Mönkeberg eingewilligt haben, verlasse ich Ihr Zimmer, oder ich lasse Sie nach dem Zuchthause bringen."

Diese mit kräftig erhobenem Tone und großer Bestimmtheit ausgesprochenen Worte brachten auf den Kaufmann eine colossale Wirkung hervor. Dieser stand da wie vom Blitze, der aus schwarzen Gewitterwolken zur Erde herabfährt, getroffen, und wie am ganzen Leibe zerschmettert. Die Arme, welche bisher übereinander geschlungen auf seiner Brust ruhten, sanken ohnmächtig herab und der ganze Körper schien eine schwankende Bewegung anzunehmen.

„Dieses erklärende oder verständigende Vorwort wird genügen," fuhr der Commis in dem ruhigsten und geschäftmäßigsten Tone von der Welt fort, um Ihnen zu zeigen, daß ich in alle Ränke und Kniffe eingeweiht bin, welche Sie aus niederträchtiger Gewinnsucht mit meinem Prinzipal unternommen haben, um das arme, schutz- und elternlose Mädchen durch schändlichen Betrug zu verkuppeln und ein Capital zu unterschlagen, das an Größe einem solchen Verbrechen gleich ist."

„Herr, Sie träumen, Sie müssen durch die hellsehende Schule des Herrn Lavater gelaufen sein und sich da allerlei wahnwitziges Zeug in den Kopf gesetzt haben. Sie bilden sich ein, daß mit Emilie Mönkeberg und in Hamburg etwas Ungewöhnliches vorgeht, und wollen deshalb durch Keckheit und Unverschämtheit imponiren. Wann hätte Herr Heineke mit Ihnen je über eine Angelegenheit

gesprochen, wie die sein müßte, von welcher Sie hier eben so ehrenrührende Behauptungen vorgebracht haben?"

„Sie haben Recht, mit mir gesprochen hat er über die betreffende Angelegenheit nicht, wohl aber bin ich Zeuge gewesen, als sie verhandelt wurde."

„Sie wären Zeuge gewesen? Das ist eine rein aus der Luft gegriffene Behauptung. Wir haben uns sehr gehütet, jemals auch nur ein Wort darüber in Ihrer Gegenwart zu sprechen. Wenn Sie zufällig störend im Wege waren, so haben wir jedes Mal vorsichtig das Comptoir verlassen, und uns an einen Ort begeben, wo wir sicher sein konnten, nicht gehört zu werden."

„Darin irren sie sich; wenigstens war das untere Badecabinet kein solcher Ort, an welchem sie vor jedem Horcher sicher sein konnten."

„Das untere Badecabinet?" fragte Matthias Wagner mit neuer Verlegenheit und kniff seine Lippen zwischen den Zähnen.

„Sollte es Ihnen nicht bekannt sein, daß in unserem Hause zwischen dem unteren und oberen Badecabinet eine Verbindung durch eine geheime Oeffnung in der Decke besteht?"

„Sie waren aber in dem Comptoir?"

„Ich war darin — ja— aber nur so lange, bis sie mit meinem noblen Prinzipal dasselbe verlassen hatten. Ich merkte an Ihren schlauen und verstohlenen Blicken, daß Sie etwas Wichtiges mit einander zu verhandeln hatten. Dies spannte meine Neugierde. Als Sie daher im Drange der Geschäftsthätigkeit nicht erst die Treppe zur ersten Etage hinaufsteigen wollten, sondern mit einander in das untere

Badecabinet traten, da verließ auch ich das Comptoir und schlich mich hastig in das obere Badecabinet hinauf, legte mein Ohr an die geheimnißvolle Oeffnung in der Decke und war so unbemerkt Zeuge der ganzen schurkischen Verhandlung."

„Herr, das war aber eine Niederträchtigkeit, Ihren Prinzipal mit seinem Geschäftsfreunde zu belauschen; wissen Sie, daß Sie dafür eine exemplarische Bestrafung verdienen?" sagte der Kaufmann mit drohender Erbitterung. „Ich werde Ihrem Prinzipal sogleich mittheilen, mit welchen abgefeimten und durchtriebenen Subjecten er sich in seinem Geschäfte umgeben hat, und dann sind Sie reif!"

„Sparen Sie doch Ihre Worte; eine solche Drohung ist nunmehr sehr überflüssig. Ihr geschäftlicher Diensteifer würde Ihnen mehr schaden als nützen und selbst meinem edlen Herrn Prinzipal den Hals brechen. Sie werden mir aber wenigstens das Zeugniß geben, daß ich in dem Geschäft, in welchem ich mich noch befinde, profitirt habe, und daß ich mich auf den Schwindel, auch ein Kauf- und Geschäftsmann zu werden, das heißt, zu Geld und Ansehen zu kommen, sehr gut verstehe. Kurz und gut, ich verlange gar nicht, noch länger bei Ihrem vortrefflichen Geschäftsfreunde zu bleiben; ich werde mein eigenes Geschäft anfangen; dazu aber gebrauche ich auch eine häusliche Einrichtung und — eine Hausfrau, und diese sollen Sie eben in Demoiselle Emilie Mönkeberg mir geben."

„Ich gratulire zur Begründung eines eigenen Geschäftes. Doch sollten Sie sich in der Wahl Ihrer Gattin nicht übereilen. Als junger Kaufmann werden Sie auch

leicht eine Frau mit einem achtungswerthen Vermögen bekommen können."

„Das Capital der nordamerikanischen Erbschaft genügt mir vollkommen, wie es Ihren Wünschen genügte", versetzte der Commis mit aller Behaglichkeit. „Wollen Sie, um in unserer Verhandlung weiter zu kommen, nur noch die Güte haben, eine Anzeige für die Zeitung aufzusetzen, daß die Verlobung von Demoiselle Emilie Mönkeberg mit dem jämmerlichen Pingel von Ihrer vormundschaftlichen Seite aufgehoben ist."

„Wozu noch erst eine solche förmliche Erklärung für die Oeffentlichkeit? Es ist ja gar keine Verlobungsanzeige ergangen."

„Für diesen Fall scheint eine solche Anzeige der Verlobungs-Aufhebung mir aber dennoch nöthig zu sein. Es ist bloß der Förmlichkeit wegen und um auch der Welt und Oeffentlichkeit Ihr Recht angedeihen zu lassen."

„Nun gut, ich werde in diesen Tagen eine solche Erklärung veröffentlichen, wenn Sie sich erst mit meiner Pupille verständigt haben. Denn es scheint mir zu einer guten Ehe doch unerläßlich, daß Emilie Mönkeberg Sie lieb gewinnt, oder wenigstens sich an Ihre Persönlichkeit gewöhnt."

„Einer solchen Einleitung zur möglichen Liebe bedarf es nicht mehr. Wir kennen uns bereits hinlänglich, und haben beiderseitig den bestimmten Entschluß zu unserer baldigen Verheirathung gefaßt. Sie sehen, es ist vergeblich, sich hier noch irgend Gelegenheit zu bereiten, unsere Verheirathung zu hintertreiben."

„So wäre ich doppelt hintergangen? Aber wie ist das

möglich, da ich meine Pupille fortwährend strenge beaufsichtigte und mit der größten Vorsicht einer Zusammenkunft mit einem jungen Manne unter vier Augen vorzubeugen suchte."

„Sparen Sie Zeit und Mühe, sich dieses Räthsel zu lösen. Wollen Sie nur Papier und Feder nehmen, um die besagte Anzeige aufzusetzen, welche ich Ihnen dictiren und dann selbst in die Druckerei besorgen werde.

„Sie mir dictiren?" —

„Ohne Umstände. Es kömmt mir hierbei darauf an, in welchen Ausdrücken die Anzeige abgefaßt wird. Und damit ich vor Ihrem Wankelmuth gesichert bin, so muß es sogleich geschehen, oder — ich verlasse nur dieses Haus, um Ihre Ränke und Thaten an die Börse und durch die Stadt zu tragen. Da dieses sowohl meinen werthen Prinzipal als Sie an den Pranger bringen würde, so sehen Sie wohl ein, daß Umstände und Weigerungen hier sehr überflüssig sind. Also zur Sache; nehmen Sie ein Stück Papier und eine Feder, und schreiben Sie!"

Matthias Wagner murmelte einige Worte zwischen den verbissenen Lippen und machte mit seinen Armen und seinem ganzen Körper mehrere krampfhaft zuckende und würgende Bewegungen, dann aber nahm er wirklich ein Blättchen Papier und eine Feder, und setzte sich hin, mit der erwartenden Haltung, das jetzt Vorzusagende niederzuschreiben.

Der Commis betrachtete den Dasitzenden mit wohlgefälligen Blicken. Dann ging er einige Male im Zimmer auf und ab. Von beiden Seiten wurde kein Laut vernehmbar.

Nachdem der Kaufmann einige Minuten erwartend da

gesessen hatte, machte er eine sehr zornige und aufgeregte Miene und sagte:

„Werden Sie bald anfangen?" —

„Geduld!" entgegnete der Commis mit der größten Ruhe und ging nochmals im Zimmer auf und ab; dann sagte er:

„Schreiben Sie jetzt!"

Und mit gemessenem Tone fing er an zu dictiren:

„Da der gewisse Herr Pingel eine sehr zweideutige Person und sein Charakter höchst verdächtig ist" —

„Wir können uns ja viel einfacher fassen," sagte Matthias Wagner; wozu wollen wir erst diesen weitläufigen Eingang machen?"

„Machen Sie keine Einrede und schreiben Sie," sagte der Commis mit dem Ausdruck des Unwillens. „Haben Sie, „verdächtig ist?" —

„Ich habe es."

„Indem es sich herausgestellt hat, daß derselbe ein aus besonderen Gründen untergeschobener Sohn eines bewußten hiesigen Kaufmannes ist." —

„Das schreibe ich nicht," sagte Matthias Wagner, warf die Feder auf den Tisch, sprang vom Stuhle auf und wollte das Zimmer verlassen.

„Bleiben Sie," sagte der Commis und trat, ihm das Gehen wehrend, dicht vor ihn hin. „Sie werden sich ruhig wieder hinsetzen und weiter schreiben, oder" —

Mit verbissenem Ingrimm setzte der Kaufmann sich wieder an seinen Platz und sagte:

„Sind Sie bald fertig mit dieser Niederträchtigkeit?"

„Ja," sagte der Commis, mit dieser Niederträch-

tigkeit sind Sie bald fertig. Danken Sie Ihrem Schöpfer dafür, daß Sie so davon kommen." Dann fuhr er dictirend fort:

„So erkläre ich hiedurch, daß ich die Verlobung desselben mit Demoiselle Emilie Mönkeberg freiwillig wieder aufgehoben habe, und daß Letztere sich verheirathen kann mit Jedem, zu welchem Herz und Neigung sie hinzieht. — Haben Sie das, „zu welchem Herz und Neigung sie hinzieht?" —

„Ich habe es."

„So unterschreiben Sie: „Matthias Wagner, als Vormund."

Dann nahm der Commis das Papier, überlief es sehr sorgfältig mit den Augen und sagte dann:

„Es ist gut. Ich werde Sie der Mühe und Kosten überheben, es in die Zeitung setzen zu lassen. Das Weitere wollen wir in den nächsten Tagen besprechen. Daß Sie von dieser ganzen Sache keinen Lärm machen, daß Sie diesen Vorgang nicht weiter erzählen, dafür bürgt mir Ihr eigenes Interesse, welches Sie in Hinsicht Ihres Rufes und Ihrer Stellung dabei haben. Doch noch Eins: Wo haben Sie den Brief aus Amerika?

„Den Brief aus Amerika? Ich weiß nicht, welchen Sie meinen."

„Stellen Sie sich doch nicht unwissend, als wenn Sie nicht begriffen, warum es sich hier handelt. Also, wo haben Sie den Brief, in welchem die Erbschaft von Demoiselle Emilie Mönkeberg gemeldet wird."

„Ueber diesen Brief habe nur ich als Vormund zu verfügen."

„Wozu diese Weigerung? Sie werden diesen Brief ausliefern müssen, sobald die eben aufgesetzte Anzeige gedruckt und meine Verlobung mit Ihrer Pupille bekannt gemacht ist. Wollen Sie diesen Brief jedoch gerne noch einige Stunden in Händen behalten, um Ihre Augen an seinem Inhalt zu weiden, so werde ich die Leute Ihres Hauses hereinrufen und mir in deren Gegenwart den Brief zeigen lassen. Entweder so — oder so" —

„Nun, dann nehmen Sie ihn", sagte der Kaufmann, mit großem Widerwillen, trat an seinen Schreibtisch, öffnete ein kleines darüber befindliches Schrank und nahm daraus einen Brief hervor, den er dem Commis hinwarf.

„Sie sind sehr gütig", sagte Vogelsang jetzt mit der größten Artigkeit. „Ich danke Ihnen von Grund des Herzens, denn ich erblicke darin ein Capital, mit welchem sich schon ein Geschäft anfangen und ausführen läßt. Aus Ihren Händen empfange ich ein Glück, welches mich an der Seite von Demoiselle Emilie Mönkeberg Zeit meines Lebens zu den ergebensten Verpflichtungen nöthigt. Empfangen Sie nochmals meinen Dank für so viel Güte und Wohlwollen, und sehr lieb soll es mir sein, wenn wir stets in guter Geschäftsverbindung bleiben. Ich eile jetzt, auch Ihrer Pupille das Glück mitzutheilen, welches Sie so freundlich über uns verhängt haben, und wollen Sie Zeuge sein, wie sehr auch dieser Brief, durch den Sie Ihre Pupille mit solcher väterlichen Liebe überraschen, so erlauben Sie, daß ich" —

„Gehen Sie — lassen Sie mich jetzt in Ruhe", versetzte Matthias Wagner.

„Wie Sie wünschen." Damit nahm der Commis

seinen Hut, verbeugte sich und verließ das Zimmer.

Es war wohl nur Zufall, daß Emilie Mönkeberg grade über die Diele ging, als er die Zimmerthüre mit einer gewissen Hastigkeit zuschlug.

Das junge Mädchen sah lächelnd auf den Brief, welchen er noch in seiner Rechten hielt.

„Einen Brief?“ sagte sie.

„Er enthält nur die Nachricht von Deiner Erbschaft aus Amerika.“

„Ach! eine Erbschaft? Davon wußte ich ja gar nichts.“

„Ich eile jetzt, unsere Verlobung anzuzeigen, und das Nöthige zu unserer Verheirathung zu treffen. Liebe Emilie, wie herrlich sollst Du von nun an es haben! Dir danke ich das Glück meines Lebens! Ach! wie unaussprechlich liebe ich Dich.“ —

Damit drückte er flüchtig ihre Hand und verschwand durch die Hausthüre. Das junge Mädchen stand noch einige Augenblicke, ohne sich diese Hast erklären zu können. Dann kehrte sie kopfschüttelnd in das Wohnzimmer, ihren gewöhnlichen Aufenthalt, zurück.

19. Ein Magnetiseur.

Wahrscheinlich hat der geneigte Leser sich schon ungeduldig gefragt: Aber wo bleibt denn die französische Schauspielerin, Demoiselle Duval? Bekommen wir von dieser gar nichts weiter zu hören, und hat der intriguante und genußsüchtige Commis, welcher hier ganz Hahn im Korbe

zu sein schien, alle Verbindung eines zärtlichen Zusammenseins mit derselben aufgegeben?

Hierauf antworten wir jetzt: „Nur Geduld, liebe nachsichtsvolle Leser, es kommt jeder Faden, jede aufgetretene Persönlichkeit, sei es etwas früher oder etwas später, wieder an die Reihe. Wir haben nichts vergessen, zu erzählen, was zur Vollständigkeit unserer Darstellung nöthig ist. Es läßt sich nur nicht jede einzelne mitlaufende Begebenheit so an der Schnur erzählen. Wir müssen wieder aufnehmen, ergänzen, fortführen und weiter erzählen, sowie sich uns die Gelegenheit am Besten dazu darzubieten scheint.

Wir haben also die französische Schauspielerin, und das Verhältniß des schlauen und durchtriebenen Commis mit ihr keineswegs vergessen oder außer Acht gelassen. Wir haben nur den uns schicklich scheinenden Moment abgewartet und dieser ist jetzt gekommen.

Vogelsang also, der auf so schauerliche und geheimnißvolle Weise plötzlich reich geworden war, unterhielt förmlich, wie man sich auszudrücken pflegt, die französische Schauspielerin. Er gab und gewährte ihr Alles, was ihre Laune wünschte und ihre Glanzsucht befriedigte. Man kann sich leicht denken, daß bei diesen direct aus Paris verschriebenen Hüten von Brüsseler Spitzen und den Cirkassischen Shawls bedeutende Summen darauf gingen. Alle Gaben und Geschenke befriedigten aber noch nicht die Launen dieser echten Französin, der früheren Geliebten Robespierre's. Man wird sich erinnern, daß sie ihr besonderes Augenmerk auf den Juwelenschmuck der Frau von Basson gerichtet hatte. Allein, wo dieser geblieben, und ob derselbe

in Hamburg und dem Heineke'schen Hause überhaupt jemals vorhanden gewesen war, das war dem Commis trotz allen Forschungen noch fortan ein Geheimniß geblieben. Gleichwohl aber gab die Schauspielerin es nicht auf, ihrem Geliebten Vorstellungen darüber zu machen, ihn zu quälen, zu treiben, mit allen Launen ihrer Ungunst zu drohen, wenn er ihr denselben nicht endlich verschaffen würde. Im Verlaufe dieser Bitten, Quälereien und Drohungen hatte sich in dem Commis selbst aber das Verlangen gebildet, in den Besitz dieses kostbaren Schmuckes von Brillanten zu kommen. Wie, wenn er dessen habhaft werden und den Besitz vor der dringenden Geliebten verbergen konnte? Wie bequem ließen sich auch dadurch im Geheimen ein bedeutendes Capital erwerben?! —

Es war damals die Ausübung einer Kunst im Schwunge, welche gar mächtig und geheimnißvoll aus der Körperwelt in die Geisterwelt, aus dieser in jene Welt hineinragte, welche nicht bloß die Aerzte und Gelehrten, sondern auch viele Privatleute leidenschaftlich beschäftigte. Man versetzte nervenreizbare Personen, besonders junge Frauen und Mädchen, durch gewisse Hand- oder Kunstgriffe in einen Zustand, in welchem es ihnen möglich war, mit dem Geisterreich zu verkehren und aus demselben und über dasselbe geheimnißvolle Aufschlüsse zu geben. Man schauderte unwillkürlich zusammen bei den Berichten und Enthüllungen, welche über diesen unheimlich geheimnißvollen Verkehr in den Zeitungen gegeben wurden. Junge Mädchen, welche in einem krankhaften Nervenzustande waren, gaben nicht bloß selbst die Mittel zu ihrer wirklichen Heilung an, sondern beantwortete auch die vorgelegte Frage, was eine Meilen weit

entfernte Person jetzt denke und mache, welche Stunde die auf die Herzgrube der Befragten gelegte Uhr zeige oder weß Inhalts ein eben dahin gelegter verschlossener Brief sei, und welche der wunderbar geheimnißvollen Aufschlüsse und Offenbarungen mehr waren.

Es war dies mit einem Wort die aus den Tiefen des morgenländischen Alterthums, dann aus der untergegangenen Griechen- und Römerwelt, ja, selbst aus dem Bereiche der Wunder Jesu wieder hervorgeholte Erfindung des Wiener Arztes Mesmer, welcher in der Oesterreichischen Kaiserstadt so viele Anfechtungen und Verfolgungen, dann aber in Paris bis zur Zeit der Revolution die lauteste Anerkennung und vielseitigste Verbreitung fand. Später indessen versank sie dort einigermaßen wieder in völlige Vergessenheit, wahrscheinlich, weil auch diese geheimnißvolle und schauerliche Kunst von der Mode beherrscht wurde, während sie sich jedoch in Deutschland mehr und mehr Bahn brach, und selbst durch Lavater und Wienholt in Bremen und in Hamburg, ja, sogar durch Väter und andere Privatpersonen ausgeübt wurde. Es gehört nicht hierher, zu zeigen, wie diese Kunst des animalischen Magnetismus, der Hellsicht manipulirter Mädchen und Frauen zu Absichten der Wollust und Frivolität gemißbraucht wurde, welche obscöne Vorgänge dabei in das Gespräch des Tages kamen. —

Der Commis Vogelsang saß eines Nachmittags in einem damals sehr frequentirten Kaffeehause in der Nähe der Börse und las die Zeitung, als in ihm der Gedanke aufstieg, selbst einmal einen Versuch mit jener schauerlichen Kunst zu machen. Wie, wenn er dadurch zu der Entdeckung der bewußten Brillanten kommen könnte? Es kam nur dar-

auf an, die schickliche Person zu finden, welche er in die Hellschau versetzen konnte, und daß er diese in der Schauspielerin schon so gut wie gefunden hatte, daran zweifelte er bald durchaus nicht mehr. Er hoffte, sie zu einer solchen Procedur leicht geneigt zu machen, und nicht wenig bestärkte es seine Unternehmungslust, daß die magnetisirte Person, nach der Versicherung aller Mittheilungen, bei ihrem Erwachen niemals von dem etwas wissen sollte, was sie während ihres schlafähnlichen Zustandes ausgesagt hatte. Auf diese Weise würde dann also die Schauspielerin die Entdeckerin der Brillanten, ohne daß sie selbst darum wußte.

Bei der nächsten Zusammenkunft mit der unterhaltenen Geliebten brachte Vogelsang das Gespräch auf die Kunst des animalischen Magnetismus und auf seinen leidenschaftlichen Wunsch, dieses Experiment aus eigener Anschauung kennen zu lernen.

„Ach!“ sagte Jeannette Duval mit ihrer französisch graziösen Leichtfertigkeit und patschte dabei mit ihren kleinen, weißen Händen zusammen, „das ist schön, das habe ich schon einmal gethan!“

„Du hättest Dich schon magnetisiren lassen in Paris?“ –

„Nun, freilich. Und Du glaubst nicht, welch' ein ungeheures Vergnügen es mir gemacht hat. O, diese himmlische Seligkeit, welche ich dabei empfand, ist nicht zu beschreiben. Eine wollüstige Wärme durchströmte mich von dem Scheitel bis zu den Füßen. Ich empfand die Kraft des Mannes in allen Nerven mich durchrieseln. Eine entzückende Empfindung legte sich auf meinen Leib und reizte meine innerste Sinnlichkeit mit dem Hauche des Geistes. Ja komm, komm,“ fuhr sie mit hinreißender Extase fort,

„Du bist kräftig, blühend, frisch, magnetisire mich. Solltest Du noch nicht das ganze Verfahren wissen, so kann ich Dir aus meiner eigenen Erfahrung dazu die nöthige Anweisung geben. Freilich, es ist etwas indecent, sich zu diesem Zweck vor einem Manne ganz entblößen zu müssen, aber — ich will Deinen Wunsch befriedigen. Du sollst mich magnetisiren. Ich kann dann erfahren, was Robespierre macht, ob er noch an mich denkt. Ich werde einige Augenblicke auf's Innigste mit ihm Gemeinschaft haben."

„Gut," sagte Vogelsang mit heimlicher Freude, sobald seinen Wunsch erfüllt zu sehen. „So laß uns morgen sogleich den Anfang damit machen. Ich kann es nicht erwarten, mich selbst davon zu überzeugen, was es mit diesem geheimnißvollen Verkehr mit der Geisterwelt eigentlich für eine Bewandniß hat. Laß uns morgen also zum Werke schreiten."

Wir können uns hier kurz fassen. Vogelsang stellte sich zur verabredeten Stunde bei seiner Geliebten ein, und fand diese bereits in der Vorbereitung zu dem schauerlichen Unternehmen.

Die Schauspielerin entledigte sich vollständig ihrer Kleidung, wie es zur Ausführung der magnetischen Manipulation erforderlich war. Dann setzte sie sich bequem auf einen herbeigeschafften Lehnstuhl, auf dessen Seitenlehnen sie ihre Arme ruhen ließ. Unter ihre Füße setzte Vogelsang einen Schemel, so daß der ganze entblößte Körper fast in eine horizontale Lage kam.

Die Fenster waren verhängt, und ein schon an sich unheimliches Zwielicht herrschte in dem Gemach. Es darf kaum noch erwähnt werden, daß die Thüre verschlossen und

überhaupt Vorkehrung getroffen war, jede Störung zu vermeiden.

Eine feierliche Stille verbreitete sich in dem Zimmer.

Der Commis setzte sich auf einen Stuhl vor der in ruhender Stellung dasitzenden Schauspielerin, und bezwang mit Gewalt seine Blicke, welche leidenschaftlich auf dem reizenden Körper umherirren wollten. Er wußte, daß reine Glaubensstärke und Willenskraft von Nöthen war, um das Gelingen dieses Unternehmens herbeizuführen. Als er sich dann der Schauspielerin in vorübergebeugter Haltung möglichst genähert und ihre Knien zwischen die seinigen genommen hatte, begann er die magnetisirende Manipulation. Zu dem Ende ballte er seine beiden Hände zusammen und bewegte die ausgestreckten Daumen von dem Scheitel bis zu den Schenkeln sanft und leise an dem entblößten Leibe herunter, dergestalt, daß er die Haut kaum berührte, und an den Enden der Augen wie auf der Herzgrube und den Weichen einige Augenblicke verweilte und einen empfindungsvollen Druck auf die bezeichneten Theile ausübte. Dann setzte er die Bewegung bis zu den Zehen fort und begann dieselbe Manipulation von Neuem, nach dem er die Hände mit der Rückseite und im Bogen nach oben zurückgeführt hatte.

Dieses mit ernster Willenskraft etwa eine halbe Stunde fortgeführte sanfte Streichen und Drücken versetzte die Schauspielerin in einen behaglichen Schlummer. In ihren Zügen drückte sich eine keineswegs unangenehme Betäubung aus. Dies war der erste Grad.

Der Commis saß verwunderungsvoll da und betrachtete mit Wohlgefallen diese Erscheinung. Seine Augen wollten unstät umherirren auf dem schönen Körper, aber er bezwang

sie und sich selbst, wohlwissend daß dadurch die Absicht verfehlt würde.

Nach einer Pause setzte er die Manipulation fort, und erreichte den zweiten und dritten Grad.

Jetzt breitete sich in den Zügen der gleichsam betäubten Schauspielerin eine wunderbare Ruhe aus. Ihr Geist schien von einer himmlischen Verklärung erfüllt zu sein und sie selbst sich im Verkehr mit überirdischen Wesen zu befinden.

Plötzlich aber nahm ihr Gesicht wieder einen ganz verschiedenen Ausdruck an. Ihre Züge drückten Unlust und Widerwillen aus. Dieses war das Zeichen, daß sie für diesmal die Manipulation abgebrochen zu sehen wünschte. Der Commis beobachtete diese Zeichen gleichfalls mit Unlust. Er glaubte, seinen Zweck so schnell erreichen zu können, und sah sich plötzlich wieder so weit davon entfernt.

Es verging eine Pause, dann öffnete die Schauspielerin von selbst die Augen, und sagte:

„Ich empfand einen stechenden Schmerz in der Herzgrube. Der Zustand wurde mir unerträglich. Du hieltest mich gebannt; es ist gut, daß Du nicht fortgefahren bist; Deine Manipulation, welche mich so warm und kräftig durchströmte, würde mir eine unbeschreibliche Qual und vielleicht den Tod gebracht haben. Noch habe ich die Sinnlichkeit nicht ganz verlassen gehabt, aber — morgen, hörst Du, morgen sollst Du mich ganz in den Genuß aller Seligkeit versetzen. Heute bin ich nur noch in den Graden der Betäubung gewesen, mein Geist hat noch nicht seinen Körper verlassen um aus dem All in ihn zurück zu kehren."

„Wann können wir es nun fortsetzen? Wann soll ich Dich wirklich in den Grad der Hellschau versetzen?" fragte

Vogelsang mit erwartungsvoller Begierde, indem er den bezeichneten Augenblick gar nicht abwarten zu können schien.

„Morgen, morgen auf jeden Fall laß uns fortfahren,“ sagte die Schauspielerin, „mich gelüstet selbst darnach, in diesen Zustand versetzt zu werden, wo mein Geist befreit wird von allen irdischen Banden und frei in dem luftigen Reiche verkehrt.“ —

Es kam der andere Tag und Beide kehrten zu der Stellung zurück, welche sie gestern eingenommen hatten, die Schauspielerin, um sich manipuliren zu lassen, und der Commis, um durch einen kräftigen Willen seine ganze Energie des Nervenfluidums auf sie übergehen zu sehen.

Schon nach einigen Streichen nahm die Manipulirte diesmal den Ausdruck einer unschuldigen Ruhe und wonnigen Verklärung an. Ihr ganzes Gesicht schien höher und edler zu werden. Ein seliges Lächeln schwebte um ihre Lippen.

Jetzt war, nach der Meinung des Commis, der Augenblick gekommen, wo der Geist der Manipulirten sich frei und fessellos im Raume erging, und er schickte sich deshalb an, ihre Weissagungen und Hellsichtigkeiten herauszufordern. Es war ihm bekannt, daß man mit sehr leichten Fragen anfangen müsse, und deshalb war die erste Frage:

„Liebst Du mich?“

„Nein“, sagte die Schauspielerin mit der unbefangensten Offenherzigkeit und Unschuld, nachdem sie alle Sinnlichkeit und Rücksicht gegen die irdischen Verhältnisse von sich abgestreift, „ich liebe Dich nicht, ich gebe es bloß vor und stelle mich so, um Dein Geld und Putz dafür zu erhalten. Es giebt aber ein anderes Mädchen, welches Dich liebt.“

„Kannst Du mir diese näher beschreiben?"

„Sie ist blond und überhaupt sehr anmuthig."

„Hat sie Vermögen?"

„Ja, sie ist reich. Du hast den Brief ja in der Tasche, welcher ihre Erbschaft meldet."

„Kannst Du ihn lesen und mir seinen Inhalt sagen?"

„Ja, wenn Du ihn auf meine Herzgrube legst, ohne ihn zu öffnen."

Der Commis that, wie ihm geboten war, und wirklich sagte die Clairvoyante ihm nun den ganzen Inhalt des Briefes.

Der Moment wurde immer wichtiger. Die Pulse des Magnetiseurs schlugen hörbar. Er konnte den Augenblick kaum erwarten, zu welchem die ganze Habgierde ihn hindrängte.

„Werde ich dieses Geld erhalten?" fragte der Commis weiter.

„Das Geld wirst Du erhalten, sobald Du Dich mit dem jungen Mädchen verheirathet hast. Es kann Dich nichts darin hindern."

„Weißt Du denn auch, wo sich der Schmuck befindet, welchen die verstorbene Frau von Basson besessen haben soll?" fuhr der Commis fort, und es durchzuckte krampfhaft seine Brust bei dieser Frage, die seine Leidenschaft aufstachelte.

„Ich weiß es", entgegnete die Schauspielerin mit großer Bestimmtheit.

„Kannst Du mir es denn nicht sagen?" fragte Vogelsang mit gespannter leidenschaftlicher Erwartung und zit-

ternd vor Begierde, den wahren Zweck dieses unheimlichen Unternehmens zu erreichen.

Plötzlich veränderte sich der ganze Ausdruck der in ruhender Stellung dasitzenden Schauspielerein. Ihre vorhin und eben noch so sanften und verklärten Züge wurden ernst und finster. Ein schrecklicher Widerwille und Abscheu drückte sich auf dem ganzen Körper aus. Die Gegend der Herzgrube schien von heftigen Convulsionen ergriffen zu werden und nach einigen Augenblicken wieder sank die Schauspielerin in Zuckungen zusammen, wie wenn sie von bösen Geistern gefoltert und zerfleischt würde.

Vogelsang sprang entsetzt empor und floh in eine Ecke des Zimmers zurück. Sein ganzer Körper wurde bei dem unheimlichen und schauerlichen Anblick von einem kalten Schweiß übergossen. Er erfaßte mit beiden Händen seine Haare und sah in starrer Bestürzung auf die Schauspielerin hin, welche, durch seinen Zauber gebannt, sich in entsetzlichen Zuckungen in dem Lehnstuhl umherwand.

Zum ersten Male in seinem ganzen Leben vielleicht schreckte er bei dem Anblick dieses zermarterten, entblößten Körpers vor seinem Unternehmen zurück, und obgleich die Schauspielerin ihm kurz vorher, unbewußt, erklärt hatte, daß sie ihn nicht liebe, so fühlte er sich doch einige Augenblicke wirklich von einem menschlichen Mitleid ergriffen. Dieses Gefühl bemächtigte sich seiner aber unwillkürlich nur auf einige Augenblicke. Dann kehrte in ihm das volle Bewußtsein zurück, und da er nicht die Einsicht und Fähigkeit hatte, durch die entgegenwirkende Manipulation den Zauber zu lösen, so weidete er sich an den Krämpfen und Zuckungen seines Opfers, in der Hoffnung, daß dieser Zustand sich

bald wieder heben und die Schauspielerin zu der Clairvoyance zurückkehren würde, wo er dann fortfahren könnte zu fragen, um den Aufenthaltsort der Brillanten kennen zu lernen und das Nöthige zu erfahren, sich in den Besitz derselben zu setzen.

Die Zuckungen und gefolterten Züge der Schauspielerin verminderten sich. Völlig erschöpft ruhete der entblößte Körper auf dem Lehnstuhl und Vogelsang stand da in neugieriger Erwartung, kaum zu athmen wagend und auf seiner Zunge die Frage habend, welche er in dem ersten wiederkehrenden glücklichen Augenblick an die Manipulirte richten wollte.

Als dieser Augenblick immer noch nicht eintreten wollte, und der Commis sich bereits anschickte, wieder einige sanfte Berührungen und Streichungen vorzunehmen, um seinen Zweck endlich zu erreichen, da — stieß die Schauspielerin einen schweren Seufzer aus und öffnete schmerzhaft ihre Augen.

„O Gott! was habe ich ausgehalten, sagte die Schauspielerin. „Was hast Du mich gefragt, das mich so gemartert hat?"

„Weißt Du dieses denn nicht mehr?" —

„Nein, es ist ja das Eigene in diesem Zustande, daß wir nach dem Erwachen nicht mehr wissen, was in und mit uns vorgegangen ist. Wir können uns nicht an die an uns gerichteten Fragen, noch an unsere gegebenen Antworten erinnern. Aber schrecklich in ihrer Bedeutung muß die Frage gewesen sein, durch welche Du mich in solchen Zustand der furchtbarsten Schmerzen und Folterqualen versetzt hast. Denn wisse, daß wir in dem Zustand der Clair-

voyance ein Gefühl der Unschuld, Tugend und Sittlichkeit haben wie die Engel, und daß wir daher durch Forschungen, welche etwas Schlechtes und Verbrecherisches im Schilde führen, schmerzvoll ergriffen und zu jenem Zustand gebracht werden, in welchem Du mich gewiß gesehen hast. Ueberhaupt muß ich Dir auch sagen, daß ich bei Deiner Berührung lange nicht die Wonne und schwelgerisüe Seligkeit empfunden habe, welche ich früher empfand, als man mich in Paris magnetisirte. Deine Gedanken müssen nicht rein gewesen sein, da mich hin und wieder Widerwille uud Abscheu durchzuckten, welche die Grade der Verzückung schwächen und erschweren.

„Muß ich beim Anblick Deines reizenden Körpers nicht von gewaltigen Trieben ergriffen worden sein, wie sehr ich durch Herrschaft des Willens mich auch dagegen sträubte?" sagte der Commis, „meinst Du nicht, daß es eine riesenhafte Ueberwindung kostet, hier ganz Mann zu sein und zu bleiben?"

„Nun, ich will es glauben, daß es nur dieses gewesen ist," versetzte die Schauspielerin, „was mich so gemartert hat. Aber nun für lange Zeit nichts mehr von dem Magnetismus. Ich will diesen entsetzlichen Zustand nicht noch einmal aushalten."

Vogelsang wandte sich kalt und unlustig auf die Seite, unwillig darüber, seinen Zweck so wenig erreicht zu haben. Was ihn aber noch mehr quälte und peinigte, war die erhaltene Andeutung, daß die Manipulirte wisse, wo die Brillanten sich befänden.

Nur bei dem Wo? hatte sich für ihn die Thüre des Paradieses geschlossen, und zwar darum, weil nach der Er-

klärung der Schauspielerin, dabei etwas Schlechtes im Spiele war. Und obgleich die Gefragte sich darüber nicht weiter äußerte, so können wir doch leicht begreifen, daß die Antwort nur deshalb abgeschnitten wurde, weil Vogelsang aus habgieriger Absicht forschte und fragte. —

Die Schauspielerin fühlte sich von der Stunde an unwohl und verfiel einige Tage später in ein hitziges Nervenfieber, welches ihrem Leben ein Ende machte. Es war nicht zu verkennen, daß das unheimliche Unternehmen des Commis die gewaltsame Ursache ihres Todes war. Sie selbst hatte in ihren Fieberphantasien davon gesprochen, daß sie eines gewaltsamen Todes durch die Hand ihres Liebhabers sterbe. Man hatte diese unbestimmte Mittheilung auf Gift gedeutet, aber es war vergeblich gewesen, darüber etwas Näheres und Bestimmteres herauszubringen.

20. Eine Gegen-Mine.

„Sollte der Commis mit seiner impertinenten Dreistigkeit denn so leicht mit Emile Mönkeberg seinen Zweck erreichen? Mich soll doch wundern, ob gegen dieses brutale und kühne Auftreten, gegen dieses Handeln mit der frechsten und zuverläſſigſten Stirne denn gar nichts von einer anderen Seite unternommen wird?" —

So werden ferner unsere Leser, als sie die letzten Capitel lasen, wahrscheinlich schon im Stillen bei sich gefragt haben. Wenigstens gestehen wir offenherzig, daß wir dieses erwarten, denn wir möchten es für sehr unwahrscheinlich halten, daß in einem Lebenskreise, in einem Roman, einer Person plötzlich Alles gelingt, daß sich ihr, um ein

Gut ode Glück ungestört, rechtmäßig odee unrechtmäßig zu genießen, gar keine Widerwärtigkeiten mehr entgegen stellen. Es geht und gelingt niemals so im Leben, und muß wenigstens in der Brust jedes Verständigen und Erfahrungsreichen jedesmal schwere Zweifel und Besorgnisse hervorrufen, wenn eine Sache, ein Unternehmen so mir nichts, dir nichts gelingt, mit einer Gunst des Erfolges und der Umstände, wie man es selbst in der stärksten Fieberphantasie nicht geträumt hätte. Hinter der lächelnden Rose lauert gewöhnlich schon die nachstellende Schlang. Pflückt man jene, so wird man verfolgt von dieser. Das ist der Kampf des Lebens.

Für Alle daher, welche die oben angedeuteten Fragen bei sich hingeworfen haben sollten, haben wir die Antwort bereit: Nur einige Augenblicke oder Seiten Geduld, geneigte Leser und Leserinnen. Es wäre ja ein Ding der Unmöglichkeit, daß der Commis durch sein mehr als kühnes und verzweifeltes Verfahren so ungestört auf sein Ziel lossteuern sollte! Wir haben bereits gesehen, daß wir uns hier in einer sehr ränkevollen und grundschlechten Gesellschaft befinden, welche die Unschuld am Wenigsten schont, die Tugend mit einer wahren Wuth von Niederträchtigkeit verfolgt, um sich zu bereichern, um Geld zu erringen und zu besitzen um jeden Preis. Es hat freilich zu allen Zeiten Leute gegeben, welche durch ernsten Willen, Fleiß, rechtschaffenes Streben, Sparsamkeit, Thätigkeit und Klugheit sich empor arbeiteten und Schätze sammelten; aber es hat zu allen Zeiten auch wiederum solche gegeben, welche es an Ansehn, Reichthum und Stellung im Leben mit Jenen aufnahmen, ohne daß der Hundertste sich und Anderen zu erklären

wußte, wie sie dazu gekommen waren. Nur der tiefer in das Geschäftsleben und den Weltbetrieb, in den Charakter der Menschheit Eingeweihte machte bei solchen Fragen: Wie ist der und der nur ein solcher Mann geworden? ein verschmitztes, weltkluges und wegwerfendes Gesicht und sagte: „Ach! wir wissen es recht gut, wir mögen es nur nicht sagen. Man spricht nicht gerne davon. Es wäre viel davon zu erzählen.“

Man sieht sich dann gegenseitig fragend, bedenklich, ungläubig lächelnd oder furchtsam ahnend an und — der Weltkundige scheint das Geheimniß, wie der und der ein solcher großer und reicher Mann geworden, mit in's Grab zu nehmen.

Aber man sagt: „die Wände haben Ohren! die Steine können reden!“ Und auf solche Weise mag es denn auch wohl kommen, daß manche kuriöse Geschichten von dem Großwerden dieses und jenes Mannes an das Tageslicht kommen. Wie die hier vorliegende, in Form eines Romanes zugeschnittene Geschichte, oder vielmehr der Stoff und das ursprüngliche Manuscript zu demselben an die Oeffentlichkeit gekommen ist, haben wir im Eingang bereits erfahren, und werden wir zum Theil darüber später, wenn wir erst ganz in die Neuzeit heraufgerückt sind, noch Näheres erfahren, wir meinen, wenn wir bis zu den Momenten gekommen sind, wo Kracke, dessen Jugendbekanntschaft wir bald weiter machen werden, nachdem wir vor längerer Zeit seine Stellung im Heineke'schen Hause nur flüchtig angedeutet haben, abermals selbstthätig in die Speichen des fortrollenden Geschichtsrades eingreift. —

Es war im Verlaufe der Nacht, welche auf jenen Tag

folgte, an welchem der Commis Vogelsang, die Fäden und Zwangsmittel in Händen habend, mit eiserner Stirne auf die geheimen Absichten Matthias Wagner's und seines Principales losgestürmt war. Und hinsichtlich des Ortes, an welchem die nachfolgende Scene spielt, war es in einem damals sehr renommirten Kaffeehause in der Nähe der damaligen Börse, wo zwei Geschäftsleute lange in tiefen Gedanken und stummen Betrachtungen einander gegenüber saßen.

Es mochte schon reichlich eine Stunde nach Mitternacht sein.

Außer den beiden Personen, welche wir soeben erwähnt haben, waren kaum noch zwei oder drei andere Gäste gegenwärtig, welche theils noch die neuesten Zeitungen und Handelsberichte lasen, theils mit gestütztem Kopf bei ihrem letzten Glase Grog von Arrac in einen Zustand der Betäubung und Erstarrung versunken zu sein schienen.

Die Kugeln und Queu's ruhten nachläßig hingeworfen auf dem Billard; ebenso auf den kleinen viereckigen Tischen die zahllosen englischen, französischen und deutschen Zeitungen an ihren Stäben und Brettern. Die Marqueure selbst standen neben der Schenke oder dem Buffet nachläßig und starr an die Wand gelehnt, die Serviette über dem Arm tragend, und die Hände in den Taschen haltend, und schienen stehend zu schlafen.

Jene beiden Herren aber befanden sich abgesondert und ziemlich versteckt in einer Vertiefung oder alkovenartigen Niesche des sehr alterthümlich und unregelmäßig gebauten Zimmers, in welche Vertiefung die unter einem Bogen vor derselben hängende Lampe, in Gestalt eines aus Bronze

gegossenen Delphiens, nur ein mattes, zum Lesen der Zeitungen kaum ausreichendes Licht warf. Zum Lesen der Zeitungen schien dieser versteckte Winkel aber auch gar nicht bestimmt zu sein, und da in der Regel nur diejenigen ihn aufsuchten, welche nach der Börse ein abgebrochenes Geschäft abzumachen trachteten, so hatte man ihm auch den bezeichnenden Namen „Börsenwinkel" beigelegt.

Derjenige, welcher in diesem Kaffeehause täglich aus- und einging und die bemerkten beiden Herren dort sitzen gesehen hatte, mußte sich daher auch gleich sagen, daß sie ein „Geschäft„ mit einander abzumachen hatten. Aber von welcher Art war das gegenwärtig in Unterhandlung stehende „Geschäft?" –

Die beiden Herren mochten schon eine geraume Zeit in unheimlicher Erstarrung und finsterem Sinnen dagesessen haben. In ihren bleichen und abgestorbenen Zügen lag ebenso sehr der Ausdruck einer jählings zerstörten Erwartung und getäuschten Hoffnung als eines verzweiflungsvollen Mißmuths und einer mordsüchtigen Rache. Der Spieler, welcher an dem verhängnißvollen Tisch plötzlich Alles verloren hat, und nun den Entschluß faßt, seinem Leben durch eine Kugel ein Ende zu machen oder der betriebsame Geschäftsmann, welcher aus Versehen sein Haus und Gut bei der Assecuranz-Compagnie nicht aufs Neue schon wieder versichert hat, und eben Alles in Feuer und Flammen aufgehen sah, können nicht zerknirschter und zerfallener dasitzen, als jene beiden Herren. Von Zeit zu Zeit richteten sie ihr Gesicht empor und sahen sich mit einem fragenden Blick einige Minuten dumpf und starr an, dann aber versanken sie, ohne ein Wort verlautbart zu haben, wieder in ihre

vorrige fast blödsinnige Erstarrung und ein offenbar mit heftiger Anstrengung fortgesetztes dumpfes Brüten.

Endlich erfolgte ein tiefer und schwerer Seufzer, welcher von anderer Seite von einem hastigen, sich wie zum Zorne rüstenden Räuspern begleitet wurde.

Dieses waren die Vorboten eines neu beginnenden Discurses.

„Es steht fest, wir müssen den Patron stürzen, ihn so brandmarken, daß er sich das Leben nimmt, oder mit Allem was er sagt und thut, als infam und geächtet, also für uns ganz unschädlich dasteht."

„Ja, aber wie?" —

„Wir sprengen Gerüchte über ihn aus, die seinen Charakter in den Schmutz der tiefsten Verworfenheit ziehen, die ihn in ganz Hamburg zur Vogelscheuche machen."

„Ja, das ist gut, aber welche Gerüchte, die nachhaltig genug sind? Solche Mittel helfen zwar für den Augenblick, aber sie werden zu bald wieder vergessen, die Welt hat kaum drei Tage Lust genug, sich damit einander in die Ohren zu raunen, und — er ist schlau und unternehmend, mit einem Wort pracktisch und routinirt. Wir vergelten ihm so nur Gleiches durch Gleiches."

„Wenn wir ihn für einen Sodomiter ausgeben, wenn wir aussprengen, daß ein Arbeitsmann ihn dort und dort mit einem Knaben betroffen hat, dann ist er für die Börse todtgeschlagen und Emilie, der das verschleiert und wohlberechnet beigebracht werden muß, wird sich mit Abscheu von ihm abwenden. Ich mache zu dem Ende heute Morgen sogleich Lärm in meinem Hause und werfe ihn aus meinem Comptoir."

„Das wäre vortrefflich und würde seine Wirkung thun. Aber er weiß zu Vieles und außerdem erscheint heute Morgen um acht Uhr schon die infame Anzeige in der Zeitung.“

„Es war ein dummer Streich, daß Sie ihm diesen Willen gethan haben.“

„Was sollte ich machen. Bei der Weigerung bis aufs Aeußerste wäre er sogleich durch alle Weinkeller und Kaffeehäuser gelaufen und hätte meinen Credit dem größten Verruf preisgegeben. — Mir scheint, wir müssen nicht direct, sondern indirect auf oder gegen ihn zu wirken suchen, und auch dies noch auf sehr behutsame und unverfängliche Weise.“

„Lassen Sie Ihre Idee darüber hören!“ —

„Wir müssen es ihm verleiden, Emilie Mönkeberg heirathen zu wollen. Wir müssen seine Neigung in Abscheu und Verachtung umzuwandeln suchen.“

„Gut, ich verstehe. Doch — durch welche Person? Werden wir eine solche, auf welche wir uns verlassen können, so leicht bekommen?“

„Ich hoffe es. Ueberlassen Sie diese Angelegenheit einzuleiten und fortzuführen nur mir. Es ist schon spät und hier Alles stille geworden. Die Uhr scheint bereits zwei geschlagen zu haben. Es wird daher Zeit, daß auch wir uns entfernen und die Ruhe suchen. Ich werde diesen Morgen sogleich die nöthigen Vorbereitungen treffen, dem infamen Patron die Heirathslust zu versalzen und — dann sprechen wir weiter darüber. Nur ist die Frage noch, ob Emilie Mönkeberg schon von der Erbschaft, die ihr zugefallen ist, weiß.“

„Ich glaube es nicht; es scheint mir vielmehr, daß Vogelsang ihr aus besonderen Gründen und Absichten

die Sache gleichfalls verheimlicht hat. Denn als ich heute einige entfernt bezügliche Andeutungen hinwarf, um sie auf ihre Armuth hinzuweisen, da verrieth sie durch kein Wort, durch kein Gefühl, daß sie sich in einem solchen Besitze wisse."

„Desto besser. Dann stehe ich Ihnen für den Erfolg meines Planes." —

Beide erhoben sich jetzt aus ihrer Verborgenheit und auch die Marqueure erwachten aus ihrer schlafenden Stellung, um, fast noch eher, als jene das Zimmer verlassen hatten, die Lampen auszudrehen.

Ohne daß wir die beiden Personen, welche wir soeben mit einander discutiren gehört haben, namhaft gemacht, wird, wie wir glauben, der geneigte Leser und die liebenswürdige Leserin sie doch schon errathen haben. Sollen wir uns aber dennoch ausdrücklich erklären, so waren es — Heineke und Matthias Wagner, und Ersterer derjenige, welcher die rechten Mittel und Wege gefunden zu haben glaubte, das Heirathsproject seines Commis zu hintertreiben.

Wir würden gegen unser eigenes Interesse wie gegen das des Lesers und der Leserin handeln, wenn wir hier sofort zeigen und offenbaren wollten, von welcher Art die Mittel und Wege waren, welche Heineke ergriff, um den besprochenen und beabsichtigten Zweck zu erreichen. Man wird jene und ihren Urheber schon errathen, wenn man sieht und erfährt, welchen neuen Verbindungen und Gefahren, welchen Personen und Situationen das bewußte junge Mädchen rettungslos preisgegeben ist. Auf solche Weise nur können wir, ohne breit und langweilig zu werden, dem Leser und der Leserin die Freude der Ueberraschung und

die lebendige Theilnahme des Mitleids und Entsetzens bewahren.

Obgleich Matthias Wagner an diesem Morgen, freilich nach der Hamburgischen großstädtischen Weise, indem das eigentliche Leben erst nach Schließung des Theaters, also um 10 Uhr angeht und mit 2 Uhr allnächtlich erst erlischt, um 2 Uhr nach Hause gekommen war, so fand man ihn dann dennoch um 7 Uhr schon wieder wach. Er forderte seinen Kaffee und verließ das Haus, angeblich, um in Altona ein Geschäft abzumachen.

Als er sich entfernte, war Emilie Mönkeberg noch nicht sichtbar geworden.

Wir wollen es dahin gestellt sein lassen, ob dieses frühe Ausgehen auf einer Verabredung oder einem Wink Heineke's beruhte und in dessen Plan lag, glauben jedoch solches annehmen zu dürfen, aus Gründen, die sich bald klarer herausstellen werden.

Es hatte eben 10 Uhr geschlagen, als die Hausthüre klingelte und Jemand erschien, der Herrn Wagner zu sprechen wünschte und zwar in sehr dringenden Angelegenheiten.

Als Emilie Mönkeberg hörte, daß anhaltend an die Thüre des Comptoirs und dann noch an eine andere geklopft wurde, trat sie hinaus, um sich zu erkundigen, wer da sei und was man wünsche.

Als sie erfahren, daß es sich darum handele, Herrn Wagner zu sprechen und als sie die Persönlichkeit, welche jenen zu treffen begehrte, aufmerksamer betrachtete, da durchfuhr es sie plötzlich, wie ein leises Zucken, denn der vor

ihr Stehende war kein Anderer als der Comptoirbursche oder Hausknecht Heineke's, Namens Kracke, den sie in dieser Stellung früher, doch nur entfernt und zufällig, schon kennen gelernt hatte.

Sie würde auch jetzt, wie sonst immer einfach gesagt haben, daß Herr Wagner ausgegangen sei und wahrscheinlich bald zurückkehren werde, daß man, um ihn zu sprechen, also warten oder wiederkommen müsse, allein grade heute fühlte sie sich durch einen unbewußten, dunklen Instinkt in gewissem Grade zu einer flüchtigen Unterhaltung mit diesem Hausknecht hingezogen; sie hätte gerne einige Worte mit ihm gewechselt, ohne selbst zu wissen, was sie sagen und warum sie ihn befragen wollte. Ohne Zweifel lag der tiefere Grund zu diesem mädchenhaften Gelüste in dem Verhältniß, welches plötzlich zwischen Vogelsang und ihr sich gebildet hatte und in den Eröffnungen, welche ihr durch ihn geworden waren. Mit einem Wort, es war eine Art Neugierde, gemischt mit Unschuld und Harmlosigkeit, welche sich ihrer bemächtigte. Sie hätte mit einer allerliebsten naiven Klugheit gar zu gerne etwas erlauscht und erhorcht, wenn sie auch selbst sich sagen mußte, daß sie dazu eigentlich nicht das rechte Herz und Geschick hatte: wenn es sie auch heimlich durchschauerte bei dem Gedanken, hier auf Wegen zu sein, die sie in einem etwas zweideutigen Lichte darstellen konnten.

Aber es war ja nur ein Hausknecht, und nach Hamburgischer Art und Sitte etwas so Alltägliches und Unverfängliches, mit diesem einige Worte zu wechseln, ihn zum Sitzen zu nöthigen und durch ein versuchtes Gespräch die Zeit des Wartens wohl gar gutmüthig zu verkürzen.

Als Emilie Mönkeberg daher gehört hatte, daß Kracke warten wolle; als sie einige gleichgültige Worte mit ihm gewechselt über Wetter und Hafen, und dabei gemerkt hatte, daß er ein ganz gesprächiger und unbefangener junger Mann sei, der ein sehr offenes und zutrauliches Wesen habe, wie es der deutschen Natur eigen und dem Hamburgischen Sein und Leben so entsprechend ist; als ihr das Stehen auf der Diele selbst lästig und langweilig wurde und, nach dem gemachten Vorschlag, in einer ganzen oder halben Stunde wieder zu kommen, Kracke dennoch lieber bleiben und seiner Dringlichkeit wegen die Rückkehr des Herrn Wagner abwarten wollte, da war sie hamburgisch unbefangen und gutmüthig genug, ihm vorzuschlagen, so lange mit ihr in das Zimmer zu kommen, „weil er dann," fügte sie arglos und harmlos hinzu, „hier auf der kalten Diele nicht allein zu sitzen brauche."

Auf ein solches Anerbieten schien Kracke förmlich gewartet zu haben, denn es war ihm kaum gemacht worden, als seine Lippen sich zu einem eigenthümlichen Lächeln verzogen, er sich eiligst erhob und der Aufforderung Folge zu leisten sich anschickte.

Man wird das sonst so schüchterne und befangene junge Mädchen gewiß nicht tadeln, daß sie sich in ein solches Rendezvous einließ und sogar selbst dazu aufforderte. Wir haben schon angedeutet, daß ein solches Umgehen und anspruchloses Verkehren mit Dienenden und Niedrigergestellten von jeher zum Hamburgischen Volkscharakter gehört hat. Man vergiebt sich nichts von der Ehre und dem Anstand, wenn man diesem allgemeinen Zuge Genüge leistet. Außerdem hatte der Hausknecht in einzelnen, hingeworfenen Aus-

drücken zu erkennen gegeben, daß ihm Frömmigkeit und Sittlichkeit am Herzen liege, daß er den Sinn für Rechtschaffenheit und Treue tief in seiner Natur bewahre, wie er ihn aus seiner ländlichen Heimath mit nach Hamburg gebracht habe. —

Kracke folgte dem jungen Mädchen also in das gewöhnliche Wohnzimmer, und hier angekommen, setzte er sich mit aller Bescheidenheit auf einen Stuhl, der nächst der Thüre stand, während Emilie am Fenster, bei ihrer Nähterei, ihren gewöhnlichen Platz einnahm.

„Sie sind also nicht aus Hamburg?" sagte Emilie.

„Ach, nein, Mamsell; ich bin hierher gekommen, weil man in Hamburg doch immer am Schnellsten und Leichtesten etwas werden, das heißt, Geld verdienen und sich fortbringen kann, wenn man nur Lust und Muth zu arbeiten, und außerdem Treue und Sitte genug hat, um seinem Herrn zu dienen. So ist hier schon Mancher ein großer Mann geworden und auch ich hoffe, es noch zu etwas Rechtem zu bringen, wenn anders mir Glück und Umstände dienen."

„Wie sollten Sie nicht", versetzte Emilie, „Hamburg ist immer gut und besonders gegen Fremde. Wer's Glück hat, dem gelingt es gewiß. Es mag auch hier Einzelne geben, die nicht gut und rechtschaffen sind" -- und sie stieß bei diesen Worten unwillkürlich einen Seufzer aus — „aber im Ganzen, glaube ich, giebt es in ganz Deutschland keine bessere und gesegnetere Stadt als Hamburg. Man muß nur auf die Natur und nicht auf die Menschen blicken. Man muß nur selbst Treue und Glauben halten und das Uebrige Gott und seiner Vorsehung überlassen." —

„Das denke ich auch", sagte Kracke, „fromm und fröhlich, arbeitsam und treu muß ein guter Deutscher und Hamburger sein, und darum glaube ich, werde ich hier auch schon zu Etwas kommen."

„Haben Sie noch Eltern?"

„Ach, ja, gottlob! noch eine alte, ehrliche Mutter, die mich herzlich geliebt hat ihr Lebelang, und für die ich mit kindlicher Dankbarkeit gerne etwas thun, die ich gerne zu mir nehmen möchte, wenn Gunst und Umstände mir dienen, nach wie vor, das heißt, wenn ich dasjenige erreiche, was ich gegenwärtig im Auge habe."

„So, sie haben Ihr Streben schon auf ein bestimmtes Ziel gerichtet; vielleicht gar auf eine feste Stelle, auf eine Anstellung?"

„Wie Sie errathen können! Ja, so ist es, Mamsell. Ich habe Aussicht, eine Anstellung zu bekommen, so daß ich nicht bloß mich, sondern auch noch eine Frau und wohl gar meine alte Mutter bequem ernähren könnte."

„Haben Sie denn schon eine Braut?" fragte Emilie mit einem milden und zutraulichen Tone, als fürchte sie, durch diese Frage den Gefragten zu verletzen.

„Ach, ja, Mamsell; Sie werden mich ja nicht auslachen, wenn ich offen und ehrlich es Ihnen gestehe, daß ich eine Braut habe, ein junges, rechtschaffenes Mädchen aus Oldesloe, welche ich zu heirathen gedenke, sobald ich sie nur ernähren kann, was mir jetzt als Hausknecht leider noch nicht möglich ist. Wie gesagt, sie ist gut und rechtschaffen, aber leider nur aus der Bildung einer gewöhnlichen Dorfschule hervorgegangen, kann nothdürftig lesen und etwas nähen, aber das ist auch rein Alles. Soll sie

schreiben, so macht sie wahre Krähenfüße, aus denen kein vernünftiger Mensch einen vernünftigen Sinn herausbringen kann. Und darin liegt eben für mich ein bitterer Schmerz und ein großes Hinderniß. Denn, wissen sie, Mamsell, ich bin aus einer guten und anständigen Familie, von welcher meine Mutter jetzt größtentheils abhängt. Es ist dies eine Familie, von welcher ich dereinst noch Vieles zu hoffen habe und erben kann, wenn ich mich im Uebrigen nur nach ihrem Willen und Wohlgefallen bequeme und nicht gegen ihre Ansichten handle. Dazu würde nun auch gehören, daß ich mich nur mit einem Mädchen verheirathe, welches einigermaßen gebildet ist und dem Standesgefühle meiner Familienverwandtschaft entspricht, dessen diese sich nicht zu schämen braucht. Allein, wie gesagt, meine Braut ist zwar ein gutes, ehrliches und fleißiges Dienstmädchen, aber sie kann weder schreiben noch sonst feine Händearbeiten, wie meine Verwandten es doch durchaus verlangen würden. Was soll ich nun machen? Ich habe ihr einmal Liebe und Treue geschworen und werde diesen Schwur nicht brechen, aber auf der andern Seite möchte ich mir doch auch nicht gerne alle Hoffnungen und Verbindungen abschneiden. Mit Ihrem reinen und tugendhaften Herzen, Mamsell, werden Sie sich leicht in meine Lage versetzen. Soll ich ein geliebtes Mädchen verlassen, weil meine Verwandten die Nase zu hoch halten, soll ich wortbrüchig und treulos werden, wenn sie es so haben wollen? Zwar werden jene so leicht nicht nach Hamburg kommen, um sich von dem Charakter und der Persönlichkeit, ja, besonders von den Familienverhältnissen meiner Braut zu überzeugen, allein, sie haben schon angespielt auf den Wunsch, sie früher oder später

kennen zu lernen, und dies vorläufig aus einigen Zeilen, die sie an sie schreiben soll. Und da steckt nun der Haken! Meine Braut und — schreiben. Ja, wenn sie die Buchstaben auch nur einigermaßen nachmalen könnte, nachschreiben, was ich ihr vorschreibe, aber auch das kann sie nicht einmal. Wie soll ich meine Braut da nun einige Zeilen an Diesen oder Jenen aus meiner Verwandschaft richten lassen, damit er daraus den Grad ihres sittlichen und gebildeten Charakters ermessen kann!"

„Ach, das ist ja recht schade, daß sie nicht schreiben kann", sagte Emilie mit einem äußerst freundlichen und theilnehmenden Tone. Es ist gewiß ein recht braves und liebevolles Mädchen, Sie sprechen mit solcher Wärme und Lebhaftigkeit von ihr. Sollte sich denn da aber nicht ein Ausweg finden lassen?"

„Ich habe auch schon daran gedacht, Mamsell, aber wie? Es käme am Ende doch immer auf eine Täuschung, oder wenn man es recht bezeichnen will, auf einen Betrug hinaus."

„Das ist freilich wahr — daran habe ich noch nicht gedacht", sagte Emilie verlegen, und steckte ihren allerliebsten weißen Zeigefinger der rechten Hand zwischen ihre sanften, rosigen Lippen und elfenbeinartigen Zähne, als wollte sie die Spitze desselben abbeißen.

„Ich könnte einen entsprechenden Brief schreiben lassen, aber freilich — er müßte von einer Frauenhand ausgehen und in der ganzen Fassung den Ideengang und die Ausdrucksweise eines weiblichen Sinnes verrathen. Und wer soll mir einen solchen Brief schreiben, wenn ich von der kleinen unschuldigen Täuschung auch gar nicht weiter reden wollte.

Denn eine solche harmlose Täuschung würde selbst Gott nicht anrechnen und darüber Rechenschaft fordern, er der nicht auf das Aeußere, sondern nur auf das Innere, nicht auf das Angenommene, sondern nur auf das Herz sieht. Und das daß Herz meiner Braut gut ist, das weiß der Himmel. Ach! ich sage Ihnen, Mamsell, meine Sophie ist das beste und tugendhafteste Mädchen von der Welt, die ihre Arbeit versteht und auch arbeiten mag, wenn sie auch weder gebildet ist noch schreiben kann. Und ich will ja nichts heirathen als ihr gutes, treues Herz, unterstützt von einem Paar fleißigen und gleich treuen Händen!"

„Beruhigen Sie sich", sagte Emilie, welcher ein Paar große, blanke Thränen über die rosigen Wangen liefen, „zu einer solchen kleinen harmlosen Täuschung würde selbst ich mich bereitwillig finden lassen, wenn es gilt, dadurch zwei Menschen, die sich redlich und innig lieben, glücklich zu machen."

„Wie, Sie wollten sich darauf einlassen, mir einen solchen Brief zu schreiben?"

„Ja, wenn ich Ihnen dadurch zur Erreichung Ihrer Braut und Ihres Glückes einen wesentlichen Dienst leisten kann. Nur darf mein Vormund noch sonst Jemand nicht das Geringste davon erfahren."

„Ach! gute, beste Mamsell", sagte Kracke, sprang von seinem Stuhle auf, eilte auf das junge Mädchen zu, erfaßte ihre Rechte und drückte sie mit aller Innigkeit an seine Lippen, indem er mit dem rechten Knie fast den Boden berührte. Wie soll ich Ihnen genug danken für einen solchen Dienst. Wie kann meine Braut Ihnen diese Güte vergelten!"

„Machen Sie mich doch nicht schamroth; was ich sage, das thue ich ja gerne, wenn es gilt, das Lebens- und Liebesglück zweier Menschen zu befördern und — ich finde nichts Böses darin", fügte sie mit einer ruhigen Ueberlegung hinzu. „Geben Sie mir nur ungefähr den Inhalt des Briefes an und den Namen desjenigen Verwandten, an welchen der Brief abseiten Ihrer Braut gerichtet werden soll."

„Recht gerne. Zunächst aber wäre es mir lieb, wenn Sie, im Namen und in der Lage meiner Braut eine Erklärung an mich selbst richten wollten, damit ich meinen Verwandten den Brief vorlegen und diese daraus ersehen könnten, wie meine Braut gegen mich fühlt und gestimmt ist."

„Ich soll also eine förmliche Liebenserklärung schreiben?" sagte Emilie mit etwas zaghaftem und verlegenem Tone. „Ich weiß nicht, ob mir dieses gelingen wird, da ich nie in meinem Leben dergleichen ausgesprochen oder noch viel weniger geschrieben habe." Der Hauch einer sanften Röthe legte sich wie Maienduft auf ihre Wangen, als sie diese Worte sprach.

„Wie sollen Sie es nicht können," versetzte der Hausknecht. „Schreiben Sie so natürlich, wie das Gefühl es Ihnen eingiebt, dann wird bestimmt etwas recht Liebevolles und Reines, was Jeder glauben und loben muß, in dem Briefe zu stehen kommen. Sie brauchen ja auch nur einfach „Heiß geliebter Heinrich," und dann die entsprechenden Empfindungen der Zuneigung und Ergebung darunter zu schreiben, ohne den Namen der Schreibenden, wenn dieses für Ihr Gefühl irgend etwas Verletzendes und Beschämendes haben sollte. Dann versiegeln Sie nur gefälligst den Brief

und machen die Aufschrift an mich. Das ist ja Alles. Ach! gewiß, Sie erfüllen Ihr Versprechen, Sie erweisen mir diese große Gefälligkeit. Meine Braut soll sich dann vor Ihnen zeigen und, sobald sie Zeit erhält, Ihnen persönlich danken."

„Nun, weil ich mich einmal selbst zu diesem Dienst erboten habe, so will ich ihn auch vollführen, obwohl mir das Herz schon jetzt etwas zu klopfen anfängt. Wie soll ich den Brief aber in Ihre Hände bringen?"

„Ja, dazu ist Vorsicht nöthig. Man darf nicht merken, was hier unter uns verabredet worden ist und daß Sie in dieser Hinsicht mit mir in Verbindung stehen."

„Nein, ja nich,t" sagte Emilie ängstlich; „ich wäre des Todes, wenn man erführe, was ich hier mit Ihnen gesprochen habe."

„Also lassen Sie uns vorsichtig zu Werke gehen, liebe Mamsell. Wenn Sie mir den Brief selbst zustellten?" —

„Ich soll den Brief sogleich schreiben?"

„Das ist nicht nöthig, würde auch nicht räthlich sein, da Herr Wagner jeden Augenblick uns überraschen könnte. Nein, haben Sie die Güte, den Brief nachher zu schreiben, heute Abend, wenn sie ganz allein sind, oder, wenn es Ihnen paßt, und — doch nein, ich wage dieses Ansinnen nicht auszusprechen."

„Nur heraus damit!"

„Ach! Sie sind gar zu gut und die Freundlichkeit selbst. Hören Sie also, liebe Mamsell: Ich habe hier in der Ulricusstraße eine Tante, wenn Sie zu dieser den Brief — und wo möglich heute Abend noch, — hinbringen wollten. Wenn ich kann, so werde ich ebenfalls dorthin gehen und

den Brief selbst in Empfang nehmen. Doch — es ist zu viel, was ich verlange. Nein, thun Sie es nicht, liebe Mamsell; Sie würden sich dadurch allzu sehr erniedrigen; — allein — wenn ich bedenke, wie sanft und herablassend Sie sind, w.e Sie sich hier mit mir so unschuldig eingelassen haben, — wenn Sie mein Herz durchschauen und erfahren, wie sehr mich verlangt, wie ich mich sehne, meine Braut heirathen zu können, o, dann möchte ich wiederum glauben —"

„Machen Sie doch keine Umstände weiter; was schadet es denn, daß ich diesen kleinen Weg mache, den Brief an den bestimmten Ort selbst hintrage und bei dieser Gelegenheit auch Ihre Tante kennen lerne. Man muß sich ja im Leben einander beistehen und helfen, wie und wo man nur kann, und wer weiß, wo ich Ihrer noch einmal bedarf. Und nicht wahr, Sie werden mir dereinst einen Dienst auch gewiß nicht versagen?"

„O, das schwöre ich Ihnen, liebe Mamsell, um so viel Güte möchte ich mein Leben für Sie hingeben. Also heute Abend — Ulricusstraße über No. 45, den ersten Sahl. Wir könnten dann, wenn wir um acht Uhr uns treffen sollten, zugleich noch den anderen Brief besprechen, den Sie auch so gut sein wollten, im Namen meiner Braut zu schreiben. Doch — ich darf nicht länger warten, obgleich Herr Wagner noch nicht zurückgekehrt und wie dringend auch der Auftrag ist, den ich an ihn zu besorgen habe. Also — heute Abend, nicht wahr?"

Damit entfernte sich der Hausknecht, welcher sich bei dem jungen Mädchen mit einem höchst bescheidenen und einnehmenden Wesen gezeigt hatte. — —

Der Abend — die Stunde kam, und mit ihr Emilie

Mönkeberg, um den bewußten Brief selbst nach der Ulricusstraße zu bringen.

Die Nummer des Sahles war bald gefunden, und als das junge Mädchen die Thüre öffnete und von der Frau, ohne daß diese ein Wort sagte, in ein nach hinten befindliches Zimmer geführt wurde, fing ihm plötzlich das Herz an zu klopfen, während es die Brust unwillkürlich zusammengeschnürt fühlte.

Emilie Mönkeberg hatte einige Worte von der „Bekanntschaft mit einer Tante" und dergleichen gesprochen, aber es war ihr darauf höchstens mit einem unerklärbaren Lächeln geantwortet worden.

Jetzt hörte sie, wie die Thüre hinter ihr hastig zugeschlagen wurde und sie war allein, sich und ihren Betrachtungen überlassen.

Es war doch ein höchst seltsames Benehmen, welches diese „Tante" an sich hatte. Auf das freundlichste Entgegenkommen antwortete sie nur mit einem kalten, höhnischen Lächeln. Emilie fühlte sich zwar nicht verletzt, aber doch von einem gewissen Schauder durchrieselt. Auf die bescheidene, kaum vernehmbare Frage, ob der Vetter noch nicht da sei, hatte man ihr nur mit einem Achselzucken geantwortet.

„Ach!" sagte Emilie bei sich selbst oder dachte es nur im Fluge, „wahrscheinlich ist dieses eine Tante, wie es deren so viele giebt; sie macht sich eben keine große Sorge um ihren Vetter. Der junge Mann ist nicht nach ihrem Sinn, lebt nicht nach ihren Grundsätzen, und deshalb leihet sie dieser Verwandtschaft keinen weiteren und innigeren Ausdruck, als der Schein und die Nothwendigkeit es erfordert.

Was sollte Emilie, indem sie auf den Hausknecht, dem sie in gutmüthiger Uebereilung und argloser Gefälligkeit ihre Dienste und ihre Bereitwilligkeit angeboten hatte, wartete, nun beginnen?

Das Zimmer war mit verschiedenen Bildern und Schildereien ausgeschmückt, die offenbar dazu bestimmt schienen, eine Unterhaltung darzubieten und die zunächst ihre Blicke auf sich zogen.

Aber was waren denn das für Bilder?

Das junge Mädchen glaubte sich plötzlich von einer Ohnmacht ergriffen, als sie sie genauer betrachtete. Ihre Augen waren wie erstarrt; ihre Pulse geriethen in eine fieberhafte Bewegung und Frost und Hitze, Abscheu und Verlangen versetzten alle ihre Glieder in eine krampfhafte Aufregung. Sie wollte mit Abscheu entfliehen, und dennoch fühlte sie Füße und Blicke gefesselt, während Purpurröthe fühlbar ihre Wangen übergoß.

So in ihrem ganzen Wesen verstört und mit allen Fibern in Aufruhr versetzt, hatte sie kein Bewußtsein von ihrem Aufenthaltsort und ihrer Umgebung. Je länger sie verweilte, desto mehr fühlte sie sich angezogen und gefesselt.

Endlich erwachte sie wie aus einem wilden, furchtbaren Traume und sagte lächelnd bei sich:

„Ich bin gewiß ein recht albernes Mädchen. Was weiß ich denn von der Welt und ihren Verhältnissen. Wie kann ich mir anmaaßen, über die Ansichten und Gefühle dieser „Tante“ ein Urtheil zu haben. Aber — wahr ist es doch, einen höchst seltsamen und abenteuerlichen Geschmack hat diese „Tante.“ Freilich — jeder Mensch hat seinen eigenen Geschmack und hat ein natürliches Recht, ihn zu

haben, aber — dieser Geschmack an — solchen Bildern und Darstellungen ist doch sehr absurd, und — mit dem Gefühle der Sittlichkeit gar nicht zu vereinen. Nackte Körper von Männern und Frauen — das will ich noch hingehen lassen, man muß den Blick, das Auge bilden durch das Ebenmaaß schöner Formen, durch den sanften Ausdruck der schlangenartig gewundenen Linien, aber — in dieser Lage, in dieser Action — in dieser Thätigkeit der Sinnlichkeit! — Nein, weg! weg! es ist gräßlich, abscheulich! Es empört das Blut!" —

„Aber mache ich mich nicht lächerlich, wenn ich entfliehe, wenn ich meine Beschämung und Bestürzung zeige? Gebe ich mir dadurch mit meiner Unerfahrenheit nicht Blößen, über die man spotten wird? — Was weiß ich denn eigentlich, was ich hier sehe und gefürchtet habe." —

So ungefähr waren die Gedanken, welche den Geist des jungen Mädchens im Fluge beschäftigten, als sie sich mit Schamröthe von den Bildern abwandte und die Füße ihr auf dem Fußboden zu brennen schienen. Ihre Zunge und ihre Lippen waren unterdeß trocken geworden und sie fühlte einen erschrecklichen Durst. Ihr zartes Innere brannte von einem bisher nie erfahrenen Feuer und ihr ganzer Körper war noch fortwährend in einer zitternden Bewegung. Zum Glück bafand sich eine Karaffe mit Wasser in dem Zimmer. Sie füllte ein danebenstehendes Glas und löschte ihren Durst. Während sie trank, fielen noch einmal unwillkürlich ihre Blicke auf eines der an der Wand hängenden Bilder, welche sie in so leidenschaftliche Unruhe versetzt hatten, und — sie wandte sich nicht mehr mit Abscheu und Entsetzen davon ab, ließ sie vielmehr schon mit einem ge-

wissen unerklärlichen Wohlbehagen darauf ruhen. War es ihr doch, als wenn sie sich selbst in dem in so seltsamer Situation abgebildeten jungen Mädchen erblickte. Sie stellte unwillkürlich eine Vergleichung an und ein langer Seufzer entquoll ihrer Brust.

Da auf einmal öffnete sich die Thüre und — Kracke trat ein. Jetzt erst wurde sie sich ihrer ganz wieder bewußt, und warum sie eigentlich hierher gekommen sei. Sie schrak unwillkürlich zusammen, als wenn sie so eben etwas Böses gethan hätte und schlug mit Schamröthe die Augen zu Boden.

Der Hausknecht that, als wenn er ihre Verlegenheit und ihr ganzes verstörtes Wesen nicht bemerke. Mit der größten Unbefangenheit sagte er zu dem jungen Mädchen:

„Ich bin leider etwas aufgehalten worden, und bitte deshalb um Entschuldigung, doch hoffe ich, daß Ihnen die Zeit hier nicht lang geworden ist. Meine Tante ist eine Freundin von Bildern, obgleich ich diese noch nicht einmal eines Blickes gewürdigt habe. — Kommen Sie, setzen Sie sich, Mamsell," fuhr er nach einer Pause fort, und zog das junge Mädchen mit einer gewissen Vertraulichkeit auf das Sopha. „Wir sind hier ja ganz unter uns, und dürfen nicht befürchten, gestört und belauscht zu werden, wie in Ihrem Hause."

Emilie nahm mit Anstand und schwer unterdrückter Schüchternheit auf einem Ende des Sophas Platz.

„Es giebt in der Welt doch recht sonderbare Menschen!" dachte das junge Mädchen. „Aber — es ist wohl nur meine Unerfahrenheit, welche mir Alles so anstößig erscheinen läßt. Was kann denn der junge Mann dafür, daß

er von Natur so harmlos und zutraulich und in seiner Heimath durch die Sitten seines Landes so natürlich, einfach und unschuldig erzogen ist. In der verfeinerten und prüden Welt findet man in jedem natürlichen Ausdruck etwas Verfängliches. Gewiß, Menschen, die noch jung und von Haus aus reines Herzens sind, müssen als Bruder und Schwester mit einander umgehen."

„Kommen Sie doch näher," sagte Kracke; „Sie haben mich unendlich glücklich gemacht, daß Sie hierher gekommen sind. Wenn ich Sie so betrachte — und er sah ihr dabei mit schmachtenden Blicken in die von einem eigenthümlichen Glanz und Feuer erfüllten Augen — „so ist es mir grade, als wenn ich meine Braut vor mir sehe. Mir ist dieses erst aufgefallen, als ich Sie in Ihrem Hause schon verlassen hatte. Und je mehr ich jetzt die Vergleichung anstelle, desto klarer und eindringlicher wird sie mir."

„Wollen Sie nicht den Brief lesen?" fragte das junge Mädchen, ohne auf seine Vergleichung etwas zu erwidern. Hier ist er. Ich habe ihn zugleich versiegelt und die Adresse an Sie darauf geschrieben. Sie dürfen ihn nur brechen und lesen, ob er Ihnen so gefällt."

Kracke nahm flüchtig den Brief, erbrach das Siegel, warf einen kurzen Blick auf die Aufschrift und warf ihn dann wieder auf den Tisch.

„Der Brief wird gewiß recht warm und herzlich geschrieben sein", sagte er.

„O, ja, das ist er", entgegnete Emilie, „ich fühlte mich ganz in die Lage Ihrer Braut versetzt." Dann fügte sie mit einem leisen, kaum vernehmbaren Seufzer hinzu: „Es muß ungeheuer angenehm sein, wenn man wirklich so

an einen Geliebten schreibt und vor ihm sein ganzes liebe=reiches Herz ausschüttet, immer befürchtend, eher zu wenig als zu viel zu sagen."

„Es ist mir auch grade, als wenn ich bei meiner Braut sitze. Ach! wenn wir so in der Dämmerung bei einander sitzen — wenn ich so meinen Arm um ihre Seite lege — wenn sie so an meine Brust sinkt — wenn ihr ganzes Leben in Wonne und Seligkeit aufgelöst zu werden scheint — sie ihres Körpers nicht mehr mächtig ist — ihr Auge erlischt — ihr Athem dahin stirbt" —

Und er hatte, während er dieses sprach, seinen Arm um die Hüfte des mit unnennbaren Gefühlen horchenden jungen Mädchens gelegt, und im Feuer des Gesprächs sie näher und lebhafter an sich gezogen; und Emilie — nicht bemerkend, daß es bereits anfing, dunkel zu werden, war unbefangen seinen Worten gefolgt und hatte sich ganz der Anempfindung der geschilderten Situation überlassen, hatte im Stillen das Glück sich zu vergegenwärtigen versucht, welches Liebende mit einander genießen. Dabei hatte sich abermals ihr Antlitz lebhaft geröthet und eine unwillkürliche Wallung sich ihrer jungfräulichen Brust bemächtigt. —

Wie sich im Nu ein noch vor wenig Minuten sonnig heiterer Himmel mit grauen Gewölken überzieht und ein Blitz mit prasselndem Donner jählings auf eine auf grüner, blumiger Wiese weidende Lämmerheerde herniederfährt, und dadurch Schreck, Tod und Verwüstung anrichtet, so ver=änderte sich plötzlich auch hier die Scene.

Die Thüre wurde aufgerissen, und ein Fremder, welchem Vogelsang in Entfernung einiger Schritte nachfolgte, stürmte mit hastigen Schritten in das Zimmer.

Schon als sie auf der Treppe und vor der Thüre die laut schallenden Tritte hörte, schrak Emilie unwillkürlich zusammen. Als jetzt die Thüre so heftig aufgerissen wurde und sie sich in ihrer augenblicklichen Situation erblickte, stockte ihr das Blut in den Adern und sie saß erstarrt da, ihres Verstandes und Gefühles nicht mehr mächtig.

„Da — sehen Sie selbst — überzeugen Sie sich durch Ihre eigenen Augen, wenn Sie mir nicht glauben wollen" — rief der Unbekannte und deutete mit ausgestreckter Hand auf die erstarrt und wie ohnmächtig in der Umschlingung Kracke's Dasitzende.

„Nicht wahr, es ist eine schöne, zärtliche Gruppe?" fuhr der Unbekannte fort, und wandte sich mit höhnisch-lächelnder Miene gegen Vogelsang. „Werden Sie dieses unschuldige und tugendhafte Mädchen nun auch noch heirathen wollen, nachdem Sie sie so und an einem solchen Orte getroffen haben?"

Die letzteren Worte wurden mit einem besonderen Nachdruck gesprochen. Der Commis schien durchaus nicht überrascht worden zu sein, behielt eine ruhige Haltung und richtete seine Blicke ohne die geringste Bewegung auf die wie zerschmettert und vernichtet Dasitzende, während Kracke sich in einer unentschlossenen Bewegung erhob und den Brief mit eiuer gleichgültigen Geberde in seine Hand nahm.

Als das junge Mädchen die letzten Worte des Fremden vernommen hatte, erwachte sie aus ihrer Erstarrung und Betäubung, fuhr empor und rief mit einem das Herz durchschneidenden Tone:

„Mein Gott — wo bin ich denn? — Bin ich nicht bei der Tante dieses jungen Mannes?" —

„Stellen Sie sich doch nicht, Mamsell, als wenn Sie nicht wüßten, an welchem Orte Sie sich befinden. Sie wissen es wahrscheinlich besser als wir, denn Sie werden sich hierher zu oft mit Ihren Liebhabern begeben haben, in deren Wahl, wie man sieht, Sie eben nicht prüde und bedenklich sind. Nun erfährt Ihr Vormund doch endlich, wohin Sie gehen, und wo Sie auch gestern gewesen sind, als Sie Ihren gewöhnlichen Spaziergang nach Harvstehude machten. Ha! ha! ha! Es ist hier ein schönes Harvstehude. Wer hätte bei Ihnen eine solche Liederlichkeit gesucht!"

Der letzte Ausdruck hatte das ganze Bewußtsein des jungen Mädchens zurückgerufen und es wurde ihr nur allzu klar, wo Sie sich befand, was, wie sie jetzt im Fluge begriff, ihr sogleich die zweideutigen und nichtswürdigen Bilder hätten sagen müssen. Es erwachte also das ganze sittliche Bewußtsein in ihr, und, alle ihre Kräfte zusammennehmend und sich voll geistiger Würde erhebend, sagte sie zu Kracke, indem auch ihre hervorgestürzten Thränen plötzlich versiegten:

„Aber so reden Sie doch? Erklären Sie doch, wie ich hierher gekommen bin und daß ich bei Ihrer Tante bin, um Ihnen einen kleinen unschuldigen Dienst zu leisten."

Der Angeredete zuckte die Achseln, wandte sich auf die Seite und schwieg.

„Wie, Sie wollen mich nicht vertheidigen?" fuhr Emilie mit feierlichem Ernste fort.

„Was kann und soll ich sagen, da der Brief hier" — versetzte jetzt Kracke und warf den Brief wieder auf den Tisch

„Ein Brief? Her damit!“ rief der Unbekannte, nahm ihn und las. „Richtig, von Ihrer Hand“ —

„Ja, von meiner Hand“, wiederholte Emilie.“

„Und wahrscheinlich an diesen Ihren Geliebten da? Ach! wie zärtlich, wie reizend — —

„Ja, der Brief ist an mich!“ sagte Kracke mit tonlosem Ausdruck.

„Also darauf versteht das Mamsellchen sich auch. Nun, das muß man sagen, es ist ein sauberes Pflänzchen. Ihr Vormund wollte es nicht glauben, als ich ihm meinen Verdacht mittheilte, er behauptete, daß bei seiner Strenge eine solche jugendliche Verdorbenheit und Neigung zur Ausschweifung ganz unmöglich sei. Er wollte deshalb nicht einmal mit mir gehen. Jetzt werden ihm die Augen übergehen.“ —

Das junge Mädchen war abermals in lautes Schluchzen und heftiges Weinen ausgebrochen. Dann aber stürzte sie sich auf ihre Kniee und rief mit einem schmerzlich ergreifenden und flehenden Tone:

„Aber — Herr Vogelsang '— glauben Sie denn, was dieser fremde Herr hier von mir behauptet? Hegen auch Sie den geringsten Zweifel an meiner Unschuld und Tugend? — O Gott! — ich will sterben — ich will sogleich zum Schaffott geführt werden, wenn ich nur die entfernteste Idee davon gehabt, in welche gefährliche und verdächtige Situation ich mich begeben habe. Sprechen Sie, erbarmen Sie sich doch meiner — ich überlebe diese Stunde nicht, wenn Sie meine Unschuld nicht retten — wenn Sie meinen Ruf nicht von einem Verdacht befreien, den dieser

Herr mit so grausamer Härte und Gewissenlosigkeit mir aufgebürdet hat. O Gott! Gott! wie bin ich unglücklich!" —

Statt zu antworten, schlang der Angeredete seine Arme in einander und schien sich mit gleichgültigen Blicken und ohne die geringste Erregung des Zornes und der Verachtung an den Qualen des unschuldigen Mädchens zu weiden.

„Nun", sagte der Unbekannte, der ohne Zweifel ein guter Freund von Heineke und von diesem zu dem vorgehenden Bubenstück und der aufgeführten teuflischen Comödie gedungen worden war — zu Vogelsang — „nun, haben Sie noch Lust, eine Braut zu heirathen, die sogar mit Ihrem eigenen Hausknecht und Comptoirburschen eine Liebschaft anknüpft, weil ihr heute Dieser und morgen Jener gefällt?"

„Natürlich — ich werde sie heirathen", versetzte Vogelsang, ohne seine gleichgültige Haltung im Geringsten zu verändern, doch mit einem Ausdruck von schneidender Kälte.

„Sie werden ein Mädchen von so verdorbenem Charakter dennoch heirathen?" fragte der Unbekannte wieder, voll Verwunderung über eine solche resignirte Gleichgültigkeit. Dann fuhr er mit höhnischem Lachen fort: „Es ist köstlich — wenn Sie sich von Ihrer Braut schon Hörner aufsetzen lassen und Ihren Hausknecht zum Schwager haben wollen! Wahrhaftig, es wäre die aschgraue Möglichkeit!" —

„Was macht es mir aus, ob meine Braut einige vergnügte Augenblicke mit meinem Hausknecht hat", versetzte der Commis, immer gleichgültig bleibend, „ich habe in dieser Hinsicht sehr nachsichtliche Grundsätze."

„Aber — Herr Vogelsang!" — rief der Fremde mit verstellter steigender Verwunderung und gesteigertem

Tone — „was wird die Börse, die Stadt zu einem solchen Gemahl, zu einer solchen Ehe sagen. Sie machen sich ja total lächerlich vor der ganzen Geschäftswelt und die Straßenjungen werden mit Fingern auf Sie zeigen und Sie mit Schmutz bewerfen."

„Mir egal" — entgegnete kalt der Commis, „man sieht und hört ja täglich nichts Besseres von allen übrigen Ehen. Ich glaube, daß in diesem Punkt alle Frauen sich gleich sind. Wer kann sie hüten? Ich mache keinen Anspruch darauf, durch meine künftige Frau einen Vorzug vor allen übrigen Ehemännern zu genießen." —

Während er dieses sprach, schien Emilie ihn mit ihren starren Blicken durchdringen zu wollen. Mit krampfhaft gefalteten Händen und bleichen Wangen stand sie da, als wollte sie fragen, welches denn eigentlich der Sinn dieser sonderbaren, unverständlichen Worte sei.

Der Unbekannte aber, welcher sah, daß die Unternehmung verunglückte und der ganze Zweck dieser teuflischen Comödie an der eisigen Gleichgültigkeit des Commis zu Schanden wurde, zeigte sich plötzlich in wüthender Entrüstung, rief noch einige Worte und Flüche von „Undank" — „später einsehen" — „Niederträchtigkeit" — und verließ mit polternden Schritten den Sahl.

Als er fortgegangen war, schickte auch Kracke sich an ihm zu folgen, und Vogelsang und Emilie befanden sich einige Augenblicke allein, ohne daß von beiden Seiten auch nur ein Wörtchen gesprochen wurde. Dann aber sagte Vogelsang, sich stellend, als wenn gar nichts vorgefallen wäre, und mit immer gleich kalter Ruhe:

„In zwei, höchstens drei Wochen wird unsere Hochzeit sein. Bis dahin: Adieu!“

Dann verließ er den Sahl.

Emilie folgte, während die Frau ihr das Geleite gab und mit freundlicher Herablassung und Traulichkeit unheimlich lächelnd sagte:

„Kommen Sie bald wieder, Mamsell.“

Das junge Mädchen wußte nicht, wie sie die Treppe hinunter kam. Zu Hause angelangt, setzte sie sich auf ihr Bett, indem eine Fluth von Thränen ihren Schooß benetzte. Ihr Vormund schien ein Zusammentreffen mit ihr absichtlich zu vermeiden.

---

21. Der Ueberfall.

Obgleich das vorhin geschilderte Unternehmen an der raffinirten Gleichgültigkeit des Commis gescheitert war, so hatte Heineke doch erkannt, daß sein Hausknecht in seinem Dienst und unter seinem Beispiel ein für gewisse Zwecke sehr brauchbares Subject geworden war. Er belohnte und belobte ihn deshalb, forderte ihn auf, allzeit ein treues und frommes Leben zu führen, und deutete ihm an, daß er bei solcher Anstelligkeit und Gewandtheit bald ein neues Geschäft für ihn haben würde, wodurch er sich auch bei einflußreichen Personen zugleich sehr beliebt machen könne. Er machte ihm die Mittheilung, daß ein sehr widerspenstiger und zerstörender Geist, hervorgerufen durch die französische Revolution, sich besonders unter den Cigarrenarbeitern festgesetzt und ausgebildet habe, und daß zum Wohle der guten Stadt und

ganzen Bürgerschaft unerläßlich sei, ihn zu verfolgen und wieder auszurotten, wie und wo man nur könne. Es sei keine Frage, daß jede Thätigkeit, jede Mittheilung, welche sich auf Vernichtung einer solchen heillosen und gotteslästerlichen Denkungsart und Handlungsweise beziehe, die fruchtbarste und vergeltungsreichste Anerkennung finde, und daß man sich daher nicht verdienter machen könne, als wenn man dazu und dahin mitwirke.

Kracke erklärte, daß das ganz seine Meinung sei, daß er schon oft Gelegenheit gehabt habe, eine für die Obrigkeit wichtige Entdeckung zu machen und daß er sich fortan bestreben werde, mit der größten Vorsicht und Heimlichkeit nach jenem Ziele hinzustreben.

Im Verlaufe dieses Geschpräches bemerkte dann Heineke, daß ein gewisser, augenblicklich noch in Rendsburg unter den Soldaten befindlicher, aber, wie man durch besondere Erkundigungen anzunehmen alle Ursache habe, in den nächsten Tagen von dort zurückkehrender hiesiger Cigarrenarbeiter, Namens Fritz Möller, ein besonders gefährliches und mißliebiges Subject sei, ohne jedoch zugleich auch darüber etwas laut werden zu lassen, in welchem persönlichen Verhältniß er selbst sich zu ihm befand, welches Umstandes der Leser aus dem Vorigen eingedenk sein wird. Genug, Heineke entwickelte einen Plan, wie man ein solches mißliebiges und gefährliche Subject unter die Matrosen bringen müsse, um es wieder an eine gut bürgerliche Gesinnung zu gewöhnen und ihm die rebellischen, neumodischen Gedanken auszutreiben.

Der Hausknecht, welcher nicht zweifelte, auf solche Weise eine sehr glückliche und glänzende Carrière zu machen,

wenn er sich ergeben, demüthig und dienstwillig gegen die Großen und Vornehmen zeige, gab mit großer Lebhaftigkeit seine Bereitwilligkeit zu erkennen, und erklärte, zu jedem, der Stadt nützlichen und segenbringenden Unternehmen seine besten Kräfte hergeben und anstrengen zu wollen. —

Wir befinden uns auf der Landstraße von Rendsburg nach Hamburg.

Fritz Möller hatte seinen Abschied erhalten und seinen Rückweg nach Hamburg angetreten. Er förderte munter und hoffnungsvoll seine Schritte. Seine Phantasie war lebhaft erfüllt von den Umständen und Verhältnissen, die seiner warteten. Er dachte an seine geliebte Marie, und wie froh sie ihm entgegenfliegen würde, wenn sie ihn in die Thüre treten sähe. Er berechnete schon, wie viel Geld er verdienen könne und wann er Hochzeit machen wolle.

Es ließ ihm keine Ruhe auf der Straße Er kehrte nur in ein Wirthshaus ein, wenn er auf's Höchste erschöpft und angegriffen war. Und auch dann ließ er sich kaum so viel Zeit, um sich gehörig zu stärken und zu erfrischen.

So hatte er fast schon die Hälfte seines Weges zurück gelegt, und zwar mutterseelen allein, als er sich plötzlich an der Seite eines Begleiters erblickte, der, wie er sagte, auch nach Hamburg wolle.

Wir können nicht verschweigen, daß dieses Zusammentreffen für Fritz Möller sehr unangenehm war, denn, wenn er allein war, konnte er sich so recht nach Behagen und Wohlgefallen seinen Gefühlen und Betrachtungen überlassen, wie er es bis dahin, auf der ersten Strecke seines zurückgelegten Weges gethan hatte.

Da wir dem Leser früher oder später doch gestehen müßten, wer diese Person, welche sich dem Fritz Möller so gewaltsam zum Reisebegleiter aufdrängte, eigentlich war, so wollen wir hier sogleich nur bemerken, daß es Niemand anders als — Kracke war, der sich in Rendsburg eingefunden hatte, um den Abgang des Verfolgten zu überwachen und gegen ihn die von bekannter Seite im Schilde geführten Pläne in's Werk zu setzen. Der Verfolgte wußte es jedoch nicht, wer sich ihm in diesem Augenblick zum Reisebegleiter aufdrang, sonst würde er zuverlässig dennoch mit aller Anstrengung ihn von seiner Seite zu entfernen gesucht und gewußt haben.

Wir begreifen nun also schon, warum es sich bei diesem Zusammentreffen wohl handeln mochte.

Man wird es uns auf's Wort glauben, daß die Landstraße von Rendsburg nach Hamburg zu jener Zeit noch sehr schlecht und unwegsam war. Wie die Fuhrwerke, so hatten auch Fußgänger ihre Noth, daß sie im Schlamm nicht stecken blieben. Besonders galt dieses von den großen, unabsehbaren Haidestrecken in der Mitte des holsteinischen Landes.

Es ist bereits gesagt worden, daß für Fritz Möller der neue Reisebegleiter, den er gar nicht weiter kannte, und in dessen Seele er nicht lesen konnte, sehr unangenehm war, daß er trotz Einsamkeit und Oede, Wald und Haide zehnmal lieber allein gegangen wäre, als sich jenen zum Reisegefährten zu erwählen, wie wohl er hörte, daß es ein Hamburger und also ein Landsmann war. Allein Kracke machte sich nicht das Geringste aus der ihm bewiesenen Kälte und abstoßenden Zurückhaltung. Mochte sein aufgefundener

Begleiter noch so einsilbig, mürrisch und übel gelaunt sein, er drängte sich nur immer dichter und wärmer an ihn, suchte mit geschwätziger Zunge ein Gespräch anzuknüpfen und heftete sich wie der Böse an seine Fersen oder folgte ihm wie sein Schatten.

Als Fritz Möller, ohne den geringsten Argwohn zu haben, und bloß unlustig und mißgestimmt darüber, daß er in seinen behaglichen Phantasiebildern so unangenehm gestört war, endlich sehen mußte, daß es vergebens sei, seinen Begleiter zurück zu schrecken, da machte er gute Miene zum bösen Spiele und fing selbst wieder an zu reden, nachdem jener bereits verzweifelt war, seinen neuen Freund an eine Unterhaltung zu fesseln.

So schritt man denn am ersten Tage mit einander rasch weiter. Wurde die Unterhaltung auch nicht lebhaft, so sprach man doch von den schlechten Wegen und unterstützte sich gegenseitig, wo der Eine oder der Andere nicht vorwärts konnte und im Morast und lockerem Moorgrund stecken bleiben wollte.

Auch der zweite Tag war schon so gut wie verflossen. Die Sonne neigte sich bereits zum Untergange und noch immer wollten sich die Thürme von Hamburg und Altona nicht zeigen.

Es wurde schon dunkel, als man in der Ferne, in einer öden und verlassenen Haidegegend, ein einzeln stehendes Bauerhaus erblickte. Bei weiterer Annäherung zeigte es sich, daß jenes Bauerhaus nichts weiter war, als eine jener elenden Schenken, wie sie gottlob jetzt längst von den Landstraßen verschwunden sind, und die damals mehr dem vagabondirenden und auf verbrecherische Unternehmungen ausgehenden

Gesindel zum Versteck und Aufenthalt, als dem Reisenden und selbst dem gewöhnlichen Fuhrmann zur Erholung und Erfrischung dienten.

Das Aeußere und Innere dieser Haideschenke war in der That auch nichts weniger als einladend, selbst für den nicht, der müde und erschöpft war, und, vom heftigen Durst gequält, sich nach einem Schnaps oder auch nur nach einem Trunk reinen Wassers sehnte, welches in einer solchen Schenke jedoch regelmäßig eine ebenso große Seltenheit war als Rheinwein und Champagner. Denn im Winter und Frühjahr pflegte das Wasser von dem aufgelösten Torfschlamm braun und jauchig bitter zu sein, und zu Anfang des Frühlings schwammen darin entweder einzelne Fetzen von Froschlaiche umher, oder etwas später trieben auch eben hervorgekrochene und noch schwarzgeschwänzte Frösche ihr munteres Wesen darin. Ja, es traf sich zu Zeiten wohl gar, daß am Morgen, aus dem russig schwarzen Kaffeekessel ein wohlbeleibter Frosch, eine in der Landessprache sogenannte „Pagüze", an den hinlänglich abgekochten langen und weißen Schenkeln hervorgezogen wurde.

Das Dach dieser Haideschenke erhob sich wenig über der Erde und war größtentheils mit sogenannten „Haideplaggen" überlegt. Dadurch aber war den krüppelhaften und durch ein zaunartiges Geflecht verbundenen Gebälken und Ständern allzu viel zugemuthet worden. Die mit dickem, schmutzigen Lehm beworfenen Wände waren in eine sehr schiefe Richtung gerathen, waren hier schon gestützt oder dort gleichfalls mit „Haideplaggen" belegt und ausgestopft, und nöthigten so dem Eingetretenen eine stille Betrachtung

ab, ob es in den nächsten zehn Minuten auch nicht allzu gefährlich sei, darunter zu verweilen.

Wie sehr Fritz Möller von den Strapazen des schlechten Weges sich auch angegriffen und erschöpft fühlte, so bezeigte er bei dem Anblick dieser famosen Haideschenke doch wenig Lust und Trieb, dort hineinzutreten und sich einen Schnaps oder wo möglich auch ein Glas Bier geben zu lassen.

Das Dunkel der hereinbrechenden Nacht vermehrte noch das Schauerliche und Unheimliche des Anblicks. Ringsum war nichts zu erblicken als öde, schwarze Haide, über welche ein kühler Abendwind geisterhaft hinzog, um die Brust zusammen zu schnüren.

„Nun", sagte Kracke, „wollen wir hier nicht einen Augenblick ausruhen oder — lieber die Nacht bleiben, um morgen in der Frühe unsern Marsch fortzusetzen? denn nach Hamburg noch heute hinzukommen, will mir als ein Ding der Unmöglichkeit erscheinen. Auch dürfte es immer besser sein, die Nacht wenigstens unter diesem Dache hinzubringen, als sich in Wüste und Wind auf offener Straße umherzutreiben. Und ich stehe nicht dafür, daß wir uns zu guter Letzt nicht noch verirren und vielleicht gar bis an den Leib in's Moor gerathen und so darin stecken bleiben."

Fritz Möller stand einen Augenblick stille, stützte sich auf seinen am Wege gebrochenen dicken Stab und sagte, seine Füße wie zur Prüfung und mit schmerzausdrückender Miene vor sich hinstreckend:

„Ich hätte zwar große Lust, einige Augenblicke mich auszuruhen und eine Erfrischnng zu nehmen, wenn's möglich wäre, ein Glas Bier zu trinken, aber dieses Wirths-

haus — und ein solches scheint es mir wirklich zu sein, nach dem auf dem Brett da schlecht gemalten Bier- und Schnapsglase — ist mir nicht ansprechend und einladend genug. Ich setze daher lieber meinen Weg noch eine Weile fort. Es findet sich vielleicht ein anderes Haus zum Einkehren."

„Auf dieser Straße, bis Pinneberg hin, nicht", versetzte Kracke, „und das ist noch weit. Ich kenne hier die Gegend. Also kehren wir ein und bleiben hier die Nacht, bis der Morgen graut."

„Nein", sagte Fritz Möller, „es ist besser, unter Gottes freiem und gestirntem Himmel, als unter solchem Dache. Ich gehe allein weiter."

„Aber wir können doch wenigstens eintreten und sehen, wie es drinnen aussieht. Die Bewohner dieser Hütte mögen arm sein, wie die Figur derselben zeigt, aber sie können dabei doch reinliche Tische, Bänke und Gläser haben, so daß man bei ihnen wohl etwas genießen kann, ohne Abscheu und Ekel zu empfinden." —

„Nun, meinetwegen", sagte halb unwillig Fritz Möller, um sich nicht zu zieren, als sein Reisegefährte nicht abließ, ihn zu nöthigen und zu zerren. „Wir wollen versuchen, was es drinnen giebt, dann aber gehe ich gleich weiter. Mein guter Knüppel und meine gute Faust sollen mir schon helfen, wenn ich angefallen werde, wie es mir in dieser Gegend nicht unmöglich zu sein scheint."

„Dann bin ich ja auch noch da", sagte Kracke. „Denn — wenn Du es nicht anders willst, so muß ich die Nacht ja wohl mit durchgehen. Ich kann es doch nicht

über's Herz bringen, Dich so allein in Nacht und Wildniß gehen zu lassen."

Damit klopfte er an die niedrige Thüre, welche verriegelt war.

Nach wiederholtem Klopfen, Rufen und Pochen öffnete eine alte Sybille, die Wirthin, endlich die wackelige, in eine untere und obere Hälfte getheilte Hausthüre und unsere beiden Reisenden traten ein.

In dem Innern der Haideschenke herrschte noch eine totale Dunkelheit, und nur nach mehrmaligem Stolpern und Stoßen gelangte man, unter Anweisung und Bedeutung der Wirthin, in die Gaststube, welche gleichfalls noch durch keine Lampe erleuchtet war.

Während Fritz Möller und Kracke in die Gaststube traten, suchte die Wirthin am Heerde eine Lampe anzuzünden. Als diese mit der Lampe endlich eintrat, hatten jene nach einigem Umhertasten auf einer Bank am Tische bereits Platz genommen, und nun erst vermochten sie sich deutlicher zu orientiren. Kracke forderte zwei Gläser Kümmel, während Fritz Möller seine Blicke forschend umherschweifen ließ. Und je mehr er den Ort und die Gegenstände prüfend untersuchte, desto unheimlicher wurde ihm in dieser grausigen Behausung.

So hatte er kaum sich eine oberflächliche Uebersicht verschafft, als er in einem Winkel hinter dem unsauberen, aus rohem Lehm aufgeworfenen Ofen und an einem runden Tisch zwei Kerle sitzen sah, deren Anblick ihn unwillkürlich mit Grausen erfüllte. Noch mehr aber wurde sein Erschrecken und seine Bestürzung rege, als er zu bemerken glaubte, daß diese beiden Vagabonden, die in ihrer abgerissenen Kleidung

zwei herunter gekommenen und verliederlichten Matrosen oder vielmehr wirklichen Seeräubern glichen, mit seinem Begleiter gewisse verständigende, doch wie heimlich unterdrückte Blicke wechselten. Kracke that jedoch sehr gleichgültig, trank seinen Schnaps und nöthigte seinen Reisegefährten, ein Gleiches zu thun.

Fritz Möller fühlte sich von dem Gefühl einer beklommenen Ahndung ergriffen. Seine Brust wurde mehr und mehr zusammengeschnürt, sein Herz und seine Adern an den Schläfen schlugen hörbar. So erschöpft und abgespannt er vorhin auch gewesen war, so aufgeregt wurde er plötzlich durch die Erwägung der Lage, in welcher er sich befand. Der Instinkt sagte es ihm, daß etwas Außerordentliches seiner warte, daß er einem besonderen Schicksal entgegen gehe. Dennoch raffte er allen Muth und alle Kraft zusammen, griff unwillkürlich in seine Tasche, um sich zu vergewissern, daß er sein gutes und starkes Messer bei sich habe, faßte mit krampfhafter Spannung seinen Knüppel und stand, ohne viele Worte gewechselt zu haben und nachdem er die beiden Gläser Schnaps bezahlt hatte, mit rüstigem Gottvertrauen wieder auf, um seinen Weg fortzusetzen.

„So eilig?“ fragte Kracke. „Mich dünkt, wir könnten noch eine Stunde warten, einige Minuten früher oder später bei der Braut bleibt sich am Ende doch gleich.“

„Ich gehe lieber jetzt“, entgegnete Fritz Möller, „in der Hoffnung, daß wir vielleicht noch einen Wagen treffen.“

„Nach Hamburg oder Altona hin, und um diese Stunde? — schwerlich“, antwortete Kracke. Doch — mir ist es recht, und ich halte den Weg auch schon aus.“

Damit verließen sie die Haideschenke, während die alte Sybille, welche, außer den beiden vagabondenartigen Matrosen und einem großen schwarzen Hund nebst gleichfarbiger Katze das einzige lebende Wesen in dieser Schenke nicht bloß, sondern in der ganzen Gegend zu sein schien, ihnen mit einer grinsenden Miene, und die schwarze Thranlampe in ihrer dürren Hand haltend, bis zur Thüre folgte.

Als sie die unheimliche Kathe im Rücken hatten, sagte Fritz Möller:

„Gut, daß die beiden Vagabonden, die ganz das Ansehen von verdorbenen Matrosen haben, uns nicht in der freien und offenen Haide begegnet sind, denn es scheint in ihrer Nähe nicht ganz sicher und geheuer zu sein.“

„Ach, was“, versetzte Kracke mit der größten Gleichgültigkeit, „wer wollte sich denn vor solchen Kerlen fürchten. Mir dürften sie nur kommen, ich würde sie schön auf die Finger klopfen, daß sie an mich denken sollten.“

„Freilich sind wir zu Zweien, und ich habe das Bewußtsein, daß es nicht die Mühe lohnt, mich meiner paar Schillinge wegen, die ich bei mir führe, anzufallen oder gar mordsüchtig zu berauben, allein, was machen sich solche Kerle ein Gewissen daraus, Unschuldige zu packen und zu ängstigen.“

Kracke sagte nichts weiter und Beide setzten auf der holperigen und beschwerlichen Landstraße munteren Schrittes ihren Weg fort. Um sie war nichts als Dunkelheit und eine wüste, öde Haide. Eine kalte Nachtluft zog über die einsame Fläche, welche durch keinen Baum, durch keine Hütte und kein lebendes Wesen einigen Trost bot.

So waren sie nach etwa einer halben Stunde in die

Nähe eines Gehölzes gekommen, als sie hinter sich deutliche Tritte vernahmen. Sie hatten die ersten Bäume kaum erreicht, als Fritz Möller deutlich unterscheiden konnte, daß es die Tritte von zwei Fußgängern waren, die ihre Schritte nicht unmerklich beschleunigten, als wenn sie ein vorgesetztes Ziel erreichen wollten.

Die Tritte kamen näher und näher. Ein krampfhaftes, die Brust zusammenschnürendes, den Athem hemmendes Gefühl bemächtigte sich des jungen Mannes.

„Es scheint, wir bekommen noch Gesellschaft," sagte Kracke mit der größten Unbefangenheit.

Sein Begleiter horchte auf seine Umgebung, ohne ein Wort zu erwidern. Die Ahndung, welche ihn vorhin schon ergriffen, schien sich jetzt mit gesteigerter Lebhaftigkeit seiner zu bemächtigen. Er faßte mit der linken Hand seinen rauhen und knorpeligen Knüppel, und suchte so unvermerkt als möglich sein Taschenmesser hervor. Kaum aber hatte er dieses mit fliegender Hitze erfaßt, um es zu öffnen, als eine rauhe, muskulöse Hand ihn in dem Nacken faßte, so daß ihm unter dem Zusammenkneifen Luft und Athem verging, und er unter einem erstickten Hülferuf jählings zu Boden stürzte. Da er bei diesem gewaltsamen Fall mit dem Gesicht in eine schlammige Vertiefung gerieth, so war es ihm unmöglich, noch einen Laut von sich zu geben, oder auch nur zu sehen, was um ihn vorging. In dieser Lage wurden seine Arme auf dem Rücken zurückgebogen und mit einem Strick zusammen gebunden, während ein Anderer ihn bei den Füßen packte und ihm so das Aufstehen unmöglich machte. Dann wurde er von Zweien auf die Schulter genommen, welche ihn von der Straße ab auf die Seite schleppten.

Alles dieses war das Werk eines Augenblicks.

Es war unserm armen Ueberfallenen unmöglich, den geringsten Widerstand zu leisten, noch auch nur zu sehen, von wem er so mörderisch überfallen worden war. In seiner Angst und Bestürzung war es ihm kaum vergönnt, über seine Lage und eine etwaige Gegenwehr nachzudenken, doch blieb ihm kein Zweifel, daß diejenigen, welche ihn so plötzlich und gewaltsam angegriffen, zu Boden geworfen und geknebelt hatten, keine Andere seien als jene beiden vagabondenartigen Matrosen, welche er in der Haideschenke hinter dem Ofen bemerkt hatte und bei deren unheimlichem Anblick sogleich eine niederschlagende, die Brust beklemmende Ahnung in ihm aufgestiegen war. Denn — hatte er nicht Schritte von im Rücken Nahenden vernommen, und mußten diese nicht auch von der elenden Wirthskathe hergekommen sein?

Aber welches war die Ursache dieses Ueberfalles und hatte sein Begleiter darum gewußt? Diese Fragen fuhren in Windesbrausen durch seine Gedanken hin, als er von den beiden gedungenen Gaunern im Dunkel der Nacht und des Gehölzes fortgeschleppt wurde. Neue Ahnungen und kummervolle Schmerzen durchzuckten sein Inneres. Die Matrosen, banditenmäßig und wüste wie sie aussahen, konnten nur von Hamburg kommen. Von dort mußte also der Plan zu diesem niederträchtigen Ueberfall ausgegangen sein, und ohne Zweifel war sein Begleiter, der sich so absichtlich an ihn herangedrängt hatte, vollständig von dem schauerlichen Zweck und Plan unterrichtet. Er hatte es gewußt, daß die beiden erkauften Vagabonden sich auf dem Wege und wahrscheinlich in der Haidekathe befanden und darum hatte er

so dringend zur Einkehr aufgefordert und ihnen drinnen mit einem heimlichen Blick zugeblinzelt, welcher Augenverkehr von Fritz Möller deutlich bemerkt worden war.

Als die beiden gedungenen Straßenräuber mit ihrer Beute eine ziemliche Strecke zurückgelegt hatten, immer wie im Sturmschritt fortstürzend und dabei mehrere Male im Dunkel der Nacht, über Erd= und Haidehügel, Steine und hervorragende Wurzeln stolperud, hörte der Gebundene Pferde schnauben, und bald fühlte er sich sehr unsanft auf einen Wagen geworfen. Seine bisherigen Träger warfen sich neben ihm nieder, und um ihm das Schreien und Hülferufen unmöglich zu machen, verbanden sie ihm den Mund mit einem Tuch, so daß er kaum noch Athem holen konnte.

Jetzt ging es fort im sausenden Galopp, über Stock und Stein, ohne daß der Gebundene bemerken konnte, wohin.

In der geknebelten Lage und schmerzlichen Erschöpfung hatte ihn das Bewußtsein verlassen. Eine ohnmachtartige Betäubung hielt seine Sinne gefesselt, und er hatte keine Idee davon, wohin es mit ihm ging. Wahrscheinlich auch hatte der mitleidige Gott des Schlafes seine geschwollenen Glieder in seinen Schutz genommen.

Als Fritz Möller aus seiner Betäubung erwachte und seine nun entfesselten Arme hin und her bewegte, doch nicht ohne heftige Schmerzen zu empfinden, befand er sich in einem dumpfen finsteren Raume. Ohne daß er die ihn umgebenden Gegenstände und den Raum selbst deutlich erkennen und unterscheiden konnte, fühlte er doch, daß er hingestreckt auf einer Kiste und einem harten, mit eisernen Bändern zusammengeschnürten Ballen lag. Die ihn umgebende Luft war feucht und kalt, wie sie es in einem

tiefen Keller zu sein pflegt. Er glaubte anfangs also in einem unterirdischen Verließ lebendig begraben zu sein.

Je mehr aber das Bewußtsein sich in ihm aufklärte, desto deutlicher mußte er bemerken, daß der Raum seines Aufenthaltes sich in einer gewissen unstetn und schwankenden Bewegung befand. Sein Körper schwankte in seiner ruhenden Lage, bald nach der einen und bald nach der anderen Seite. Dies konnte doch ohnmöglich ein Keller auf dem festen Lande thun. Da dachte er wieder an jene beiden Kerle in der Haideschenke, welche ihn wahrscheinlich überfallen und hierhergeschleppt und ganz das Ansehen von Matrosen, wenn auch in sehr schlechtem und elendem Zustande, gehabt hatten. Es mußte also wohl der untere Raum eines großen Schiffes sein, in welchem er sich befand.

Als er eine geraume Zeit in dieser verzweifelten Lage zugebracht hatte, ohne zu wissen, ob er um Hülfe rufen oder wohin er sich wenden sollte, da er jeden Augenblick befürchten mußte in einen noch tieferen Abgrund hinabzustürzen und so Hals und Beine zu brechen oder wenigstens den Kopf zu zerschmettern, bemerkte er, daß am Ende des feuchten und finsteren Raumes durch eine Oeffnung plötzlich ein matter Schein hereinfiel. Jetzt konnte er bestimmter wahrnehmen, daß er sich in einem Schiffe befand und es ward ihm klar, daß er wahrscheinlich als Matrose gepreßt und dazu bestimmt war, die Reise über See in weit entfernte Länder und vielleicht gar zu menschenfressenden Cannibalen mit zu machen. Seine Phantasie gerieth in eine fieberhafte Bewegung. Er war entschlossen, aufzuspringen und den Capitain nach dem Besitzer dieses Schiffes und der Ursache dieser abscheulichen, hinterlistigen und banditenmäßigen

Behandlung zu fragen, aber er sank alsbald wieder ermattet zurück und seine Zunge klebte vor Durst an seinem gleichfalls ausgedörrten und mit einem zähen Schleim überzogenen Gaumen.

Bald darauf stand eine seemännisch aussehende Gestalt vor ihm, welche ihn folgendermaßen mit kaltem Hohne anredete:

„Nun, mein Junge, hier liegt es sich wohl weicher und wärmer, als draußen auf der Haide und in der verfluchten Schenke, in der es weder Gin noch Grog giebt?"

Fritz Möller sah jetzt ganz deutlich, daß der vor ihm Stehende kein Anderer war, als Einer jener beiden Kerle, welche er in der Haideschenke sitzen gesehen hatte. Er wandte seine Blicke unwillig auf die Seite und sank mit zerknirschten Gefühlen unwillkürlich in sich zusammen.

„Es ist gut", fuhr der wilde Matrose fort, „daß Du Dich nicht lange zur Wehre gesetzt hast, und doch hattest Du Dich ja wohl ordentlich auf Schlag und Stich vorbereitet. Aber was hätte es es Dir geholfen, Du hättest Dir nur noch mehr Pein und Stöße bereitet. Unser Einer hat es gelernt, mit den Messern der Spaniolen und den Fäusten der Boxer umzugehen. Mit einem Jungen, wie Du bist, macht man daher nicht lange Umstände, man drückt ihn zusammen, daß einem das Blut wie Theer über die Fäuste fließt und ihm die Rippen im Leibe knacken, als wenn die „Fruken von Amsterdam" auf ein Riff gerathen ist und in tausend Splitter geborsten, weichherzig auseinander fällt. — Aber jetzt trink erst einen guten Rum, damit Du desto schneller aufstehen und mit auf's Deck kannst, wo ein respectabler Sturm aus Westnordwest unserer wartet. Das giebt

frisches Blut und da vergißt man den Narrenkram auf der Welt. Das ist eine Lust und kommt noch ganz anders, als die vorige Nacht auf der Haide, wenn eine Sturzwelle uns gegen einen Mast oder die Schanzkleidung schleudert. Na, Landsmann, trink! und dann auf's Deck, frisch, der Sturm läßt schon von sich hören."

Damit ging der gar wild, russig und theerig aussehende Matrose wieder fort durch die Oeffnung.

Fritz Möller saß da in neuer Erstarrung und Betäubung. Furchtbarer Schmerz durchzuckte krampfhaft seine Brust und große Thränen rollten auf seine Hände herab, mit denen er sich auf die Kiste stützte und aufrecht erhielt.

Wir brauchen zur Aufklärung der Lage des Unglücklichen nichts weiter hinzuzusetzen, und überlassen ihn vorläufig seinem Schicksal, welches Leser und Leserin sich selbst nach Belieben weiter ausmalen können.

Werfen wir von hier einen flüchtigen Blick nach Marie und ihrer Mutter nebst den kleinen Geschwistern hinüber, so finden wir, wenige Tage später, fast dasselbe traurige Schicksal, dieselbe herzzerreißende Lage. Durch die boshafte und geldsüchtige Intrigue der Welt waren zwei unschuldige Menschen auseinander gerissen, die sonst in sich und ihren Verhältnissen so glücklich mit einander gelebt hätten.

Als man einen Tag um den andern auf die Rückkehr Fritz Möller's hoffte, aber immer vergebens; als endlich ein nach Rendsburg abgesandter Brief unerbrochen zurückkehrte, mit der Bemerkung, daß Adressat bereits von dort abgegangen sei, und daß man nicht anders glauben könne, als daß er nach Hamburg zurückgekehrt sein müsse; als man

nach diesen Weisungen in der Familie der Wittwe Schröder hin und her rieth, wo der arme junge Mann geblieben sein könne, und man sich endlich zu der Ueberzeugung gedrungen fühlte, daß ihm irgend ein Unglück auf oder bei der Heimkehr zugestoßen sein müsse und er wohl gar nicht mehr unter den Lebenden sein möge, da verfiel Marie mit ihrem liebereichen und sehnsuchtsvollen Herzen in eine tiefe Schwermuth und ihre Mutter in eine Krankheit, die sie auf das Lager hinstreckte und besonders dadurch so angreifend und vernichtend für sie wurde, daß die Wucherin und Kupplerin Schuchard sie jeden Tag mit den rohesten und empörendsten Schimpfreden heimsuchte, sie durch die herzlosesten, das ganze Leben untergrabende und das Gefühl im unausgesetzten Aerger und Verdruß aufreibende Schmähungen peinigte und marterte, ihr die Schuld zu bezahlen, oder ihr wenigstens Marie, die eingebildete, faule Creatur, zur freien Verfügung zu überlassen, die sie dann, wie sie sagte, bald versorgen und zu einem gewinnreichen Leben würde, so daß sie ihrer Mutter und ihren Geschwistern selbst noch etwas zustecken könne. Was sie damit meinte, worauf sie mit diesen lockenden Aussichten hinzielte, wird man nach dem früher Erzählten leicht errathen und sich selbst klar und deutlich ausmalen können.

Nach vierzehn Tagen lag die Wittwe Schröder auf dem Leichenbrett. Sie hatte, wie man wohl sagt, Alles überstanden, wenn sie auch mit einem letzten, stummen und thränenvollen Blick, den sie starr auf ihre, vor dem traurigen Lager stehenden hülflosen Waisen richtete, und, aufgelöst in dem tiefsten Schmerz, doppelt schwer von Allem schied, was ihr bisher auf der Welt allein noch theuer ge-

wesen war und an das Leben gefesselt hatte. Ach! wie lange würde sie sonst schon ihr Grab in der Alster gesucht und gefunden haben. Aber das Schicksal ihrer armen Kinder, die Gefahr der Sittenlosigkeit und Verführung für Marie, hatte sie von diesem letzten und verzweiflungsvollsten Schritt zurückgehalten.

Marie rang jammernd und laut schluchzend die Hände, und benetzte die Leiche mit ihren Thränen. Die kleinen Geschwister standen bewußtlos daneben und schmiegten sich an den Schooß Derjenigen, welche ihnen jetzt Mutter sein sollte, von welcher sie noch Schutz und Unterhalt allein erwarten konnten. Kaum hatte die Wittwe Schröder ihre Augen geschlossen, als die Schuchard mit bestialischer, das Innere im jähen Zerfleischen umkehrender Rohheit in den Sahl eindrang, um, wie sie sagte, die faulen Bäuche zum Tempel hinaus zu treiben. Sie wollte die Leiche hier auch keine Stunde länger wissen. Marie mußte, von ihr getrieben, nach dem Vorstand des Armenwesens gehen, und um die Beerdigung ihrer Mutter bitten.

Die Männer aber, welche die auf dem Brette festgebundene Leiche nach dem Tischler der Armenkisten bringen sollten, blieben an dem Abend lange aus.

Die Schuchard lief ungeduldig fluchend von einem Sahl zum andern, und konnte die Zeit nicht erwarten, in welcher die verhaßte Leiche der Unglücklichen weggetragen werden sollte. Endlich bemerkte sie, daß zwei Arbeitsleute, welche Armenleichen wegzutragen pflegten, sich der Sahltreppe näherten. Da eilte sie mit teuflischer Rohheit nach der Leiche, faßte diese bei den Haaren, zog sie so sammt

dem Brette, auf welchem die Leiche festgebunden war, nach sich und stürzte dieses mit einem nachstoßenden Fußtritt die Treppe hinunter.

Als es dumpf die Treppe hinunter polterte, sank Marie, mit einem herzzerschneidenden Weheruf, auf dem Treppenstuhl ohnmächtig zusammen. Die beiden Kleinen blickten starr auf ihre Schwester.

Die Schuchard aber stand hohnlachend, beide Arme in die Seite stemmend, da und rief: „Stelle Dich nur nicht, als wärest Du, nichtsnutzige Creatur, in Ohnmacht gesunken. Hättet Ihr Gesindel Gefühl gehabt, so hättet Ihr mir längst bezahlt, was Ihr mir schuldig waret. Jetzt möget Ihr vor Hunger krepiren — mir soll es recht sein."

„Ach, liebe Frau Schuchard", sagte mit zitternder Stimme das eine der kleinen Mädchen, „sehen Sie, meine Marie stirbt auch — lassen Sie uns doch noch einen Tag auf dem Sahl."

Und beide Kinder fingen bitterlich an zu weinen.

„Nichts da, kein Obdach, keinen Trunk Wasser mehr für Euch Galgenvögel! Macht die faule Magd nicht bald Anstalt, sich zu erheben, so werf ich sie der Leiche nach."

Damit schlug sie, noch immer schimpfend und tobend, die Sahlthüre zu.

Nach einigen Minuten erwachte Marie aus ihrer Ohnmacht, sah starr um sich her, faßte krampfhaft die Kleinen und verließ das Haus.

Ein Kaufmann.

Dritter Theil.

22. Ein sechsfacher Mörder.

Wir stehen mit unserer Geschichte auf einem Punkte, wo jene sich zu wichtigen Resultaten zusammen drängt.

An einem und demselben Tage fanden an drei verschiedenen Stellen Ereignisse statt, welche unser lebhaftes Interesse in Anspruch nehmen. Es verbindet sich das Schauerliche mit dem Unheimlichen, das äußerlich Heitere mit dem innerlich Furchtbaren.

Die Natur selbst schien zu diesen Scenen ihre gewaltige Staffage geben zu wollen.

Ein schweres Gewitter zog sich im Westen zusammen. Pechschwarze Gewölke häuften sich am Himmel und verfinsterten die Erde. Thiere und Menschen zeigten die größte Eile, um sich eine Zuflucht zu suchen. Blitze zuckten und Donner rollten. Sturmwinde peitschten die Fluthen der Elbe.

An diesem Tage fand eine Hochzeit statt, es war die zwischen Vogelsang und Emilie Mönkeberg. Der Prediger hatte eben das Amen mit dem Segen der Kirche gesprochen, als die Donner wild über die Elbe rollten und Blitze das selige Auge der eben getrauten Braut durchzuckten. Schrecken und Entsetzen verbreitete sich unter den Gästen der Hochzeit, und es wollte keine Heiterkeit mehr aufkommen.

Eine alte Dame sagte leise zu ihrer Nachbarin: „Es ist eine sonderbare Hochzeit. Wenn dieses nur nichts zu bedeuten hat. Der Himmel macht Musik zu dieser Lust.“

„Mich dauert die Braut“, flüsterte das Echo zurück.

„Es ist in der That ein seltsames Zusammentreffen. Warum mußte auch wirklich ein so starkes Gewitter kommen, nachdem eben die Trauung vollzogen war.“

„Es ist aber der Segen darüber gesprochen.“

„Ach! ich bitte, der Segen — ein solches Toben und Grollen des Himmels. O, die arme junge Frau! Man kann sich die Scene in einer Comödie nicht schrecklicher denken.“

„Hu! dieser Blitz!“ rief kreischend eine Andere, bedeckte das Gesicht mit beiden Händen und flüchtete sich in eine Ecke.

Die junge Frau stand da wie eine Heilige, wie eine vestalische Jungfrau, die lebendig dem finstern Schooß der Erde übergeben werden soll. Ihre Wangen waren bleich von dem Schreck bei dem Gewitter, der Glanz der Freude und Seligkeit war plötzlich aus ihren Augen gewichen.

Einer nur stand unerschüttert da und hohnlachte über die Angst der Weiber. Er starrte mit festen Blicken zum Fenster hinaus und in das zuckende Flammen der Blitze.

„Das ist eine prächtige Musik zu meiner Hochzeit“, rief er, „ganz wie ich sie nur wünschen kann. Gott ist mein Musikant, er trommelt, daß die Erde dröhnt. Ha! ha! ha! Das war ein Tusch, schade, daß er nicht bei dem Segen und Amen kam.“

Die junge Frau schmiegte sich an seine Brust. „Wie kannst Du nur so wild und grausam der Macht des Himmels spotten?“ sagte sie mit sanftem Vorwurf.

„Des Himmels?“ entgegnete Vogelsang. „Sage lieber, der Hölle. Die Liebe brennt fürchterlich in mir. Mein Glück verzehrt mich heute, denn ich habe Dich ja.“

Das Gewitter währte lange. Die hochzeitliche Stimmung

war durch das Toben und Wüthen der Elemente vernichtet. Doch — die Ehe war geschlossen.

Es läßt sich erwarten, daß Heineke nicht mit zu den Hochzeitsgästen zählte. Und dennoch feierte auch er eine Verbindung, und zwar eine Verbindung mit einer sehr bedeutenden Summe Geldes. Im Grunde also hier wie dort dieselbe Scene.

Der Leser wird die Auffassung dieser Scene und Angelegenheit um so leichter und lebendiger gewinnen, wenn wir ihn sofort mitten in dieselbe einführen.

Heineke befand sich in seinem Comptoir. Vor ihm stand ein Mann von mulattischer Gesichtsfarbe, dem man es auf den ersten Blick ansehen konnte, daß die See sein Element war. Aus dem kupferfarbigen Gesicht und unter den schwarzen Brauen guckten ein paar dunkle, listige und verschlagene Augen hervor.

„Mich dünkt dennoch", sagte Heineke, „Sie hätten für diesen Schmuck mehr Geld bekommen müssen; in Nord-Amerika und Westindien bezahlt man solche Gegenstände."

„Mehr Geld?" entgegnete der Mulatte. „Durch wen hätten Sie denn wohl überhaupt Geld dafür bekommen wollen. Und — warum haben Sie diesen Schmuck denn nicht selbst und hier in Hamburg verkauft, wenn Sie jetzt meinen, daß mehr dafür zu bekommen gewesen wäre?" fügte der Seemann mit spöttischem Lächeln hinzu. „Die Sache sollte geheim bleiben, — nun bleibt sie's, das Geld liegt wohl verwahrt nnter meiner Koje und nun ist es noch nicht recht. Was wird nun aber mein Lohn sein? Denn umsonst werden Sie diesen Dienst nicht verlangen."

„Darüber sprechen wir, wenn ich das Geld abhole

vom Schiffe. Ich bin mit mir nur noch nicht ganz einig darüber, ob ich es überhaupt erst an Land nehme."

„Nicht an Land?"

„Verstehen Sie mich recht, ich habe darüber nachgedacht, wie ich mit diesem aus dem Schmuck gelösten Gelde am meisten wieder verdienen kann. Am hiesigen Platze und im gewöhnlichen Geschäft möchte ich es nicht gerne in Umlauf setzen. Ich habe meine Gründe, dieses Geld hier nicht anzulegen und auszugeben."

„Aha, verstehe", sagte der Mulatte, und sah Heineke mit einem durchdringenden Blick an.

„Nur", fuhr Heineke fort, „müßte ich einen Compagnon haben, um das Geld, wie gesagt, besser zu verwerthen, und dieser Compagnon könnten Sie sein."

„Ich — als Untersteuermann?" versetzte der Mulatte, nicht ohne ein gewisses Erstaunen auszudrücken.

„Allerdings, doch würden Sie dann nicht Untersteuermann bleiben können. Da ich Sie bereits hinlänglich erprobt zu haben glaube, und mir auch die letzte Dienstleistung ein Beweis Ihrer Hingebung und treuen Gesinnung ist, so glaube ich, Ihnen auch ferner vertrauen und das beabsichtigte Unternehmen Ihrer Verschwiegenheit und Gewissenhaftigkeit anvertrauen zu können."

„Lassen Sie hören", entgegnete der Untersteuermann und zeigte sich in Ton und Mienen sehr neugierig und gespannt. „Ich bin gerne dabei, wenn sich ein gutes Stück Geld verdienen läßt."

„Verdienen — das wollt' ich meinen; nur muß man Blut und Galgen nicht achten", sagte Heineke mit ermuthigendem Ausdruck.

Der Mulatte sah ihn nachdenklich an, ohne eine weitere Frage hervorzubringen.

„Ich komme morgen an Bord und dann sprechen wir weiter darüber. Sie sollen meinen Plan hören und ich hoffe, daß Sie Compagnie mit mir machen werden. Also — morgen.“

Diese Worte wußte der Untersteuermann richtig zu würdigen und verließ das Comptoir.

Dieses war die zweite uns interessirende Scene an dem bewußten Tage. Den Erfolg und den Zweck dieser Einleitung aber werden wir später erzählen. —

Die dritte gleichzeitige Scene ereignete sich in der Wohnung Rüsau's.

Man wird sich erinnern, daß der Vorsteher der Erziehungsanstalt immer finsterer wurde, daß sein Gemüth in einem unheimlich verschlossenen Groll dahin siechte und ein verborgener giftiger Wurm an seinem Leben, an der Ruhe und dem Frieden seiner Seele nagte. Er sah seine Frau und seine Kinder um sich, und sein sittliches Gefühl lähmte alle seine Glieder, seine Zähne knirschten unwillkürlich in krampfhaften Zuckungen zusammen.

Durch seine Kinden waren ihm — alle Kinder zuwider geworden. Er hatte seine Lehranstalt aufgegeben, und ein Geschäft in Compagnie angefangen, auf Anrathen Heineke's; er hatte sich darin ergeben, wie er sich in Vieles ergab, um sich wenigstens äußerlich mit dem Leben zu verständigen, sein Bewußtsein in dem Strom des Lebens, wie es ohne Sittlichkeit, ohne Grundsätze sich darbot, gewaltsam zu ersäufen. —

Es war in der Nacht vom 14. auf den 15. August, im Jahre 1803.

Mitternacht war vorüber. Die Aufregung in der Natur war vorüber, aber nicht so in der Brust Rüsau's; die Elemente ruhten, aber nicht die Gefühle in der Brust des Genannten. Bald zögernden, bald hastigen Schrittes wanderte er in seinem Zimmer auf und ab. Seine Züge waren, so viel sich bei dem heruntergebrannten und lange nicht geschneuzten Licht erkennen ließ, bleich und von inneren Schmerzen entstellt. Seine Blicke fuhren starr und seelenlos im Zimmer umher. Bald wieder blieb er fast eine halbe Stunde lang vor seinem Tische stehen und heftete seine Augen auf einen beschriebenen Bogen. Es war ein Brief an — Heineke. Er enthielt Vorstellungen, herzergreifende Vorwürfe und zu Boden schmetternde Anklagen, mit einer Würde, Kraft und Seelengröße hingeworfen, die jedes denkende Gemüth mächtig erschüttern mußte.

Der Brief schien noch unvollendet; Rüsau nahm und las ihn, legte ihn dann, von neuen Zweifeln und Gedanken ergriffen, wieder hin und ging, wie vorhin, unruhig im Zimmer auf und ab.

Vom Thurm der Catharinen-Kirche schlug es 1 Uhr. Rüsau fuhr zusammen, wie von einem Phantom erschreckt. Seine Bewegungen, sein ganzes Wesen wurde fieberhaft. Röthe und Bläße wechselten auf seinen Wangen. Eine finstere Gluth leuchtete aus seinen Augen. Dann ergriff er den Brief, hielt ihn über das Licht und sagte mit dumpf murmelnder Stimme:

„Allmächtiger Gott, bestimme Du seinen Richter oder richte ihn selbst. Ich vermag es nicht. Bitterer aber noch

ist jener Kelch, welchen ich ausleeren muß bis auf die Hefe. Ha! gräßlich! er ist mit Blut von unschuldigen Wesen erfüllt, an denen ich zum Mörder und — Märtyrer werde; zum Märtyrer für die Sittenlosigkeit dieses Sodoms und Gomorrhas. Wehe mir, daß ich einst in schwacher Stunde — ein Mensch war. Gott! Gott! warum hast Du diese Versuchung nicht von mir genommen?" —

Die Gewalt der Gefühle erstickte seine Stimme; Thränen stürzten über seine Wangen. Dann raffte er sich plötzlich wieder zusammen und holte aus seinem Schreibtisch ein blankes Rasirmesser hervor, das er heftig an seine Lippen drückte und mit seinen Thränen überschüttete. Seine Augen hafteten lange und starr auf dem Messer und auf seinen weißen, zitternden Händen. Mit unsäglich bewegter und rührender Stimme sagte er:

„Vater im Himmel, Du kennest mein Herz, und dennoch — diese Hände, welche nur geübt sind, sich vor Deinem Angesicht im Gebet zu erheben — sie ballen sich krampfhaft zum Mord, sie sollen vom Blute sich röthen. Ewiger Richter im Himmel — es muß ja sein — mein Herz hat Jahre lang geblutet — ich habe getragen die Sünde dieser Welt — ich bin Vater gewesen — den Kindern dieses Verworfenen, Freund seiner Tochter. Vater im Himmel! warum hast Du mir auch nicht eher die Augen geöffnet? Jetzt — Mörder und Verbrecher, in Ketten und Kerkern, nehmt mich auf als Märtyrer und Genossen in Eure Mitte, Ihr leidet und duldet vielleicht unter der Schlechtigkeit und Verworfenheit der Welt, wie ich darunter leide und dulde. Doch — das Bewußtsein, die Rechtfertigung meines Verbrechens nehme ich mit mir unter die Erde, wenn mein

enthaupteter Körper von dem Henkersknecht verscharrt wird. Meine That soll Niemand ergründen; nur Einer durchschaut und wägt sie: Gott! – Vielleicht kommt dereinst eine Zeit in einer besseren, sittlicheren Welt, von der mein Name mit Ehrfurcht genannt wird. — —"

Seine Kniee wankten; er sank vor seinem Stuhle nieder, legte den Kopf auf die gefalteten Hände und betete still und lange. Dann erhob er sich mit verklärten Zügen.

Die ersten Strahlen der Morgenröthe erhellten seine matten und leblosen Augen. Mit krampfhafter Entschlossenheit ergriff er mit der Rechten das Messer und mit der Linken nach seiner Brust. Dann verließ er kräftigen Schrittes das Zimmer und ging im Zwielicht des anbrechenden Tages in das Schlafzimmer, in welchem seine Frau und sein Liebling, sein jüngster Sohn ruhte.

Zum letzten Male betrachtete er seine Frau, wie sie, die Hände über der Bettdecke wie zum Gebet geschlossen, sanft lächelnd dalag. Die Brust, an welcher er sein erstes Kind mit so unsäglicher Freude und Wonne hatte nähren, lächeln und gedeihen sehen, war halb entblößt wegen der zurückgebliebenen Schwüle nach dem vor wenigen Stunden noch tobenden Gewitter.

Leisen Schrittes trat Rüsau dicht an das Bett, öffnete behutsam das Messer, faßte es mit sicherer Hand und führte einen tiefen Schnitt über den Hals seiner Frau. Das Blut floß zu beiden Seiten des Körpers auf die weiße Bettdecke hinab und überzog mit seiner Purpurröthe das darauf spielende Morgenroth.

Ein dumpfes Röcheln machte sich aus der Kehle der Gemordeten hervor. Ihre Augenlider öffneten sich, um sich,

nachdem die Augapfel darunter einige Male wie im Krampf oder Wahnsinn unstät umgeirrt waren, bald zur Hälfte wieder zu schließen.

Rüsau hatte es nicht abgewartet, um diese Momente zu beobachten. Leisen doch raschen Schrittes war er zu seinem Sohne gegangen, und zitternd fuhr er zusammen, als dieser lächelnd und wie sanft flehend in einem lieblichen Traume, einige schwache, unartikulirte Laute hervorgebracht und sich dann wie anschmiegend auf die Seite gelegt hatte. Bald aber war auch hier der schreckliche Schnitt ausgeführt.

Dann ging der Mörder zu den beiden jüngsten Töchtern; und weiter zu einer Tochter, welche in noch einem anderen Zimmer mit drei Kostgängerinnen schlief. Ueberal dieselbe Entschlossenheit, derselbe tiefe und tödtliche Schnitt.

So war sie vollendet — die geheimnißvolle Ermordung von sechs schuldlosen Wesen!

Jetzt erst wurde Rüsau es sich bewußt, daß seine Hände und Kniee zitterten. Er barg das Messer in einer Schieblade und schwankte nach der Treppe, an deren Geländer er sich halten mußte, um hinabzukommen. Dann weckte er mit schwacher, angestrengter Stimme das Dienstmädchen auf, rief ihr zu, daß er einen Spaziergang zum Deichthor hinaus machen wolle und verließ das Haus.

Betäubt, verstört, schlotternd am ganzen Körper, mit schüchternen Blicken auf seine Hände sehend, eilte er zum Deichthore hinaus und an die Elbe, um sich hinein zu stürzen, aber — die Gegend war schon morgendlich belebt.

Wie vom plötzlichen Wahnsinn ergriffen irrte er hier und dorthin, bis er in die Nähe der Alster kam. Ohne zu wissen, wo er war und was er wollte, griff er voll

Verwirrung in seine Tasche, holte ein Federmesser hervor und versetzte sich verschiedene Stiche.

Das Blut quoll nur sparsam hervor und besudelte seine Kleider, ohne daß mit ihm das Leben entrann.

Geistig und körperlich vollkommen erschöpft, sank er an einer wenig besuchten Stelle zusammen. —

In der ganzen Stadt war eine furchtbare Bewegung. Jeder Mann, jede Frau, jedes Kind fast ergoß sich in Klagen und Verwünschungen über die schauerliche Ermordung sechs schuldloser Wesen und Niemand wußte zu sagen, wo der Mörder geblieben war, welcher erst gegen Abend gefunden wurde.

Noch hatte Niemand ihn bemerkt, als Rüsau zufällig aus seiner Betäubung erwachte und die Schritte in seiner Nähe hörte.

„Sucht Ihr den Mörder?" fragte er mit flehend matter, gebrochener Stimme. „Hier bin ich. Seht das Blut an meinen Händen — nehmt mich doch mit und — richtet mich. Nein, erst verbindet mich — damit die Welt sieht, daß ich unter dem Beil als Mörder sterbe."

Der characterfeste, gebildete und anstandsvolle Mann war zum kindischen Schwächling geworden.

In der ganzen, volkreichen und aufgeregten Stadt war nur Einer, der von allen Klagen und Verwünschungen, von allen jammerreichen Ausbrüchen des Mitleids und der Rache nichts sah, hörte und erfuhr, und dieser Eine war — Heineke. Wir werden sogleich im nächsten Capitel sehen, wie dies kam. —

23. Eine gerichtliche Procedur.

An dem Morgen dieses Tages, an welchem in ganz Hamburg eine so ungeheure und tumultuarisch aufgeregte Bewegung entstand, begab Heineke sich schon frühe nach dem Hafen, rief einen Jollenführer und ließ sich nach seiner Brigg, dem „Störtebecker" übersetzen.

Der Untersteuermann empfing ihn mit einer schlauen Miene und geleitete ihn in die Kajüte.

Hier mit seinem Rheder angekommen, sagte er:

„Der Capitain ist schon seit gestern an Land zu seiner Frau gegangen und wird heute schwerlich an Bord kommen. Die Matrosen nebst dem Decksjungen sollen heute alle auf Urlaub, also können wir ungestört auf dem „Störtebecker" unsere Sache besprechen."

„Gut," entgegnete Heineke, „es wäre mir lieb, wenn wir ganz ungestört sein könnten. Ist kein Wein mehr am Bord, so kann und muß erst welcher geholt werden. Leicht möglich, daß ich den ganzen Tag hier auf dem Schiff bleibe. Ich mag wohl einmal solche Veränderung. Besser noch, ich ginge mit auf See. Das Stadtleben fängt an mich zu langweilen. Man hat Alles genossen, Wein und Weiberlust, nur — das Geld, das Geld hat noch einigen Reiz für mich."

Der Mulatte nickte beifällig, setzte Wein und Gläser auf den Tisch und Heineke machte sich's behaglich in der Kajüte.

Als die Matrosen an's Land gegangen waren, zog der Untersteuermann unter seiner Koje mit großer Anstrengung

eine schwere Kiste hervor und deutete darauf hin mit dem Finger und einem blinzelnden Lächeln.

„Dieser Schatz ist besser, als der andere; dieser ist für Männer, jener war doch nur für ein Weib gemacht. Aber ein prächtig Stück Arbeit war es. Wetter, wie riß John Bull die Augen auf, wenn er die funkelnden und in allen Farben strahlenden Steine in der Hand wiegte. In ganz Peru und Brasilien sind solche Steine vom reinsten Wasser nicht mehr. Aechte Pariser Arbeit," hieß es, „excellent."

„Das wollte ich meinen," wiederholte Heineke und rieb sich wohlgefällig die Hände, „ächte Pariser Arbeit. Nun, wir wollen zählen, das ist eine prächtige Unterhaltung auf dem Schiff, Untersteuermann, bei diesem Klang hält man es in Eurer Kajüte schon einen Tag aus."

„Aber wie war es", hub der Mulatte wieder an, wollten Sie mir nicht einen Plan mittheilen, nach welchem recht viel Geld zu verdienen sei, und bei dessen Ausführung auch ich betheiligt sein sollte?"

„Das wollte ich allerdings", sagte Heineke, „und deshalb eben bin ich an Bord gekommen, weil man aus der Erfahrung weiß, daß man am Lande niemals sicher ist vor Horchern und Lauschern."

„Nun, ich muß gestehen", entgegnete der Mulatte, „das ist eine Vorrede, die mich ungeheuer gespannt macht. Wenn ich Ihr Compagnon bin, so bin ich auch verschwiegen", fuhr er fort, „also nur heraus damit."

Heineke rückte auf der gepolsterten Bank der Kajüte jetzt dem Untersteuermann ganz nahe an die Seite, sah ihm lange fest in die Augen und begann nach einer Pause:

„Ich bin des Geschäftes müde. Man hat jeden Tag Gelegenheit, bei einem Bankerott zu verlieren oder sich durch Staatspapiere und Wechselreiterei anschwindeln zu lassen. Die jetzige Zeit ist dem Handel nicht günstig und das Leben kostet zu viel. Es sind verteufelt schlechte Conjuncturen, bei denen nichts mehr zu werden ist, also dächte ich, ich wollte es einmal mit einem anderen Artikel versuchen.“

„Mit einem anderen Artikel?“ versetzte der Mulatte, Neugierde in den Mienen ausdrückend. „Ich weiß nicht, mit welchem möglichen Artikel Sie schon gehandelt haben.“

„Ich spreche nicht von ost- oder westindischen Artikeln“, fuhr Heineke fort, „von Kaffee, Baumwolle oder Taback, Zucker und Gewürzen, sondern — von Fleisch und Knochen.“

Der Mulatte saß mit aufgesperrtem Munde da und schüttelte mit dem Kopfe, um anzudeuten, daß er den Sinn dieser Worte noch nicht recht verstehe. Dann sagte er:

„Ja — der Handel damit mag wohl gut sein, aber — ich habe nur keine Kenntnisse von jütischen Ochsen und fetten Schweinen.“

„Ach, was“, fuhr Heineke fort und machte dabei ein unheimlich verzerrtes und grinsendes Gesicht, ich spreche ja nicht von jütischen, sondern von afrikanischen Ochsen und Schweinen.“

„Ah — so — ich verstehe“, sagte jetzt der Mulatte und machte eine Miene, als empfinde er einen schmerzhaften Stich im Herzen.

„Ja“ — sagte Heineke, mit unterdrückter, verbissener Stimme, — verstehen und begreifen Sie endlich? ich will mit Menschen handeln. Dieser Handel scheint noch etwas einzubringen, das Andere ist alles gewöhnliche Baga-

telle, befriedigt und belohnt die Speculation nicht. Warum arbeitet und handelt man, ja, warum lebt man überhaupt, als nur, um recht viel Geld und zwar Geld um jeden Preis zu verdienen. Verstehen Sie also, ich will mit Menschen handeln, und dabei sollen Sie mein Geschäftsführer sein. Ich glaube, Sie kennen dieses Geschäft und wie man es am sichersten und vortheilhaftesten betreiben kann."

„O ja" — sagte der Mulatte, mit einem sehr ernsten und unwillkürlich fast feierlich werdenden Tone, „ich kenne dieses Geschäft, wenn nicht aus eigener Erfahrung, so doch durch die Erzählungen meines unglücklichen Vaters und aus den Anschauungen in den Zucker- und Kaffee-Plantagen, wo wir mit Hülfe der zahllosen Sklaven unsere Ladungen einnahmen. Besser aber noch lernte ich es, wie gesagt, als Kind durch die Erzählungen meines unglücklichen Vaters kennen."

„So — Ihr Vater war unglücklich?" versetzte Heineke mit großer Gleichgültigkeit. „Hat die Zuckermühle ihm vielleicht einen Arm oder ein Bein abgerissen?"

„Ach, das hätte nichts zu bedeuten gehabt. Nein — ha! ha! ha!" sagte der Untersteuermann mit wildem Lachen, „was rede ich, er war sehr glücklich, er wurde ja gut gemästet und durch tüchtige Hiebe europäisch gebildet und zur regelmäßigen Thätigkeit gewöhnt. So wurde er täglich fetter und brauchbarer und stieg im Werthe, bis ihm endlich der rechte Arm zerschmettert wurde, er die linke Hand noch selbst in den Kauf gab, indem er damit die rechte zu retten glaubte, und so — unbrauchbar geworden war. Eines Morgens war er verschwunden. Man hatte ihm etwas Gift gegeben und seinen Leichnahm, so ver-

stümmelt und entstellt wie er war, in den Sumpf geworfen, in welchem das Zuckerrohr mit seinem grünen Schilf für den Genuß der Europäer im Winde lustig hin- und herrauschte, vielleicht, um meinem glücklichen, sehr glücklichen Vater geisterhaft ein Grab- und Trauerlied zu singen, während hoch darüber in den Lüften ein Geier kreisete, der Leiche noch ein anderes Grab zu bereiten. Meine Mutter, eine geborne Amerikanerin — kam dann, oder vielmehr sie durch mich, in andere Hände, bis — ich mich endlich befreite, — doch, was denke ich noch an diese alten Kindermärchen. Sie wollen also auch als Hamburger Geschäftsmann es einmal mit dem Sklavenhandel versuchen, — das ist vernünftig. Bei dem Menschenhandel läßt sich noch etwas verdienen."

„Die Sache muß hier im Hafen und am Bord aber mit der größten Heimlichkeit und Verschwiegenheit vorbereitet werden," fuhr Heineke fort.

„Versteht sich," sagte der Untersteuermann, „es würde sonst ein schönes Aufsehen und vielen Skandal machen, wenn ein hiesiger Kauf- und Geschäftsmann sich mit solchem infamen, niederträchtigen Handel befassen wollte. Da wäre es besser gleich Scharfrichter oder Abdecker zu werden, denn ein solches Geschäft ist doch rechtschaffen, wie unehrlich es auch gescholten wird."

„Sie werden dabei mein Geschäftsführer und Capitain des „Störtebecker." Einige brauchbare Matrosen werden ja wohl zu erlangen sein. Doch erfahren diese nichts eher von unserer Unternehmung, als bis wir in See gegangen und an der afrikanischen Küste angelaufen sind. Hier werfen wir unsern Ballast aus und machen die Einrichtung zum

Sklavenschiff. Ich denke, ich kann Ihnen dabei die ganze Anordnung und Geschäftsführung übergeben."

„O, das können Sie," entgegnete der Mulatte, und zwar abermals mit einem feierlichen Ernst und einer erhobenen Stimme, indem sein Auge flammte und sein ganzes Innere mehr und mehr in eine zitternde Bewegung zu gerathen schien, die aber von Heineke nicht bemerkt wurde.

Es ging in der Brust des Mulatten offenbar etwas Besonderes vor. Sein Geist schwang sich lebendig und feurig zu bisher tief im Hintergrunde seines Herzens schlummernden Gefühlen empor. Es keimten Vorstellungen und Ideen in seiner Seele, die in rascher Aufeinanderfolge zu kräftigen Entschlüssen wurden. Seine so entflammte Phantasie zeigte ihm die unsäglichen Leiden und unmenschlichen Schicksale seines armen, unglücklichen Vaters, ja seiner sämmtlichen schwarzen Landsleute in verjüngten und schrillenden Farben. Daß wir es kurz und bündig andeuten, das Gefühl der Rache erwachte plötzlich in seiner Brust; was alle Sklavenhändler an seinen bejammernswerthen Brüdern und Schwestern voll Hohn, Nichtswürdigkeit, Grausamkeit und Geldgier verbrochen hatten, das wollte er wenigstens an Einem, der dieselben Ideen und Gefühle elender, unmenschlicher Habgier nährte, zur Vergeltung bringen. Rache! Rache! das war der Gedanke und das Gefühl, welches plötzlich den Mulatten durchglühte.

Heineke deutete die Lebhaftigkeit und Erregtheit, welche sich mit einem Male in den Mienen und Worten des Untersteuermanns zeigte, auf eine ganz andere Weise. Er dachte nicht anders, als daß es für jenen eine Lust und

Freude sei, Theilhaber eines solchen einträglichen Geschäftes zu werden.

„Nun", fuhr Heineke fort, „unsere Compagnieschaft wäre also im Allgemeinen geschlossen. Ich verlasse mich auf Sie und Ihren Eifer, Sie kennen Geschäft und Gegend, See und Land, Afrikaner und Amerikaner." — „Das will ich meinen", sagte der Mulatte, „und zum Beweise will ich Ihnen gleich ein Beispiel geben."

Er stand auf, ging zu seiner in dem Raume vor der Kajüte stehenden Zeugkiste und fing an, in derselben umher zu suchen. Nach einer kurzen Weile kehrte er in die Kajüte zurück und hielt etwas in seinen Händen. Dann setzte er sich wieder neben Heineke nieder und begann von Neuem, die abgebrochene Unterredung fortsetzend:

„Das Ergreifen und Einfangen der Schwarzen hat seine Schwierigkeiten. Wenn diese hinterher für ein gutes Stück Geld zu verkaufen sind, so muß man nicht glauben, daß es so leicht ist, ihrer habhaft zu werden. Nein, das ist oft mit großen Schwierigkeiten und Gefahren, ja, selbst mit Blut und Tod verbunden. Nicht Jeder ist so arm und hülflos, um sich von uns gewinnen und verlocken zu lassen. Mancher kräftige Kerl, der seine 500 Piaster unter Brüdern werth ist, läßt sich weder bestechen, verleiten noch verlocken. Man bietet vergeblich alle Ränke und Künste auf, um ihn an Bord zu bringen. Er widersetzt sich mit aller Stärke, die die Natur seinem markigen und unverdorbenen Körper gegeben hat. Er setzt Leben gegen Leben, und nur zu oft sind Diejenigen die Schwächeren und Verlierenden, welche ihn bei Nacht in seiner Hütte aus Schilf und Lehm überfallen und wegschleppen zu können vermeinen.

Mancher Schädel wird dabei gespalten, mancher Arm jämmerlich zerbrochen. Um seinen Gegner in einem unvorbereiteten Augenblick und in einer unbewachten Lage unschädlich zu machen, dazu giebt es nur ein Mittel, und dieses ist die Negerschlinge, deren sich die Schwarzen selbst bei ihren Angriffen und Kämpfen bedienen.

Der Untersteuermann holte die Schlinge jetzt hervor und hielt sie seinem Rheder mit einer eigenthümlichen Geberde vor die Augen.

„Sehen Sie", fuhr er fort, so ist sie beschaffen und so wird sie verschlungen. Wer weiß, wie viele arme, unglückliche Neger mit derselben schon gefangen, und, wenn sie sich zur Wehre setzten, erdrosselt sein mögen."

„Wenn der Verfolger nun", erklärte der Mulatte weiter, „seinem Opfer gegenüber steht, und dieses nach allen drohenden und gewinnenden Redensarten dennoch nicht gutwillig auf das Schiff folgen will, so nimmt der Händler seine Zuflucht zur List oder Gewalt. Er faßt die Schlinge so und wirft sie dem Wild über den Kopf."

Indem der Mulatte diese Worte sprach, that er wirklich was er sagte, das heißt, er warf dem Kaufmann die Schlinge über den Kopf, und dieser, welcher entweder nicht Zeit genug hatte, um eine solche Procedur des Beweises von sich zurückzuweisen und abzuwehren, mußte, nicht ohne einen ängstlichen und verstörten Blick auf seinen Untersteuermann zu werfen, sich auf Gnade oder Ungnade in seine Lage ergeben. Kaum aber hatte der Mulatte ihm die Schlinge über den Kopf geworfen, so blitzte auch ein ungewöhnliches Feuer aus seinen Augen, seine Adern in den Schläfen schwollen an, seine Züge wurden geröthet, und mit dem

Gefühle der Rache, welches zugleich eine unbeschreibliche Wollust ausdrückte, zog er die Schlinge zusammen.

Das Gesicht des Kaufmannes wurde in diesem Augenblick hoch geschwollen mit einer bläulichen Röthe, und die Augen traten weit aus ihren Höhlungen hervor. Obgleich er zu sprechen und um Hülfe zu rufen versuchte, so erstarb seine Stimme doch in einem dumpfen, keuchenden Röcheln, und wie sehr er auch mit Händen und Füßen sich zu widersetzen und frei zu machen bestrebte, so wurde ihm dies doch ohnmöglich. Je schrecklicher und verzweifelter in seiner Angst der Kaufmann sich geberdete, desto höhnischer und wilder lachte der Mulatte, und zog mit jubelndem Wohlgefallen die Schlinge, welche er fest um seine Faust gewickelt hielt, nur um so fester und nachdrücklicher an.

Wie der Jäger einen jungen Jagdhund, der sich ungeberdig und unlenksam zeigt, an einer Schnur bändigt und zu sich zerrt, so zerrte der Mulatte sein Opfer mit wildem Frohlocken auf den Boden uud lachte voll Rachedurst, wie jenes sich noch schwach wandte und krümmte in den scheußlichsten Verzerrungen und Entstellungen der Gesichtszüge.

Endlich lag der Körper des Kaufmannes regungs- und bewegungslos da. Die Gesichtszüge waren blau unterlaufen und furchtbar entstellt. Gesicht, Hals und Hände waren außerdem mit Blut besudelt, denn indem der Erdrosselte voll peinlicher Todesangst versucht hatte, sich von oder aus der verhängnißvollen Negerschlinge zu befreien, hatte er jene Theile seines Körpers blutig gekratzt und zerrissen.

Der Mulatte stand jetzt ruhig mit in einander geschlungenen Armen da und betrachtete wohlgefällig das zu

seinen Füßen in der Erstarrung des Todes daliegende Opfer. Dann sprach er mit unterdrückter Stimme vor sich hin:

„Das ist Rache, und diese Rache ist süß! Wie viel das arme Volk meiner Landsleute und Väter unter solchen Seelenverkäufern gelitten hat, das weiß ich nur allzu gut, darum habe ich meinem seligen Vater, wenn er in einsamen Stunden mir seine frühere Laufbahn, und wie er geschlagen und gequält wurde, mir, dem Kinde erzählte — Rache geschworen an Allen, die mir je mit gleicher Habgier und Gewinnsucht nahe kommen würden, und — siehe, Geist meines Vaters, wie dein Sohn Dir Wort gehalten hat! Er wollte wie Andere, sich an Blut, Leben und Freiheit meines Stammes versündigen, darum mußte ich ihm an's Leben. Er mußte fallen auf dieselbe Weise, wie er meine Brüder auf die Schlachtbank geschleppt haben würde, und — mein Werk ist mir gelungen. Wie er jetzt da liegt! Wie noch im Tode die elende Geldgierde aus seinen Zügen hervortritt! Wie seine Finger sich gleich Geierkrallen krampfhaft verlängert haben, um nach dem Besitz und Genuß des Lebens zu greifen! Du quälst meine armen Landsleute nun nicht mehr; vor Dir und Deiner Habgier sind sie gesichert. Fahre nun hinab in die Elbe und dann, wenn man Dich aufgefunden und aufgefischt, in die Erde. Doch nein, nein, nicht hier, draußen auf dem Meere werde ich Dich hinausstürzen, dort, wo der Hai Dich gierig verschlingt, wie Du meine Brüder als ein anderer Hai verschlingen wolltest. Weg mit Dir!"

Er stieß die Leiche verächtlich mit dem Fuße hin und her, um sich zu überzeugen, daß keine Spur von Leben mehr darin sei. Dann faßte er noch einmal mit kräftiger

Faust die Schlinge, zog daran den Körper aus der Cajüte und verbarg ihn in einem finsteren Winkel, um ihn von dort, sobald das Schiff in den nächsten Tagen in die offene See hinausgekommen, heimlich in's Meer zu stürzen.

Als am nächsten Morgen ein günstiger Wind aus Ostsüdost eintrat, lichtete das Schiff in aller Frühe die Anker und hatte nach wenigen Stunden Hamburg aus dem Gesicht verloren. —

24. Das Vermiethungs-Comptoir.

Wir befinden uns in einem sogenannten Vermiethungs-Comptoir.

Die liebenswürdige Leserin weiß, was das sagen will. Es ist ein Geschäft zur Vermiethung weiblicher, wenn auch mitunter wohl männlicher Dienstboten. Doch nur die erste Seite dieses Geschäftes kömmt hier in Betracht, und das ist noch nicht Alles, was ein Mann, wenn er anders gut unterrichtet ist, von manchen Comptoiren zur Vermiethung weiblicher Dienstboten weiß. Es liegt dahinter noch etwas Mysteriöses verborgen, doch um dies nicht ausführlich durch eine Beschreibung und aufklärende Mittheilung eröffnen zu dürfen, wollen wir die schöne Leserin selbst in den Geschäftsbetrieb unserer Vermietherin einführen.

Frau Geyser, die Inhaberin des Vermiethungs-Comptoirs, ist eine sehr wohlbeleibte Person von etlichen funfzig Jahren, mit großen glasigen Augen, rothen Wangen und rother Nase von der Farbe des Bordeaux-Weines. Sie sitzt vom Morgen bis an den Abend in einem großen weich gepolsterten Lehnstuhl, vor sich auf dem Tisch ein

großes Buch nebst Dinte und Feder, auf ihrem Schooß eine große schwarze Katze und neben sich einen grünen Papagei, wie sie sagt, das Geschenk ihres seligen Mannes, eines auf der See verunglückten Schiffscapitaines.

In dieser Lage giebt Frau Geyser Audienz für Alle, die sie sprechen wollen, in öffentlichen und — geheimen Angelegenheiten.

Es ist Morgens 9 Uhr.

Die erste Person, welche eintritt, ist ein junges Mädchen vom Lande, aus dem Holsteinischen, frisch, voll und rund von Brust und Hüften, blühend im Gesicht von sanfter Röthe, mit einem lieblichen Weiß um die blau duftenden Augen.

„Kann ich wohl gleich einen guten Dienst bekommen?“

Frau Geyser antwortet nicht sogleich, sondern mustert das junge, ziemlich verschämt dastehende Mädchen mit wohlgefälligen Blicken von unten bis oben. Dann, als sie alle Theile des Mädchens blinzelnd untersucht, spricht sie:

„Wie alt bist Du?“

„Im nächsten Frühling 18 Jahre.„

„Wie viel Lohn verlangst Du?“

„Ach, ich muß mit dem zufrieden sein, was sich mir bietet; wenn ich nur sogleich einen guten Dienst bekomme.“

„Du kannst sogleich einen ganz bequemen Dienst bekommen mit 30 Thalern Lohn, wo Du ganz wie Frau im Hause bist.“

„30 Thaler — ach herrje! das wäre ja viel Lohn!“

„Ja — und noch dazu bei einem alten Herrn, von dem Du noch Manches ziehen kannst, wenn Du klug bist. Nun, den Körper hast Du dazu.“

Das junge Mädchen schlägt erröthend die Augen nieder und — schweigt.

„Nun, Du wirst doch nicht so dumm sein, ein solches Glück auszuschlagen, welches sich Dir darbietet, da Du kaum zum Thore herein bist, und nach welchem andere Mädchen mit allen zehn Fingern greifen würden. Also — willst Du, so kannst Du heute Abend noch zugehen."

„Haben Sie keine andere Herrschaft?"

„Noch einen anderen alten Herrn, den Du aus dem Bett und in das Bett helfen mußt, weil er das Podagra hat, und der 40 Thaler giebt. Aber ich habe Dir gleich das Beste angeboten; weiter ist für den Augenblick nichts da."

„So muß ich wohl noch zwei Tage warten, obwohl meine kleine mitgebrachte Baarschaft kaum so weit reicht."

„Aber besinne Dich, eigensinnig und albern, nicht zu lange, Du könntest sonst zum Thore hinausgebracht werden. Unser Eins darf der Polizei nur einen halben Wink geben, und — Du mußt den ersten, besten Dienst annehmen oder — fort."

Das junge Mädchen bat, übermorgen wieder vorfragen zu dürfen und entfernte sich.

„Dumme Magd," brummte Frau Geyser vor sich hin, „mich so um meine 4 Louisdor zu bringen! denn die hätte der alte Sündenbock für eine solche frische Augenlust und Körperweide gerne gegeben."

Die zweite Person, welche erscheint, ist eine große, schlanke, fast magere Person von lebhaftem Wesen und feurigen braunen Augen. Ihre Züge sind auch weiß und blaßroth, aber mit sichtbarem Ausdruck der Abgelebtheit trotz eines Alters von 27 Jahren. Sie wirft ihren Henkelkorb,

wie er damals mit allerlei Kettenverzierungen Mode war, auf den Tisch, wirft sich auf einen Stuhl und ruft aus:

„Meinen Ekel habe ich satt. Auch will er nicht recht mehr was ausrücken. Was meinen Sie, er hat es mir rundweg abgeschlagen, mir eine goldene Halskette zu schenken für Alles, was ich nebenbei gethan habe! Nun, haben Sie keinen andern Dienst?" —

„Ich habe wohl Einen, aber, Lotte, der nimmt dich nicht?"

"Nimmt mich nicht? Ha! Das bilden Sie sich nur ein. So ehrbar, wie ich aussehe, und so viel ich schon mit alten Herren zu thun gehabt habe!"

„Eben darum, Lotte. Du hast schon zu viel mitgemacht. Du weißt, was diese alten Lecker haben wollen."

„Ach! Larifari! Dem wäre zu helfen. Ich setze mir eine silberne Mütze auf, ziehe einen beyerwandschen Rock an, und — —

Die Thüre klingelte abermals.

Der Eintretende war ein noch junger, und dabei stattlicher Mann, kurzum es war — Vogelsang.

Frau Geyser sah Lotte mit einem verständigenden Blicke an. Letztere nahm ihren Korb und sagte:

„Nun, adieu, Frau Geyser, ich hoffe, Frau Senatorin soll mit mir zufrieden sein."

Als sie sich in der Thüre umdrehte, warf sie Vogelsang noch ein Lächeln zu und verschwand mit einer schnippischen Geberde des Widerwillens.

Als diese Lotte fort war, sagte Vogelsang mit Entrüstung und Lebhaftigkeit:

„Was schicken Sie meiner Frau denn für Mädchen!"

„Nun, mein Herr, die besten die ich habe, die kochen, waschen, allenfalls auch nähen.“ —

„Ach! was scheert mich das. Ich mag von allen Sieben aber noch keine Einzige leiden. Und meinen Sie, daß ich so viel Zeit übrig habe, um alle Mädchen, sobald sie kommen, um sich sehen zu lassen, bemerken und auf irgend eine Weise zurückweisen zu können?“

„Ja — wenn Sie selbst kommen und sich deutlicher erklären“ — sagte Frau Geyser mit triumphirendem Lächeln — „Dann kann Ihnen ja gedient werden, so gut, wie Andern. Du lieber Himmel! Man verdient ja gerne ein Stück Geld — warum nicht? für was, hört was — warum sollte man denn seine Kunden nicht zu Freunden halten.“

„Also — Sie verstehen mich — Sie schicken mir ein junges, hübsches Mädchen, von 16—17 Jahren — ob vom Lande oder aus der Stadt gilt mir gleich — wenn ich sie nur um mich leiden mag — verstehen Sie.“

„Die Auswahl wird Mühe machen, indessen“ —

„Da, nehmen Sie vorläufig diesen Louisdor als Gottespfennig — hören Sie? Und schicken Sie meiner Frau ein behendes Kleinmädchen — so Eine, die hübsch gewachsen ist — gut aussieht — nun, Sie verstehen mich. Diesen Mittag bis zur Börsenzeit bin ich zu Hause. Aber wohl gemerkt, Sie schicken das Mädchen an meine Frau, damit diese sich auswählt; ich werde dann schon dazu kommen und — Pst! — Adieu!“

Damit entfernte er sich. Die Vermietherin betrachtete den Louisdor wohlgefällig und ließ ihn dann mit einem befriedigten Lächeln in ihre Tasche gleiten. —

Von hier aus wenden wir uns nach der Wohnung des jungen Kaufmannes Vogelsang.

Es ist erst wenige Wochen, nein, Tage nach der Hochzeit, und schon sitzt die junge Frau Tage lang, einen Tag wie den andern, einsam und verlassen in ihrem Zimmer. Es scheint, daß hier von Flitterwochen gar nicht die Rede gewesen ist. Der Gemahl bringt bei seiner jungen Frau kaum während der Zeit des Essens einige Augenblicke zu, und auch dann ist er einsilbig, kalt, abstoßend und mürrisch. Schmiegt sie sich mit aller Zärtlichkeit und Liebenswürdigkeit an ihn, legt sie seinen Arm um seine Schultern und nöthigt ihm einen Kuß ab und frägt ihn sanft und liebevoll, ob er Unangenehmes gehabt habe, da schiebt er sie gleichgültig zurück, würdigt sie keiner Antwort, keines Blickes und geht so kalt und mittheilungslos, wie er gekommen ist. Am Abend verläßt er das Haus, um erst spät nach Mitternacht nach Hause zurück zu kehren. Seine Frau erfährt nicht einmal, wann er wieder kommt, wenn sie in ihrem schlaflosen Hoffen und Harren nicht zufällig eine Thür öffnen und zuschlagen hört und denkt, daß dieses wohl ihr Mann sei, der sich jedoch nicht um ihr Schlafen oder Wachen bekümmert, der ihr nicht eine „gute Nacht" küßt, sie mit jener geträumten Seligkeit und Zärtlichkeit an sich drückt, wie sie es von Anfang an vergeblich erwartet hat.

Die junge Frau seufzt noch einige Male und kehrt ihr Gesicht dann gegen die Wand, um wenigstens ein Glück der Liebe zu träumen und mit glühenden Armen zu empfangen, daß sie in der Wirklichkeit vergeblich ersehnt.

Das ist in wenigen, inhaltschweren Zügen der Charakter dieser Ehe. Die gefühlvolle Leserin mag selbst sagen, ob

eine solche Ehe und Vernachlässigung einer jungen Frau von Seiten des Mannes die geringsten Ansprüche und Erwartungen befriedigen kann.

Arme Emilie — das war es, was Dir die Habgier eines Börsen- und Geschäftmannes, die Bereicherung um jeden Preis in die Ehe brachte! — —

Es erschien jetzt, von der Vermietherin, Frau Geyser gesandt, ein junges Mädchen, welche der Madame Vogelsang als Kleinmädchen oder „Lütjmaid" vorgestellt zu werden wünschte.

Diese „Lütjmaid" war — Marie.

Wir können uns kurz fassen, um der schönen Leserin und dem geneigten Leser darüber schon jetzt die nöthige Aufklärung zu geben, obwohl wir auch später Gelegenheit erhalten würden, Leser und Leserin hinter einer spanischen Wand die Gespräche und Herzensergießungen zwischen der „Lütjmaid" und ihrer Madame, bis zu dem Augenblick, wo zwischen beiden Spannung und Feindschaft eintreten mußte oder sollte, belauschen zu lassen.

Marie also hatte sich, nachdem sie verschiedenen kupplerischen Verlockungen und unsittlichen Versuchungen preisgegeben war, rasch und kräftig entschlossen, förmlich in einen Dienst zu treten, und so durch ihrer Hände Arbeit und ihren verdienten Lohn ihre beiden kleineren Geschwister, welche einstweilen bei rechtlichen Leuten in die Kost gethan worden waren, treu und mütterlich zu versorgen, bis sich vielleicht eines Tages durch kinderliebende Eheleute eine bessere und vortheilhaftere Aussicht für sie zeigen würde. Auf diese Weise hoffte Marie vor allen Nachstellungen

gesichert, vor allen Gefahren beschützt zu sein. Ob sie darin sich irrte, muß der Erfolg lehren.

Als die Frau Geyser den Namen Vogelsang nannte hatte es ihre Brust zwar etwas unsanft zusammen geschnürt, indem sie recht gut wußte oder wenigstens gelegentlich gehört hatte, daß dieser Vogelsang kein Anderer als jener Commis sei, welchen sie einst bei Heineke auf dem Comptoir gesehen hatte; allein — warum ein Gefühl des Widerwillens, welches sie gegen den Principal in ihrem Busen zu nähren gezwungen gewesen war, auch auf den Commis übertragen? Hatte dieser sich denn nicht von jenem getrennt, und lag darin nicht der beste Beweis, daß hier Art von Art ließ, und der Diener nicht so war wie der Herr? — Und überhaupt — was ging sie denn auch der Herr an? Sie wollte sich ja bei der Madame und nicht bei dem Herrn vermiethen! Deshalb wagte Marie nicht das leiseste Bedenken zu äußern, als die Vermietherin Geyser ihr den Namen „Madame Vogelsang" aufgab, bei welcher sie sich sehen lassen sollte.

Marie hatte sich kaum gemeldet und vorgestellt, als auch schon der Herr in das Zimmer trat, obgleich er sich sonst, wie gesagt, den ganzen Tag nicht sehen ließ.

„Ja, liebes Kind", sagte Madame Vogelsang, da Sie noch nicht gedient haben, so ist es die Frage, ob Sie gewandt genug sind, um die ihnen aufliegenden Arbeiten sauber und ordentlich zu verichten."

„Ich weiß nicht", sagte Vogelsang, Marie mit einem wohlgefälligen Blick fixirend, wie Du auf so dumme Weise das arme Mädchen in Verlegenheit setzen kannst. Wenn Du Dich so benimmst, wirst Du noch an hundert

Mädchen auszusetzen haben und alle wieder fortschicken, um zu zeigen, daß Du es gar nicht verstehst, ein Mädchen zu miethen."

„Ich hätte die anderen Mädchen alle wieder fortgeschickt?" — fragte die junge, bestürzte Frau mit dem Ausdruck der Verwunderung. „Aber, lieber Vogelsang, Du warst es ja eben, der die früheren Mädchen alle nicht gut genug fand, obgleich sie in Haus und Küche, in Dienst und Arbeit erfahren waren."

„Einfältige Redensarten! Es fehlte noch, mich vor diesem Mädchen hier mit Dir in einen Streit und Zank einzulassen. Kurz und gut, Du miethest jetzt endlich dieses Mädchen und damit Punktum."

„Nun, wie Du willst, lieber Vogelsang; darf ich Dich denn um das nöthige Geld bitten, um dem Mädchen den üblichen Gottespfennig zu geben?" sagte die junge Frau mit aller Schüchternheit und Befangenheit.

„Das kann ich ebenso gut direct und selbst thun, als daß ich gegen Dich erst den ergebenen Diener mache," — versetzte Vogelsang mit kaltem Tone. Dann, zu dem Mädchen, zu Marie sich wendend, fügte er hinzu:

„Wollen Sie nur auf die Diele gehen, mein Kind, ich werde Ihnen dort Ihren Gottespfennig sogleich geben."

Darauf ging er in sein Comptoir, kehrte nach einigen Sekunden wieder zurück, und drückte dem Mädchen ein Stück Geld in die Hand, mit einer so nachdrücklichen Wärme, daß jenes erröthete und verschämt da stand, als wisse er nicht, ob es dieses ihr in der Hand brennende Geldstück annehmen oder zurückgeben solle.

„Sie sind ein frundliches und anständiges Mädchen,"

sagte Vogelsang, „welches eine Ermunterung und Belohnung verdient.“

„Ermunterung und Belohnung! aber wofür?“ versetzte Marie.

„Nun, gehen Sie nur, Kleine. Es ist wahr, es ist für's Gottesgeld etwas zu viel geworden, aber — Sie brauchen ja nichts davon zu sagen. Adieu!“ Damit warf er dem jungen Mädchen noch einen blinzelnden Blick zu und kehrte in's Comptoir zurück.

An einem der folgenden Morgen trat die junge Frau aus ihrem Zimmer, um in die Küche zu gehen, als ihr Jemand in den Weg trat, bei dessen Anblick sie zur Bildsäule erstarrte. Sie fühlte plötzlich ein kaltes Rieseln durch den ganzen Körper und bleicher Schreck und Abscheu malte sich ab auf allen ihren Zügen.

Derjenige, welcher ihr diesen Schreck und Abscheu einflößte, war kein Anderer als — Kracke, jener Hausknecht, der sie mit so lügnerischen Bildern umgarnt, der sie durch nichtswürdige Ränke an den Ort der Verführung gelockt und ihre jungfräuliche Tugend und Reinheit dem kalten Spott und höhnendem Verdacht preisgegeben hatte.

Erst als Kracke mit einem gewissen traulichen Grinsen sich schon lange aus ihren Augen und ihrer Nähe entfernt hatte, kehrte allmälig das Bewußtsein in ihr zurück. Sie ging in ihre Stube. Heftige Schmerzen zerrissen ihren zarten Kopf. Hitze und Frost wechselten in ihren Gliedern. Sie versuchte ihren Kopf zu stützen, aber die zitternden Hände und Arme versagten ihr den Dienst. Endlich lehnte sie sich

in eine Ecke des Sophas und ein Strom hervorstürzender Thränen benetzte ihren Busen.

Als die Stunde des Mittagessens kam, setzte Vogelsang sich gleichgültig an den Tisch, ohne von der Zerstörung und Aufregung, den schmerzlichen Mienen und verweinten Augen seiner Gattin die geringste Notiz zu nehmen.

Nach langen peinlichen Gemüthsbewegungen und furchtbaren Seelenkämpfen sagte die junge Frau endlich mit schwacher, kaum vernehmbarer Stimme:

„Wie ist es möglich, daß ich — den Hausknecht hier heute im Hause gesehen habe?“

„Den Hausknecht —? Welchen?“

„Nun, den Hausknecht, welcher“ — die Worte blieben der jungen Frau auf Lippen und Zunge haften und eine glühende Schamröthe überlief ihre Wangen.

„Ach — so, Du meinst wohl gar meinen Commis Kracke!“ sagte jetzt Vogelsang mit einem sarkastischen Lächeln. „Nun, das ist ja ein alter Freund von Dir, und ich denke, ich habe Dir einen großen Gefallen damit gethan, daß ich ihn aufs Comptoir genommen und so in Deine unmittelbare Nähe gebracht habe. Auf dem Comptoir mußte ich so wie so einen Gehülfen haben, und da Kracke ein sehr brauchbarer Mensch ist, so ist mir sowohl wie Dir geholfen.“

„Mir?! — O Gott!“ seufzte die junge Frau, und vermochte einen langen und gedehnten Seufzer nicht zu unterdrücken.

Es trat eine Pause ein.

Nach einigen Minuten fuhr die junge Frau mit ersichtlicher und hörbarer Selbstüberwindung fort:

„Ich weiß aber nicht, lieber Vogelsang, wie Du mich durch die Gegenwart dieses Menschen — dieses — Kracke, sagst Du, heißt er, so kränken kannst, indem Du mir den so nahe bringst, der mir so gränzenlosen Kummer, meinem reinen Bewußtsein und jungfräulichen Gefühle eine so unendlich schwere Prüfung bereitet hat."

„Meine Theure," versetzte Vogelsang mit höhnischem Lächeln, „ich begreife nicht, was Du eigentlich sagen willst. — Indessen, ja — ich besinne mich" — fuhr er nach einigem Bedenken mit rohem Ausdruck fort — „daß ich Dich einmal mit meinem Commis an einem gewissen verdächtigen Ort in einem zärtlichen tête-à-tête getroffen habe, allein — wer denkt wohl noch an solche alte Geschichten, die vor der Verheirathung sich zugetragen haben, wo Jeder noch volle Freiheit hatte, sich ein Vergnügen zu machen."

„Pfui!" — sagte die junge Frau, und richtete einen flehenden Blick gen Himmel.

„Und habe ich Dich jenes Abenteuer denn entgelten lassen? Habe ich Dir nicht von Anfang an bewiesen, daß ich Dir den kleinen Fehltritt durchaus nicht anrechnen wollte, und habe ich Dich nicht dennoch zu meiner Frau genommen?"

„Ja — aber Du liebst mich schon jetzt — in den ersten Wochen unserer Ehe, nicht mehr!" sagte die junge Frau mit dem Ausdruck eines bitteren Vorwurfs.

„Wer sagt das? Lebst Du nicht ganz anständig? Halte ich Dir nicht sogar zwei Dienstmädchen? Was verlangst Du mehr?" —

„Was ich mehr verlange?" fragte die junge Frau mit

verschämter Verwunderung: „Leben wir denn zusammen wie ein junges Ehepaar in den Flitterwochen?"

„Liebes Kind, bleibe mir doch mit solchen Vorwürfen vom Halse. Flitterwochen? Ich will nicht hoffen, daß Du darunter alberne Liebeleien und Zärtlichkeiten verstehst, wie sie nur noch unter rohen Dienstboten und uncultivirten Menschen vom Lande gebräuchlich sind. Der Geschäftsmann kann an solche Lappalien nicht denken, er hat keine Zeit zum Küssen, wo er Conto und Disconto berechnen und speculiren muß, wie er am meisten verdient und von seinen Geschäftsfreunden nicht übertölpelt und zum Falissement gebracht wird. Verlangst Du eine besondere Unterhaltung von der Art, wie sie sich in Deinem Kopfe ausgebildet haben mag, so — kannst Du die alten abgeschmackten Tändeleien nach Monsieur Lafontaine und Consorten nun ja mit Deinem alten Freunde fortsetzen. Ich werde ein Auge zudrücken und Dir durchaus keinen Zwang auferlegen. Glaube mir, ich weiß, wie unsere vornehmen Frauen leben, und warum sollte ich Dir diese kleinen Nebenvergnügungen nicht gönnen? Kracke ist ein ganz ansehnlicher Bursche; wäre er in einem anderen Hause, wer weiß, welche Eroberungen er bei seiner Frau Prinzipalin schon gemacht hätte!"

Damit erhob er sich vom Tische und kehrte in sein Comptoir zurück.

Die junge Frau setzte sich hin und — weinte bitterlich. —

25. Eine intriguante Entehrung.

Wir sind der Ansicht, daß wir sogenannte häusliche Scenen und Situationen eigentlich gar nicht weiter zu

schildern brauchen, um das Verhältniß zwischen Vogelsang und seiner jungen Frau anzudeuten und die Ueberzeugung zu erwecken, daß hier von einer glücklichen und zufriedenstellenden Ehe ohnmöglich die Rede sein konnte.

Wo war der Geist jener Ausdrücke und Betheurungen von Liebe und Zärtlichkeit, welcher sich unter der Hagedorn-Linde zugleich mit dem Duft der Lindenblüthen vermischt und zum klaren, himmelblauen Aether empor geschwungen hatte? Wie gräßlich mußte die junge Frau sich getäuscht und hintergangen sehen, als sie dort, wo sie nur eine Fortsetzung jener seligen Augenblicke erwartet, nur Stunden voll Glück, Wonne und Seligkeit geträumt hatte, nichts fand und hinnehmen mußte, als Härte und Zurücksetzung, Kälte und höhnische Rohheit. Sie lernte nichts von jenen sogenannten Flitterwochen kennen, welche jeder Ehe, selbst unter den Aermsten der Menschen, zu Theil werden sollen. Es war ihr längst klar geworden, daß es sich bei dieser Ehe nur um den Besitz des Geldes und das Spiel mit einem gepeinigten und zermalmten Herzen gehandelt habe. O! wie oft, wie allnächtlich in schlaflosen und thränenreichen Stunden, wenn sie sich auf ihrem Lager wälzte oder, das Haupt auf die Hand gestützt, schwermuthsvoll zum nächtlichen Himmel und der glänzenden Scheibe des zwischen Gewölken sanft und ruhig einherwandelnden Mondes emporsah, verwünschte sie es, die rechtmäßige Erbin und Besitzerin des verhaßten Geldes gewesen zu sein. Mit neu hervorbrechenden Thränen wünschte sie sich dann zurück an die Stelle des ärmsten aller Mädchen, bei dem von solcher Tücke und solchem Verrath niemals, niemals die Rede sein kann, bei welchem ein Herz und eine Hütte Alles

ist, welches ihren einzigen Reichthum, ihren schönsten Besitz in der Liebe findet, welche sie für die Ehe giebt und empfängt. —

Die junge Frau hatte es sich nach einem schweren Seelenkampfe und in heimlicher Stunde vorgenommen, sich ihrem früheren Vormunde mitzutheilen und vor ihm ihr Herz mit befangener Zurückhaltung auszuschütten, aber auch hier war Alles, was sie durch diese Preisgebung ihres Gefühles und ihrer Lage erreichte, nichts als maaßlose Zurückweisung und höhnende Gleichgültigkeit.

„Du hast es ja so gewollt! — Du hast Dir dieses Schicksal ja selbst bereitet! — Du hast ja Deinen Willen gebraucht und guten Rath verschmäht! — Jetzt laß Dich mißhandeln von Deinem Theuren und Erwählten!“ — Das ohngefähr waren die Entgegnungen, welche sie für ihre, unter Thränen und mit großer Selbstüberwindung gemachten Eröffnungen hinzunehmen hatte.

„Aber — Herr Wagner — Sie haben ja nie für mich gesprochen — Sie haben ja über meine Unerfahrenheit und Minderjährigkeit nicht die geringste väterliche Gewalt gezeigt, obgleich Sie sie doch hatten, und zwar in dem Augenblick nicht, als es sich um das wahre und höchste Glück meines Lebens handelte. Wenn ich zu kurzsichtig und unerfahren war, mußten Sie mit Ihrer Welt- und Menschenkenntniß mich nicht beschützen?“

„Ha! ha! ha! Jetzt diese Vorwürfe“, hatte Matthias Wagner erwidert. „Meine väterliche Güte und Milde wird mir jetzt noch gar zum Vorwurf gemacht. Habe ich nicht das Meinige gethan?“

Die Unglückliche hatte darauf nichts zu erwidern.

gewußt, und Matthias Wagner sich wohl gehütet, den wahren Grund, dessen der Leser sich erinnern wird, zu entdecken, durch den er gezwungen worden war, zu der sonst so verhaßten Ehe unfreiwillig seine Zustimmung zu geben. Es hatte sich ja auch bei ihm nur um den Besitz oder vielmehr die Erbeutung des Geldes gehandelt, was war ihm da an dem Schicksal eines armen, alleinstehenden Mädchens, einer Waise gelegen! Der Haß und Abscheu gegen das unglückliche Opfer war um so größer, als ihm durch dasselbe die lachende und lockende Hoffnung vereitelt worden war.

So wurde die junge Frau denn auch hier mißhandelt, ohne Gnade, Mitleid und Barmherzigkeit, gleichsam vor die Thüre hinausgestoßen und ihrem bejammernswerthen Schicksal überlassen. Von diesem heimlichen Besuch bei ihrem gewesenen Vormund zu Hause angekommen, hatte sie sich von Neuem einsam hingesetzt, um ihrem unsäglichen Schmerz und Kummer Luft zu machen durch endlose Thränen. Dann bat sie wieder Gott auf den Knieen, ihr Trost und Kraft zn verleihen, ihr Schicksal zu ertragen und sich voll Geduld in Alles zu ergeben, sollte darob das Herz auch brechen.

Die Rechtsgelehrten sagen: Zweck und Grund der Ehe sei die Erzeugung von Kindern und darum könne jede Ehe wieder aufgelöst werden, in welcher dieser Zweck nicht erreicht werde.

Die Geschäftsleute sagen: Zweck und Grund sei das Geld, die Gewinnung oder Vermehrung desselben, um das Capital zur Betreibung des Geschäftes, den Nerv des Lebens zu haben.

Der gewöhnliche Handwerker und Arbeiter sagt: Zweck und Grund der Ehe sei die Nothwendigkeit einer Person, um die häuslichen und individuellen, materiellen und geschlechtlichen Bedürfnisse so billig und sparsam zu befriedigen als möglich, kurz, Zweck der Ehe sei die Oekonomie.

Wir aber sagen: Zweck der Ehe sei die Einheit des Lebens durch Liebe und Theilnahme, Hingebung und Mitgefühl in Leid und Lust. Alle Arbeit und Mühe wird leicht, wenn man weiß, für wen oder was man arbeitet. Das Glück der Liebe und Ehe ist der Segen der Arbeit. Der Hinblick auf Weib und Kind ist der schönste Lohn. Die Lust zur Arbeit und Thätigkeit hat ihren Reiz in der Liebe. Gewinn und Verdienst ergeben sich dadurch von selbst. Darum liebet und heirathet, wenn oder so lange Geist und Kräfte noch jung und frisch sind. Derjenige Staat wird der glücklichste und sittlichste sein, in welchem man die reine, wahre Liebe und Ehe auf jede Weise befördert. Derjenige Staat, der am schlechtesten eingerichtete, in welchem die Ehe erschwert, also der wahre Zweck der Liebe ohnmöglich gemacht wird. Liebet wahr und heirathet, das heißt, arbeitet mit Lust und für den schönsten Zweck, so wird Euch alles Uebrige von selbst zufallen, und Euer Staat wird durch Euch der glücklichste und trefflichste sein!

Unter den oben angedeuteten Verhältnissen war bald ein Jahr dieser Ehe verlaufen. Was sich in dieser Zeit noch sonst vorbereitet und ereignet hatte, werden wir bald deutlicher begreifen.

Es war nach Mitternacht, als Vogelsang, wie gewöhnlich, nach Hause kam.

Er trat in das Wohnzimmer, fand dort noch Licht und

seine Frau noch wach, in einer Ecke des Sophas mit fieberhafter Bewegung sitzend. Er nahm jedoch keine Notiz von dem Ungewöhnlichen dieser Erscheinung, faßte das Licht und wollte sich in sein Schlafzimmer begeben, als die junge Frau mit einer höchst leidenden Miene sich erhob und mit kaum vernehmbarer Stimme, doch mit Würde, also begann:

„Ich muß Dich bitten, Vogelsang, Deinen Commis je eher je lieber aus dem Hause zu entfernen. Du weißt, wie kränkend und beleidigend es von Anfang an für mich gewesen ist, ihn hier im Hause zu sehen, aber jetzt wird es mir ohnmöglich, länger in seiner Nähe zu bleiben. Ich glaube, wenn auch nicht auf Liebe und eheliche Zärtlichkeit, so doch auf männlichen Schutz Anspruch machen zu können, und darum verlange ich, daß Kracke morgen oder — da es bereits nach Mitternacht ist — vielmehr noch heute aus unserem Hause entfernt wird."

„Entfernt wird? — aus unserem Hause? — wie kömmst Du in aller Welt zu einer solchen Forderung?" versetzte Vogelsang.

„Wie ich dazu komme? auf die einfachste und nothwendigste Weise von der Welt. Wenn ich als Frau im Hause, als Deine Frau nicht unangetastet bleiben, wenn mein Ruf, mein rein sittlicher Charakter im eigenen Hause nicht gesichert sein soll, so weiß ich nicht, was ich hier noch zu leiden und zu erdulden habe."

„Dein Ruf — Dein rein sittlicher Charakter? — ich muß Dir offen gestehen; ich begreife Dich nicht. Du wirst doch keine Antipathie gegen das ganze männliche Geschlecht haben, und verlangen, daß ich, um Deinen hysterischen Launen nachzugeben, junge Mädchen statt junger Männer auf

meinem Comptoir anstelle und beschäftige. Meine Liebe, ich muß Dir gestehen, daß mir das etwas zu viel verlangt scheint."

„Auch dann, wenn rohe Hände sich an meiner Reinheit und Unschuld vergreifen, wenn ich in meinem eigenen Hause und vor unseren eigenen Leuten nicht gesichert bin vor den Anfällen und Mißhandlungen zügelloser Leidenschaft, wenn Dein Commis meiner Tugend und ehelichen Treue nachstellt?" —

„Mein Commis sollte Deiner Unschuld und Treue nachstellen? Ach! liebes Kind, das sind Einbildungen, Vorstellungen einer erhitzten Phantasie. Wann meinst Du denn, daß er dies jemals gethan habe?"

„Schon verschiedene Male, aber gestern Abend auf eine so rohe und empörende Weise, daß ich noch jetzt vor Dir und mir selbst erröthen muß, indem ich nur davon rede."

„Aber wie — wie? Ha! ha! ha! Sprich doch deutlicher, beschreibe mir doch die Umstände genauer, damit ich sehe und beurtheilen kann, was an der Sache ist."

„Ich saß hier gestern Abend, einsam und verlassen, ohne Umgang und Mittheilung, wie gewöhnlich" — begann die junge Frau, und konnte einen tiefen und schweren Seufzer nicht zurückdrängen.

„Nun — und da? Ich bin sehr gespannt."

„Da trat Kracke in das Zimmer, warf sich neben mich auf das Sopha, und" —

Die junge Frau erröthete und blickte verschämt und stockend vor sich nieder.

„Sprich — er wollte Dich doch nicht umbringen?„ versetzte Vogelsang mit rauhem, sarkastischem Tone.

„Nein“ – entgegnete die junge Frau mit würdiger Erhebung. „Wollte Gott er hätte nur diese Schlechtigkeit an mir ausgeübt.“

„Also – er that – er wollte noch mehr? Welches Verbrechen kann er sich da wohl ausgesonnen haben, welches noch mehr gewesen wäre als ein gewöhnlicher Mord!“

„Er schlang mit wilder Ausverschämtheit seinen Arm um meinen Hals, preßte mich gewaltsam an sich, und“ —

„Nun — und? Du hast eine seltsame Art zu erzählen, Du stockst jeden Augenblick, als wenn Du im Geiste nicht recht gegenwärtig hättest, was Du vorzubringen gewilligt bist.“

„Du hast recht, Vogelsang, über meinen Vortrag zu spotten, aber erlaß mir die Erzählung des Uebrigen. Du wirst aus dem, was ich Dir bis jetzt mitgetheilt habe, schon so viel entnehmen können, daß mein weibliches Ehrgefühl durch solche Ausbrüche der Leidenschaftlichkeit tief verletzt ist. Als Mann kannst Du nicht dulden, daß Deine rechtnäßige Frau so unverschämt verletzt und gekränkt wird.“

„Liebes Kind, Du weißt, daß ich sehr aufgeklärte Grundsätze habe. Indessen glaube ich nicht, daß Kracke sich Dir auf die beschriebene Weise genähert hat. Du befindest Dich oft in einem sonderbar aufgeregten Zustande, Dein Nervensystem scheint nicht in der gehörigen Ordnung und Gesundheit zu sein. Du hast vielleicht noch niemals etwas davon gehört, daß es Menschen giebt, die mit einer ungeheuer lebhaften Einbildungskraft begabt sind, und die dasjenige, was sie in Geist und Gemüth, in ihren Wünschen und Gefühlen mit sich herumtragen, so lebhaft bei und mit sich vorgehen zu sehen, als ginge es wirklich vor, als wäre

es wirklich da. Zu diesen einbildungsreichen, hellsichtigen Menschen scheinst Du auch zu gehören. Ich gestehe Dir daher offen, daß ich das, was Du mir erzählst, bezweifeln mußt."

„Du willst also Deiner Frau weder Glauben noch Vertrauen schenken, wo es Sittlichkeit und Tugend, guter Ruf und eheliche Treue gilt; Du willst mich auf die roheste und ordinairste Weise den Lüsten eines Frechen preisgegeben sehen, ohne mich auf mein reines Bitten und Flehen in Schutz zu nehmen?"

„Wie soll ich Dich in Schutz nehmen? Hast Du Beweise, daß Du auf eine gewisse wollüstige Weise angegriffen bist, daß Deine Tugend — ha! ha! ha! — ich muß lachen, wenn ich mir die Situation ausmale und recht lebhaft mit allen Nebenumstäuden vorstelle — in so entsetzlicher Gefahr gewesen ist, wie Du so eben behauptet hast? Ja, sage mir, hast Du Zeugen?"

„Zeugen — Beweise?" erwiderte mit großem Erstaunen und versteinerter Verwunderung die junge Frau. „Also — Du glaubst mir nicht auf's bloße Wort, wenn ich Dir so meine Noth klage?"

„Was ist denn da für Noth gewesen?" entgegnete Vogelsang mit kalter Gleichgültigkeit. Nun ja, ich will's glauben, der Spitzbube von Kracke hat Dich einmal recht nach Lust und Behagen küssen, hat Deine verschiedenen Reize auch einmal genießen wollen, aber — wodurch soll ich ihm das beweisen, wodurch willst Du es beweisen; hast Du Verletzungen an irgend einer Stelle, Zahnbisse und dergleichen, wie solche Denkmäler bei ausgelassenen Liebesgenüssen wohl vorzukommen pflegen, davon getragen?"

Die junge Frau saß da in staunender Erstarrung und schien in diesem Augenblick wirklich nicht zu wissen, was sie erwidern, ob sie weinen und immer weinen, oder in jäher Geisteszerrüttung gleich einer Wahnsinnigen schauerlich lachen sollte.

„Du schweigst? siehst Du, daß ich Recht habe, daß es nichts als eine Unordnung und Störung in Deinem Nervensystem ist, die mich in der That für Deine Gesundheit besorgt macht. Denn — hast Du nicht ebenso behauptet, ich hielte auch mit unseren Dienstmädchen zu, machte ihnen die Cour, unterhielte heimliche Liebschaften mit ihnen, suchte sie zu verführen, und was dergleichen alberne Vorwürfe mehr waren. Indessen, wie Du weißt, bin ich gegen solche Anschuldigungen immmer höchst gleichgültig geblieben. Du sahst auch hier Gespenster" —

„Ich — Gespenster? Habe ich Dich nicht zu wiederholten Malen getroffen und zwar in der verfänglichsten und überführendsten Lage, und ist das liebe und rechtschaffene Mädchen, die Marie, nicht deshalb so schnell wieder von uns gegangen, weil sie sich Deine aufdringlichen Zärtlichkeiten nicht gefallen lassen wollte, die Du freilich für Beweise einer väterlichen Fürsorge und rein menschlichen Zuneigung auszugeben suchtest."

„Verschone mich fernerhin mit diesem eifersüchtigen Gewäsch. Es ist bald Morgen. Wir wollen das Weitere besprechen, wenn Du erst wieder zur ruhigen Besinnung zurückgekehrt bist. Jetzt trägt auch das Unheimliche der Nacht dazu bei, Deine gereizte, hysterische Stimmung noch zu erhöhen."

„Also Du versprichst mir nicht, daß Kracke noch heute aus unserm Hause entfernt werden soll?“

„Kracke — noch heute? Du fängst an, sehr dreiste und unverschämte Forderungen an mich zu stellen.“

„Du willst den gerechten Wunsch, das wohlbegründete Verlangen Deiner Frau nicht erfüllen, um sie vor den Angriffen eines rohen Lüstlings und Wüstlings sicher zu stellen?“ sagte die junge Frau mit gesteigerter Stimme und aufwallender Gemüthsbewegung.

„Wenn das Verlangen albern und überschwenglich ist, wie das Deinige, so muß ich es allerdings zurückweisen.“

„So magst Du es darauf ankommen lassen, ob Deine Frau den Willen hat, die ihr angethane Schmach und Schande zu überleben oder nicht?“ sagte sie mit einem Ausdrucke bitterer Wehmuth.

„Du weißt, ich habe Dir in allen Dingen volle Freiheit gelassen. Thue also auch jetzt, was Dir beliebt und wozu Herz und Stimmung Dich treiben. Geh' nur hin und klage der Welt Deine Noth, Niemand wird es Dir glauben, daß Du in einem schlechten und tyrannischen Verhältnisse lebest. Gute Nacht!“ —

Vogelsang ging kalt und gleichgültig in sein Schlafzimmer.

Die Hände krampfhaft in einander schlingend und flehend zum Himmel erhebend, stand die junge Frau im Finstern lange Zeit da und starrte nach der Thüre hin, durch welche ihr Gemahl mit dem Lichte verschwunden war. Diese höhnische Mißachtung zermalmte abermals ihr Herz. Sie vermochte nicht mehr zu klagen und zu weinen, aber ihre Pulse jagten fieberhaft; ihr ganzes Wesen schien sich

aufzulösen in Schmerz und Ergebung. Gleich einer Delinquentin, die zum Schaffot geführt wird, stand sie im Finstern eine geraume Zeit da, ohne zu wissen, was sie thun, wohin sie sich wenden sollte. In verstörter Bewußtlosigkeit fing sie an, ihre Haare und Kleider aufzulösen, als wollte sie sich anschicken, zu Bette zu gehen. Dann hielt sie plötzlich damit ein und ging, tief in Gedanken, nach der Thüre. Sie trat auf die Diele hinaus, sah sich überall furchtsam um, als befürchte sie, jeden Augenblick von frechen und schändenden Händen berührt zu werden. Dann faßte sie in angstvoller Hast den Schlüssel der Hausthüre, drehte ihn um und trat im Fluge auf die Straße. Hier angelangt, eilte sie mit furchtsamen Schritten an den Häusern hin, ohne es sich bewußt zu sein, daß ihr schönes blondes Haar aufgelöst um Nacken und Schultern wallte, daß die kalte Morgenluft um ihren keuschen Busen spielte und das Gewand im fortstürzenden Schritt wild aus einander flog, um ihre lieblichen Reize schonungslos preiszugeben.

Da die Wächter größtentheils in den Kelleröffnungen saßen und schliefen und alle Nachtschwärmer schon von den Straßen verschwunden waren, so wurde sie von keinem menschlichen Auge bemerkt. Nur der bleiche Mond blickte in seinem Scheiden mit einem letzten Blick auf die Arme, und spiegelte seine mitleidsvolle Miene in zwei weitaufgerissenen, starren Augen, aus denen alles Leben, alle Seele entwichen schien.

Auf den Wällen war es schauerlich und kalt. Ein feuchter, sturmdrohender Wind wehte vom Westen herüber und schlug die Zweige der Bäume rauschend und klappernd

gegen einander, so daß diese dastanden, wie schwarze, spukhafte Gerippe, die mit den Gebeinen gegen einander rasselten.

Die junge Frau wandelte hier unstät umher, ohne sich klar bewußt zu sein, was sie that und wo sie war, ja, was sie eigentlich thun wollte. Nur das können und müssen wir sagen, in ihrer Angst und Zerknirschung hatte sie sich keinen Augenblick sicher gewähnt vor neuen Nachstellungen und Angriffen Kracke's. Sie wollte ihre weibliche Ehre und Tugend sichern, deshalb eilte sie hinweg von einem Ort, wo man ihr die peinlichsten Gefahren bereitete, wo selbst der Gemahl mit höhnischer Kälte und Gleichgültigkeit ihr den mit Thränen erflehten Schutz und Beistand versagt hatte.

Für diejenigen unserer Leser und Leserinnen, die das Benehmen Vogelsang's vielleicht noch nicht klar durchschaut und in der ganzen Nichtswürdigkeit und Niederträchtigkeit erkannt haben sollten, wollen wir hier bemerken, daß die in ihren wahren Gründen nicht geahnte Nachstellung von Seiten Kracke's auf einem schauderhaften, wohlberechneten Plan beruhete. Vogelsang hatte diese unsittlichen Angriffe mit seinem Commis verabredet, um denjenigen Zweck, welchen wir bald bestimmter darstellen werden, desto sicherer und vollkommener zu erreichen.

Nachdem die unglückliche junge Frau in dem dunklen Streben, ihren Peinigern zu entgehen, ohne doch die rechten Mittel und Wege zu ergreifen, über eine Stunde auf dem Walle, in Sturm und Regen, mit aufgelösten Kleidern und Haaren umhergeirrt war, kam sie endlich nach und nach zum Bewußtsein zurück. Sie erblickte ihren Zustand, in welchem sie sich befand. Sie erwachte, wie aus einem

schweren Traume, strich sich mit der Hand über Stirne und Augen, erfaßte und betrachtete ihre Haare, fuhr erröthend und erschreckend zusammen und verhüllte mit dem im Winde flatternden Kleide ihren entblößten Körper. Aber schon hatten Vorübergehende sie erblickt. Ihr Umherirren auf dem Walle war kein Geheimniß mehr, und dies erschütterte und peinigte jetzt doppelt die arme Frau; es war ausgemacht, man werde in der Stadt davon sprechen, und ihre Feinde und Verfolger würden diese Gelegenheit als eine sehr günstige zur Erreichung ihres Zweckes benutzen.

Man redete sie an, man suchte sich mit ihr zu verständigen und ein heimgehender Nachtwächter brachte sie in ihre Wohnung zurück.

Das war der erste Act dieses neu beginnenden Trauerspiels. —

26. Die Erklärung der Zeugen.

„Ist der Doctor noch nicht da?" fragte Vogelsang das Dienstmädchen.

„Nein, Herr; ich habe ihm aber gesagt, daß es Eile hätte, und daß der Zustand unserer Madame sehr bedenklich wäre. Ich habe ihm daher das Versprechen abgenöthigt, daß er bald nachkommen werde."

„Gut. Du weißt dann, was Du zu thun hast, Elise," fuhr Vogelsang fort und warf dem Mädchen einen stechenden Blick zu. Das Kleid besorge ich Dir heute noch."

„Aber ganz so, wie ich gesagt habe."

„Versteht sich."

„Und dann auch die Ohrringe."

„Auch die. — Du erzählst dann ganz ruhig und ohne viele Worte zu machen, wie Madame sich benommen hat, als ich Dir ganz in der Entfernung vorbei ging. Du brauchst nichts zu verschweigen, verstehst Du? Wie sie übermäßig geschrieen und unanständig sich geberdet, und überhaupt Dinge gesehen haben wollte, von denen nicht das Geringste zu sehen gewesen sei."

„Ich werde es schon erzählen."

„Du brauchst es auch gar nicht zu verhehlen, daß das Benehmen der Madame Dir nicht allein in jenem Augenblick, sondern auch schon zu andern Zeiten sehr sonderbar und verdächtig vorgekommen ist."

„Ja, wenn aber der Doctor nach den näheren Umständen frägt" —

„Darauf kommt es gar nicht an. Du bist eine ungebildete Person. Man wird Dir gar nicht zutrauen, daß Du solche Umstände scharf beobachten kannst. Man wird sich auf Deine Zeugnisse daher nur ganz im Allgemeinen stützen, und dieses genügt, um zu zeigen, daß Madame sich in einem Zustande der Nervenstörung und Gehirnverwirrung befindet, der ihren Aufenthalt in einer Irrenanstalt nothwendig macht."

„So?! — Also Madame wird dann anderswo hingebracht werden."

„Zuverlässig. Ihr Zustand ist zu bedenklich. Ich würde es nicht verantworten können, wenn ich sie länger ohne ärztliche Aufsicht und Behandlung ließe."

„Ach! — dann würde ich hier im Hause also das Regiment wohl ganz alleine haben."

„Auf jeden Fall. Du siehst wohl selbst, kleiner Schelm, daß ich Jemand haben muß, die mir mein Hauswesen in Ordnung hält. Und wen könnte ich dazu wohl anders erwählen, als nur Dich.“

Damit kniff er das junge Mädchen in die Wangen, daß sie laut kreischend auffuhr.

„Pst! — Du weißt, Madame ist drinnen. Sie könnte diesen Beweis meiner Anerkennung abermals falsch auslegen und auf's Neue einen überflüssigen Lärm und Skandal hervorrufen. Darum sachte und mach' Deine Sache ordentlich. Bedenke, daß es das Wohl und die Wiederherstellung Deiner Madame gilt.“

„Aber — das Kleid, welches Sie mir für meine gute Aufführung versprochen haben, muß recht schön sein. Von Seide und nach der neuesten Mode, ganz so, wie ich es Ihnen gesagt habe.“

„Mache Dir keine Sorge, noch viel schöner, wenn Du gegen Deine Madame Deine Pflicht thust.“

„Darauf können Sie sich verlassen. Und — dann auch einen seidenen Hut muß ich haben, von blauem Seidenzeug mit Grosdenoble besetzt.“

„Nun ja, Du sollst Alles haben. Nimm mir aber den Hausstand auch gut in Acht, und mache besonders heute, wenn der Doctor kömmt, Deine Sache klug und verständig. Verstehst Du, Madame benimmt sich zu Zeiten höchst wunderlich, sie hat gewisse Manieren und Ausdrücke, die Dich schaudern machen, so daß Du manchmal davon laufen möchtest.“

„Ich werde schon sagen, was die Wahrheit ist, wenn

ich Madame dadurch retten kann", entgegnete das junge Mädchen.

„O gewiß, das kannst Du, Engelsgesicht", — sagte Vogelsang, „sei nur ruhig und mache nicht so viele Worte. Schläft sie noch?"

„Ja." —

„Desto besser. Es macht mir diese Geschichte auf dem Walle einen entsetzlichen Blame in der Stadt. Die Welt wird dadurch aber von ihrem sehr bedenklichen und geisteskranken Zustande desto vollständiger überzeugt werden." —

Er warf dem Mädchen noch einen lebhaften Blick zu und kehrte in sein Comptoir zurück.

Hier saß der jetzige Commis Kracke am Pulte und schrieb.

„Der Arzt wird gleich kommen", sagte Vogelsang. „Sie wissen dann, was sie zu thun haben."

„Ich weiß."

„Sie sagen nichts, als was die Wahrheit ist."

„Versteht sich, nur dieses."

„Wie Sie es mit Verwunderung bemerkt haben, daß Madame sich seit einiger Zeit so seltsam benimmt."

„Allerdings."

„Daß Madame immer ein lautes Geschrei ausstößt, wenn Sie ihr zufällig vorbeigehen, und daß sie dann höchst unanständige Geberden macht, als wollte ihr Jemand auf eine gewisse Weise zu nahe kommen."

„Ich werde sagen, was ich erlebt und gesehen habe."

„Nicht wahr, sie ist hier neulich in's Comptoir gekommen und hat sich geberdet, als wenn sie Sie auf dem Sopha von sich stoßen wollte?"

„Hier — im Comptoir? Sie meinen doch nicht" —

„Nun ja, sie werden doch jetzt selbst noch wissen, was zwischen Ihnen und meiner Frau vorgefallen ist?"

„Ja, ja, versteht sich."

„Nun, also. Wenn Ihnen Ihre Stellung bei mir lieb ist, so sagen Sie die Wahrheit. Sie werden leicht ermessen, daß Alles nur geschieht, um den offenbar zerrütteten Geist meiner Frau sobald wie möglich wieder zu einer gesunden Auffassung der Dinge zurückzuführen." —

Jetzt hielt ein Wagen vor der Thüre und die Hausthüre wurde rasch geöffnet, wie von Jemandem, der viele Geschäfte zu besorgen hat.

„Das wird der Doctor sein", sagte Vogelsang. „Ich werde nachsehen. — Sie können hier nur ruhig so lange verbleiben, und so bald ich Sie rufe oder rufen lasse, treten Sie ruhig und bescheiden ein in das Wohnzimmer, sagen auch nicht mehr, als zum Verständniß für den Doctor nöthig ist. Achten sie dabei auch auf meine Blicke. So bald Sie zu redselig werden und mehr angeben wollen sollten, als schicklich ist, werde ich Ihnen einen Wink geben. Wenn der Arzt sich aus einem Zustande klar vernehmen soll, muß man ihm nicht zu viel vorsprechen. Dieses ist besonders mit Vorsicht zu berücksichtigen, wenn von einer Störung des Geistes die Rede ist."

„Gut", sagte Kracke, „ich werde zum Wohle Ihrer Frau alle überflüssigen Beschreibungen vermeiden."

Vogelsang verließ das Comptoir, wo Kracke mit Neugier und heimlichem Lächeln den Augenblick erwartete, in welchem er gerufen wurde.

Es trat eine Pause ein.

„Es ist eigentlich schade um das junge, hübsche Weib", agte Kracke dann leise bei sich selbst, „aber warum hat sie sich auch so leicht und schnell zu einer Verheirathung bethören lassen? Ich möchte wohl, daß ich ihr Begleiter sein dürfte, wenn sie irgendwo hingebracht werden sollte. Das wäre noch ein Spaß, um den allein ich schon dieses Verhör bestehen möchte. So mehrere Tage und Nächte auf der Reise — mit ihr, wenn auch sonst noch eine weibliche Person zur Deckung dabei wäre. Nun, wer weiß, was noch kommen kann. Es ist nirgends mehr möglich, als in Hamburg. — Erreichen will ich es doch wohl — man muß sich nur zu insuniiren und unentbehrlich zu machen wissen, dann —

„Kracke, Sie sollen mal in's Wohnzimmer zum Herrn Doctor kommen", sagte jetzt das Dienstmädchen, plötzlich die Thüre des Comptoirs kaum eine Hand breit öffnend.

Der Gerufene sprang sogleich von seinem Drehstuhl und verließ das Comptoir.

Auf der Diele sagte das Dienstmädchen kaum vernehmbar:

„Machen Sie Ihre Sache nur gut. Der Doctor schreibt Alles nieder. Mit Madame ist es richtig. Dem Herrn auch solche Schande anzuthun! Sie soll hoffartstoll sein."

Der Commis trat mit einem schüchternen und verzagten Blick in das Wohnzimmer.

Der Doctor saß vor einem großen Tisch, in der Hand eine Feder und vor sich einen fast schon voll beschriebenen Bogen habend.

„Treten Sie näher", sagte der Doctor, und richtete auf den Commis einen langen und prüfenden Blick.

„Sagen Sie dem Herrn Doctor nicht mehr, als was Sie bestimmt wissen, deutlich gehört und gesehen haben", sagte Vogelsang.

„Sehr wohl", versetzte Kracke, dem Doctor mit befangenem Wesen einen Schritt näher tretend.

„Seit wie lange kennen Sie Madame Vogelsang?" fragte ihn jetzt der Doctor mit einem gemessenen Tone.

„Seit wie lange?" — wiederholte der Commis und stockte.

„Ja. Nun?" — wiederholte der Doctor.

„Sie werden doch wissen, wie lange Sie hier in meinem Geschäft sind!" fiel Vogelsang mit einem herrischen Ausdruck dazwischen.

„Ach — so!" versetzte jetzt der Commis. „Seit fast einem halben Jahre."

„Haben Sie in dieser Zeit oft Gelegenheit gehabt, Madame Vogelsang zu sehen?"

„Nicht sehr oft."

„Waren Sie dann mit ihr allein?"

„Ich glaube — ja."

„Ist Ihnen dann irgend etwas aufgefallen?"

„Madame Vogelsang benahm sich in der letzten Zeit sehr auffallend, so daß ich oft sehr unschicklich auflachen mußte."

„Wie benahm sie sich zum Beispiel?"

„Sie führte höchst sonderbare Reden, als wenn sie mich abwehren und von sich zurückstoßen wollte. Ja, einmal sogar that sie, als wenn" —

Er stockte.

„Nun, als wenn?“ —

„Ich wage den Gedanken nicht auszusprechen, weil ich dadurch etwas Unzüchtiges und Zweideutiges von Madame behaupten würde. Ich war aber von Madame so weit entfernt, und sie lief mit einem kreischenden Geschrei so schnell davon, daß es unmöglich gewesen wäre, sie zu berühren.“

„Also das Benehmen von Madame Vogelsang war immer ganz ungewöhnlich?“

„Ja, sehr ungewöhnlich, so daß ich oft bei mir selbst dachte, Madame müßte doch sehr närrische Einfälle haben, obleich ich zuerst oft auch glaubte, sie wolle nur Spaß machen.“

„Zeigte sich Madame denn jedes Mal, wenn Sie sie sahen, in dieser Weise?“

„Nein — das habe ich nicht bemerkt. Oft war sie auch ganz ruhig und schweigsam, ohne mich einmal zu beachten. Sie schien nur so gewisse Perioden zu haben.“

Vogelsang stand immer schweigend da und zeigte sich mit einer so festen Miene, als lausche er ängstlich auf jedes Wort, welches der Commis vorbrachte.

Der Doctor hatte das, was Kracke aussagte, in den einzelnen Absätzen schnell auf's Papier geworfen.

Es trat eine Pause ein, während welcher der Doctor bald nachdenkend vor sich hinsah, bald einen prüfenden Blick auf diese und jene Seite des Geschriebenen warf. Endlich sagte er zu Kracke:

„Sie können abtreten!“

Dieser entfernte sich.

Vogelsang drehte sich kurz um und warf ihm, ohne daß der Doctor es bemerkte, einen wohlgefälligen Blick nach.

Als der Commis sich entfernt hatte, sagte der Doctor mit gemessenem Ernst:

„Es scheint mir hier allerdings der Fall einer Störung der geistigen Kräfte vorzuliegen. Es ist im Grunde eine Unordnung im Nervensystem, wie wir das bei jungen, lebhaften und phantasiereichen Frauenzimmern oft finden, die entweder jüngst verheirathet sind oder recht bald verheirathet zu werden wünschen. Die Vorstellung der Sinnlichkeit bringt in ihrem Geiste zu lebhafte Reizungen hervor. Es ist nicht sowohl eine unglückliche oder verfehlte Liebe, als Mangel an Befriedigung gemachter Vorstellungen." —

„Ich glaube", sagte Vogelsang, „daß meine Frau sich besonders damit quält, ein größeres Haus zu machen und mehr ihr hoffirende Gesellschaften um sich zu sehen, als meine jetzigen Verhältnisse dies erlauben. Daher befriedigt Alles ihre Wünsche nicht. Sie hat sich ungeheuer hohe Ideen von dem Genuß gebildet, und diese sind es, welche ihren Geist auf eine, mich so sehr betrübende Weise beunruhigen. Nennt man dieses nicht hysterische Affecte?"

„Allerdings. — Ich werde jetzt Ihre Frau selbst beobachten und dann sehen, was die Kunst mit ihrer Hülfe vermag. Ist hier jedoch schon ein Zustand eingetreten, wie ich fast voraussetzen muß, nach dem, was die beiden Zeugen und Sie selbst ausgesagt haben, so dürfte an eine schnelle und leichte Herstellung der Gesundheit nicht zu denken sein."

„O — da lassen Sie uns ja keine Kosten sparen," fiel Vogelsang dem Doctor lebhaft in die Rede. „Meine

Frau ist mir das Theuerste auf der Welt. Wir sind erst seit so kurzer Zeit verheirathet und haben das Glück der Ehe, ihres abstoßenden und unheimlichen Wesens wegen, noch so wenig genossen. Ich wäre untröstlich, wenn ich sie nicht recht bald wieder in aller Frische und blühenden Gesundheit des Geistes um mich sehen und an mein Herz drücken sollte. Ach! Doctor, lassen Sie uns doch keine Kosten sparen. Ich weiß, wie schwer es mir fallen wird, meine Frau von mir getrennt zu wissen, aber — wenn es nicht anders sein kann, so will ich auch diesen Schmerz ertragen. Ich werde schlaflose Nächte, kummervolle Tage haben, ich werde mehr noch wie jetzt mir selbst überlassen sein, aber was hilft es. Wenn meine Frau dadurch nur völlig wieder hergestellt wird. Und vielleicht ist es sogar nothwendig, daß sie nicht in meiner Nähe, in diesem Hause bleibt, daß" —

„Allerdings wird es erforderlich sein, sie diese Umgebung ganz vergessen zu machen."

„Ach! es wird mir viele Thränen kosten, aber — wenn es einmal sein muß, so darf die Liebe nicht widersprechen."

Vogelsang hatte diese Worte mit so viel lebendiger Wärme und Zärtlichkeit gesprochen, daß der Doctor ihn gerührt anblickte und mit bewegter Stimme sprach:

„Beruhigen Sie sich. Die Kunst vermag viel. Nur Auftritte, wie in dieser letzten Nacht, dürfen nicht wieder vorkommen. Zu dem Ende muß Ihre Frau einer sorgsamen Pflege an einem entfernten Ort anvertraut werden. Dann ist Genesung möglich, und wahrscheinlich recht bald. Sie werden Ihre junge, liebenswürdige Frau in neuer

blühender Gesundheit wieder umarmen. Doch — wo ist sie?"

„Hier, in ihrem Schlafzimmer. Lassen Sie uns leise eintreten. Vielleicht, daß sie noch schläft, dann können Sie sie in abgespannter, völlig aufgelöster Ruhe zuvor beobachten."

Vogelsang öffnete leise die Thüre des Schlafzimmers und ließ den Doctor zuerst eintreten.

Durch die heruntergelassenen Vorhänge war das Schlafzimmer nur schwach erhellt. Man gewahrte jedoch bald die junge Frau, welche im weißen Morgenanzuge und mit leichenblassen Zügen auf dem Rande des Bettes zwischen den zitzenen Gardinen da saß.

Die junge Frau saß da mit niedergesenkten fast geschlossenen Augen und gefalteten Händen, gleich einer büßenden Gräfin aus einer altdeutschen, romantischen Ballade. Eine flüchtige, kaum bemerkbare Röthe hatte ihre Wangen überflogen, als sie die Thüre öffnen und die beiden Männer eintreten hörte.

Nachdem der Arzt sich ihr mit Zurückhaltung genähert und einen Stuhl vor das Bett gesetzt hatte, nahm er Platz, ohne ein Wort hervor zu bringen. Doch auch die Kranke sprach eben so wenig als sie ihre Blicke erhob, welche jetzt vor Scham sich an den Boden zu heften schienen.

Mit Behutsamkeit erfaßte der Arzt ihre Hand und fragte:

„Ist Ihnen nicht wohl?"

„O — sehr wohl!" entgegnete die junge Frau mit sanfter Stimme.

„Und doch sitzen Sie hier so allein?"

„Ist hier nicht ein schöner Sitz für mich?"

„Wissen Sie, wo Sie diese Nacht gewesen sind und in welchem Zustande?"

„Nun, ich denke, ich bin diese Nacht hier in meinem Schlafzimmer gewesen."

Der Arzt schüttelte den Kopf.

„Möchten Sie wohl eine kleine Reise machen, um sich zu zerstreuen?"

„Eine Reise? Ach ja, recht weit, weit von hier, wo ich sicher bin vor Nachstellung und Entehrung."

Der Arzt sah Vogelsang mit einer fragenden Miene an. Dann fuhr er fort:

„Freilich, wo Sie ganz sicher sind. Wo nichts Sie stört."

„Wo Niemand mein Scham- und Ehrgefühl kränkt?"

„Niemand."

„Wo ich so still, einsam und glücklich leben kann wie vorhin, als ich noch" —

Ein Strom von Thränen erstickte ihre Stimme.

Dann sprang die junge Frau empor, warf sich vor den Doctor nieder und sprach, indem sie seine Hände ergriff:

„Sie sind gut — Sie thun mir nichts zu Leide. — Sie haben Mitleid mit mir. O Gott! Ich bitte, ich beschwöre Sie, beschützen, retten Sie mich, wenn es möglich ist."

„O gewiß werde ich das."

Dann drückte sie seine Hand an ihre Lippen und fuhr fort:

„Aber erzählen Sie nichts davon, Doctor, was Sie gehört und gesehen haben. Hören Sie, gar nichts. Und

wenn die Menschen über mich sprechen, so sagen Sie nur, daß ich gehofft hätte, es viel besser zu bekommen, daß ich mich aber getäuscht hätte. Sie sehen, wie ich hier sitze. So sitze ich den ganzen Tag, weil ich muß. Ach! mein armes Herz, wie es mich schmerzt. Und mein Kopf, mein Kopf! Als Sie hier eintraten, fürchtete ich neuen Verrath, neue Nachstellungen, aber gottlob! — ich habe mich getäuscht. Sie sind gut, Sie haben Mitleid mit einer Unglücklichen, mit einer Märtyrerin!"

Sie schwieg und blickte abermals starr vor sich nieder.

Der Doctor erhob sich und verließ mit Vogelsang das Schlafzimmer.

Als sie hier wieder allein waren, sagte Vogelsang:

„Sie sehen jetzt, daß ihr Gemüth sehr zerstört ist. Sie hat mich nicht einmal erkannt."

Man sieht, wie schlau Vogelsang die Ignorirung seiner Person und Gegenwart zu deuten wußte. Andere würden gesagt haben, sie hätte ihn nicht einmal eines Blickes gewürdigt, um auszudrücken, wie sehr sie ihn nunmehr verachte.

„Ihr inneres Leben scheint allerdings sehr angegriffen zu sein. Entfernung und Ruhe wird zur nächsten Aufgabe."

„Wollen Sie mir nicht mit einigen Zeilen aufschreiben, wie Sie selbst und nach Aussage meiner Leute meine Frau gefunden haben, damit ich einem meiner entfernten Verwandten dieses vorlegen und ihn bitten kann, meine Frau recht sorgfältig in freundliche Pflege bei sich aufzunehmen."

„Ja", sagte der Doctor, „es ist meine Pflicht, Ihren Wunsch zu erfüllen, wie es Ihre Pflicht ist, Ihre arme

junge Frau der sorgfältigsten ärztlichen Fürsorge in einer behaglichen Stille und Ruhe zu übergeben. Dieses aber kann am besten erreicht werden durch momentane Entfernung aus dem hiesigen Kreise."

„Wohl", sagte Vogelsang, „es soll Alles gethan werden, um den früheren geistigen Zustand meiner Frau wieder herzustellen."

Der Arzt unterzeichnete das von ihm aufgenommene Protocoll und schrieb außerdem ein Attest, in welchem er darlegte, wie er selbst nach sorgfältiger Beobachtung Madame Vogelsang gefunden habe, mit dem Wunsche, daß diese durch ein überreiztes Nervensystem herbeigeführte Unordnung in der geistigen Thätigkeit recht bald eine Zurückführung zur gesunden Klarheit erfahren möchte.

Der Arzt ging.

Nach einigen Stunden hielt ein Reisewagen vor der Thüre. Das Dienstmädchen mußte der jungen Frau die Anzeige machen, daß der Augenblick gekommen sei, wo sie die von ihr gewünschte Reise antreten solle.

Die junge Frau hörte die Mittheilung ruhig an und sagte mit schwacher Stimme:

„Aber meine Sachen?"

„Die sind bereits eingepackt und zum Wagen gebracht."

„Werde ich denn keine Begleitung erhalten und vorher erfahren, wohin man mich bringt?"

„Der Herr hat schon für Alles gesorgt und den Kutscher bereits unterrichtet. Sie dürfen nur einsteigen."

Mit gelassener Resignation ergab die Unglückliche sich in Alles. Sie verließ mit einem schweren Seufzer das Zimmer und ließ sich zum Wagen geleiten.

Als sie eingestiegen war, zeigte sich plötzlich Kracke in vollem Reiseanzuge in der Hausthüre und war mit einem Satze in dem Wagen.

Plötzlich entstand im Innern desselben ein lauter Hülferuf und ein Getöse, wie wenn zwei Personen mit einander ringen.

Ehe die Vorübergehenden auf diese Scene aufmerksam geworden waren, eilte Vogelsang aus der Hausthüre an den Kutschenschlag, schlug diesen mit ängstlicher Hast zu und gebot dem Kutscher, im gestreckten Galopp davon zu fahren, auch um Nichts sich zu bekümmern, wenn er drinnen Lärmen und Rufen hören solle.

„In größter Eile nach Schleswig — zum Irrenhaus", rief Vogelsang dem Kutscher nach. Dann sich zur Hausthüre zurückwendend, fügte er zu den Umstehenden und Neugierigen gleichsam zur Verständigung hinzu:

„Da sieht man's ja, — sie ist wahnsinnig." —

Der Leser wird es sich selbst sagen können, warum die junge Frau im Wagen plötzlich so aufgeregt wurde und um Hülfe rief.

27. Eine neue Bekanntschaft.

Es ist geraume Zeit, vielleicht ein Jahr später.

Wir befinden uns am südwestlichen Ende von Amerika, nicht weit vom Cap Horn.

Die See geht brausend hoch, denn ein wüthender Sturm aus Nordost droht Tod und Verderben.

Der Regen fällt in Strömen herab und pechschwarze Nacht macht jede Wahrnehmung unmöglich.

Endlich erlöschen die Blitze und verhallen die Donner. Durch die trüben Nebel graut der Morgen, und weniger stark heult der Sturmwind auf der zischenden und brausenden Wasseröde.

Jetzt sieht man, daß nach und nach die Wogen minder hoch sich thürmen, und weißer Schaum um feste Massen sich gelagert hat.

Es sind einzelne Vorsprünge von jenen wunderbaren Bildungen der rothen und weißen Korallenriffe, die, indem die aufgetriebene See über sie hinfuhr, schon so manchem von der rechten Bahn hinweggeschleuderten Schiff den Untergang bereitet haben, wenn die Vorsehung nicht gnädig war mit Capitain und Mannschaft, oder der Steuermann es nicht verstand, den rechten Moment des Wellenschlages zu benutzen, um über diese Gebirgszüge einer halb mineralischen, halb organischen Masse, wie mit dem Sprunge einer leichten Gazelle sein mächtiges Schiff wieder hinweg zu setzen.

Sowie die Allmacht des Lichtes und der Sonne die Nebel zertheilt und die Elemente beruhigt in dem riesigen Bette, werden allmählig zwei Gegenstände sichtbar, die unsere ganze Aufmerksamkeit mit aller Lebendigkeit auf sich ziehen.

Das Eine ist ein Schiff, welches, scheinbar ohne Leitung, ja, ohne alle Bemannung, von den rauschenden Wellen planlos umhergetrieben wird; das Andere ein Haufe von Planken, welcher, an einem Felsen- oder Korallenriff hängend, nur auf den Augenblick zu warten scheint, wo die

See durch die Gewalt der Wogen ihn wieder in die Strömung hinab- und mit sich fortreißt.

Je mehr die Nebel sich aber zertheilen, desto deutlicher dringt der Blick auf jene Massen ein.

Hier wie dort zeigt sich etwas Lebendiges. Auf dem am Riff zerschellten Wrack sitzt oder liegt, sich anklammernd, ein Mensch, und auch auf dem planlos auf den Wogen umhertreibenden Schiff zeigt sich ein Mensch, welcher, an das Backbord gelehnt, mit über den Augen gehaltener Hand, forschend nach dem bezeichneten Wrack hinstarrt, als zweifle er noch, daß er wirklich erblicke, was er doch klar und deutlich vor sich sieht, nämlich einen Menschen, der, an das Wrack eines vom Sturm zerschellten Schiffes sich klammernd, im wüthenden Toben der Elemente auf solche Weise und durch die offenbare Allmacht der Vorsehung glücklich gerettet und erhalten worden ist.

Jetzt bemerken und beobachten der Mensch auf dem Schiff und der auf dem Wrack sich gegenseitig.

Ein himmlischer Geist, ein goldener Morgenstrahl belebender Hoffnung erhebt sich plötzlich in der Brust derjenigen, welche sich eben noch in betäubender Trostlosigkeit für verloren hielten, da nur sie allein der wüthende Sturm und das brausende Meer verschont zu haben schien.

Beide begrüßten sich durch Winke und Zeichen, und gaben so das Hülflose ihrer Lage zu erkennen.

Aber trieb denn da nicht noch ein ganzes Schiff, welches, trotz der zerrissenen Segel und Taue, doch die Gewalt des Sturmes verschont hatte und bot sich darauf nicht Aussicht zur Rettung da?

In der Brust desjenigen, der sich, in der neuen Lebens-

Hoffnung, mit dem einen Arm nur um so fester an eine Planke des Wrackes angeklammert festhielt, stärkte sich die Kraft zum rüstigen Muth.

Nach verschiedenen hinüber und herüber gemachten Zeichen suchte er von dem Wrack endlich eine Planke loszureißen. Lange bemühte er sich vergebens, obgleich er alle noch übrigen Kräfte aufbot, seinen Zweck zu erreichen. Endlich aber, als die See sich mehr und mehr beruhigt, die Wogen sich gelegt hatten, gelang es ihm dennoch, durch einen letzten kräftigen Ruck und mit der Anstrengung aller Kräfte mehrere Planken zugleich loszureißen. Schwimmend glitten diese dahin und mit Thränen und Wehmuth blickte Derjenige ihnen nach, welcher nicht hoffen konnte, zum zweiten Male ein ähnliches Glück im Losreißen der Planken zu haben.

Die Entfernung vom Schiffe ist zu groß, als daß Derjenige, welcher nicht schwimmen kann, diesen Weg auf der Wasserbahn über solcher Untiefe zurücklegen könnte. Und Derjenige, welcher auf dem Schiffe sich befindet, hat keine Macht, keine Hülfe, um Demjenigen das Schiff oder auch nur ein Boot entgegen zu lenken, der sich gleichfalls in so hülfloser oder noch hülfloserer Lage befindet.

Zerknirscht, trostlos, mit starren Augen blickt Derjenige, welcher sich noch immer an dem Wrack geklammert festhält, nach den treibenden, von den Wellen unstät umhergeworfenen Planken.

Und schon scheint das Wrack, welches durch die Lostrennung vielleicht einen allgemeinen Ruck bekommen hat, hin und her zu wanken! Wenn sich diese Masse nun von selbst lösete? Aber diese Aussicht schwindet wieder.

Da wirft eine gütige und gnädige Welle die ersten, losgerissenen Planken wieder gegen das Wrack, voll Muth und Kühnheit faßt der Mensch das Scheit eines zerspaltenen Brettes, und schwingt sich mit diesem, in der Absicht, es als Ruder zu gebrauchen, über den bodenlosen Abgrund und die rauschenden Wogen, in welchen sich ganz in der Nähe schon einige hungrige und beutegierige Hyänen zusammengeschaart haben, auf die treibenden Planken. Schon hat sein Fuß sie berührt, da taumelt er und stürzt fast in's Meer. Mit verzweiflungsvoller Wuth arbeitet er den halben, in's Meer hinabhängenden Leib wieder empor, sucht auf dem morschen, nur noch schwach zusammenhängenden Floß mit unsäglicher Anst einen festen Platz zu gewinnen und rudert jetzt mit der größten Anstrengung dem treibenden Schiffe zu.

Endlich hat er es erreicht. Er erfaßt ein herabgelassenes Tau, und wird so glücklich von dem anderen Leidensgefährten emporgezogen.

Das Erste, was Beide thun, ist, sich einander in die Arme zu werfen und Gott zu danken für die wunderbare Rettung aus Sturm und Wetter.

Jetzt sind wieder vier rüstige Arme bei einander, von denen zwei, so ungeübt und unerfahren sie auf dem Wasser auch sein mögen, doch wenigstens die Kräfte gewähren können, einem so ungeheuren Körper, als ein Schiff ist, auf dem jetzt ruhigen Element die lenkende Richtung zu geben. Auch hier, wo es die Errettung und Erhaltung des Lebens galt, schloß die Noth die schnellste und innigste Freundschaft.

Das Nächste, was man that, war, die zerrissenen

Segel und Taue so gut es gehen wollte, wieder herzustellen. Derjenige, welcher auf dem Schiffe gewesen und des Seewesens durchaus kundig war, gab die nöthige Anleitung, die Umstände machten gelehrig, und siehe da, nach wenigen Stunden hatte man die Segel so weit wieder hergestellt, daß das Schiff vor dem Winde lustig dahin trieb.

Erst jetzt ward es möglich, sich weiter gegen einander auszusprechen und seine Schicksale gegenseitig mitzutheilen.

Da man nicht weit von der Küste war, und eine sanfte Brise aus Nordost bließ, so machte die Fahrt bis zur Landung wenig Sorge und Mühe.

Mit freudigem Entzücken stand der Seemann, welcher sich bald als Steuermann kund gab, am Ruder oder Steuer und erzählte, wie beim Ausbruch des Sturmes die Mannschaft den Augenblick benutzt habe, um einem langgehegten Groll gegen den Capitain freien Ausbruch zu geben, und wie sie dann, nachdem sie den Capitain in wilder, empörender Widersetzlichkeit über Bord geworfen und ihn, den Steuermann freilich nur schwach und lösbar gebunden, und das Boot über Bord in die See gebracht hatten, sich auf und davon gemacht hätten, aus Furcht vor der Strafe. Ohne Zweifel hätten sie geglaubt, daß er, der Steuermann für sie unschädlich sei, da er mit dem Schiffe in einem solchen Sturme zu Grunde gehen müsse. Aber die Vorsehung habe ihn und das Schiff wunderbar gerettet, während die meuchlerischen Rebellen aller Wahrscheinlichkeit nach längst im Grunde des Meeres oder im Bauche der Haie ihr Grab gefunden hätten.

Als der Steuermann so in der Kürze seine letzten Schicksale und wunderbare Errettung erzählt hatte, mußte

auch der junge Mann erzählen, welcher nicht minder wunderbar oder vielleicht noch wunderbarer auf dem Wrack des zerschellten Schiffes über der unendlichen, bodenlosen Tiefe, am Korallenriff hängend, erhalten worden war.

Seine Erzählung klang noch merkwürdiger als die erste. Nur eine Aehnlichkeit war zwischen Beiden: Die Bosheit der Menschen hatte hier wie dort ihr ruhloses Spiel getrieben. Durch niederträchtige Ränke und Verfolgungen war der junge Mann gewaltsam von den Seinigen hinweggerissen und auf dem Schiffe über die See mit fortgeschleppt worden. Und dennoch war er wunderbar erhalten und aus den Klauen seiner Räuber befreit worden, während diese im Sturm und Meer ihren Tod fanden.

Der Steuermann hatte diese Mittheilung voll Spannung und Entsetzen angehört. Als der junge Mann schwieg, betrachtete er ihn lange mit einem festen und innigen Blick. Dann sagte er:

„Es will mir scheinen, daß wir nicht bloß hier auf der See Schicksalsgenossen sind, sondern, daß wir auch noch auf andere Weise in einem besonderen Verhältnisse zu einander stehen.“

„Wohl möglich,“ sagte der junge Mann, „die Schicksale der Menschen durchkreuzen sich oft wunderbar, und Niemand kann die Gestaltungen im Leben so bunt erdenken, als wir sie oft an uns selbst erfahren.“ —

Der Steuermann wurde still und in sich gekehrt. Bei seiner ohnehin schon bräunlichen Gesichtsfarbe wurden seine Züge nur noch finsterer. Offenbar ging etwas Gewaltiges in seiner brütenden Seele vor. Dann sagte er:

„Fasse doch einmal das Steuer und halte fest nach

Westsüdwest. Ich will hinauf steigen und sehen, ob wir noch kein Land haben. Auch wird es Zeit, daß wir noch etwas genießen und eine Flasche mit einander ausstechen."

Er that, wie er gesagt, war die Strickleiter im Nu hinauf und rief:

„Land! wirklich Land! Ich seh' die Ostseite von Kap-horn vor mir."

Dann wieder herabkommend, fuhr er fort:

„Nun aber gilt es nochmals, alle unsere Kräfte aufzubieten. Wir müssen Anker werfen, um bei hereinbrechender Dunkelheit nicht auf den Strand getrieben zu werden. Wenn es am Morgen dann möglich ist, gehen wir mit dem kleinen Boot, das uns noch übrig ist, an Land und sehen, daß wir mehr Hülfe bekommen."

Man beschäftigte sich nun mit dem, was wir soeben erwähnt haben. Wir bemühen uns nicht weiter, diese einzelnen Vorgänge zu schildern.

Als unsere beiden Freunde am folgenden Abend in der Cajüte traulich beieinander saßen, sagte der Steuermann:

„Du bist mir noch den Namen dessen schuldig geblieben, den Du in Verdacht hast, daß er die Veranlassung zu diesem Deinem Schicksal gegeben habe, so wie des Ortes, an dem Dir solches passirt ist."

„Der Ort heißt Hamburg," versetzte der junge Mann, und der Mann Heineke."

„Dachte ich's doch! Also — Heineke!" entgegnete der Steuermann. „Ging es mir nicht wie eine Ahndung durch die Seele, daß nur ein solcher Gauner und Intriguant eines solchen Bubenstückes fähig sein könne. Darum fürchtete ich mich gleichsam, Dich weiter auszufragen. Ich schrak

gleichsam zurück vor dem Gedanken, daß er hier wie dort seine unheimlichen Ränke ausübe. Wisse daher, daß auch ich mit ihm in einem Verhältniß stehe, welches mir die klarsten Beweise seiner Schlechtigkeit darlegt. Doch ängstige Dich jetzt nicht mehr vor ihm. Er ist todt!"

„Todt?!" — wiederholte der junge Mann, von dem Leser und Leserin nun bereits errathen haben werden, daß es kein Anderer als eben Fritz Möller, und daß jener Steuermann unser Mulatte ist, den wir im Hamburger Hafen auch bereits kennen gelernt haben.

„Ja — todt, zuverlässig todt," bekräftigte der Steuermann mit einem eigenthümlichen Lächeln. Du kannst seinetwegen also ruhig nach Hause, das heißt, nach Hamburg zurückkehren, sobald sich Dir die Gelegenheit dazu darbieten wird. Denn auf dem Schiffe wirst Du wohl eben so wenig bleiben wollen, als ich davon abgehen werde. Das Wasser ist einmal mein Element und das Schiff mein Haus geworden. Ich bin nicht glücklich, mich quält eine ewige Unruhe, ich hadere mit Gott und der Menschheit, wenn ich meine Brust, mein Leben nicht dem Kampfe mit Sturm und Wellen darbieten kann. Nur so fühle ich Befriedigung und Ruhe in meine empörte und ringende Brust zurückkehren. Du wirst dieses nicht begreifen können, aber — vielleicht, daß ich Dir dieses später noch einmal aufzuklären und zu enträthseln suche."

Als der Mulatte dieses gesagt, versank er abermals in jenes tiefe und brütende Nachdenken, welches wir seit seiner Bekanntschaft mit Fritz Möller schon einmal an ihm wahrgenommen haben. Es hatte dieses Nachdenken ohne Zweifel einen Grund, hinter dem wir später vielleicht

kommen, und leicht möglich, daß dieser Augenblick nicht mehr so ferne ist, als es scheinen mag.

Es ist, um unsere Erzählung durch Länge und Breite nicht langweilig zu machen, sondern immer frisch und lebendig fortzuführen, wie Leser und Leserin es nun einmal am liebsten haben, wenn sie sich unterhalten und interessirt fühlen sollen, — es ist, sagen wir also, eine Zeit von acht bis vierzehn Tagen verflossen, und auf dem Schiffe bereits eine Veränderung eingetreten.

Man ist in Buenos Ayres gewesen. Der Steuermann hat geeigneten Ortes ein Protocoll über den Befund des Schiffes und Schiffsjournales aufnehmen lassen. Es sind neue Matrosen zur Führung des Schiffes engagirt worden und unter dem Steuermann soll jenes seine Reise fortsetzen.

Da diese Reise nicht nach Hamburg, sondern nach der Westseite von Amerika geht, so ist also der Augenblick gekommen, wo Fritz Möller sich von seinem Freunde trennen soll, um seine Reise nach Hamburg mit einem grade segelfertigen Schiffe anzutreten.

An dem letzten Abend des Beisammenseins ruft der Mulatte seinen jungen Freund in die Cajüte und beginnt, nachdem er einige Flaschen Wein nebst Gläsern auf den Tisch gestellt hat:

„Ich brauche es Dir wohl nicht erst zu betheuern, daß Du mir in der kurzen Zeit unseres Beisammenseins fest an's Herz gewachsen bist. Nicht bloß unsere fast gleichen Schicksale haben mich an Dich gefesselt, noch mehr hat dies das gethan, was Du in stillen Stunden mir über die übrigen Verhältnisse Deines Lebens offenherzig und warm

mitgetheilt hast. Du bist durch nichtswürdige Verfolgungen herausgerissen worden aus einer Verbindung, die Dir so lieb und theuer geworden war, die das höchste Glück Deines Lebens zu werden versprach. Du selbst bist arm; und wenn Du jetzt nach Hamburg zurückkehrst, findest Du eine Geliebte wieder, die wahrscheinlich noch ebenso gut und tugendhaft, aber auch ebenso arm ist, als Du es bist. Ihr möchtet Euch gerne heirathen und so bald wie möglich, daran ist nicht zu zweifeln. Aber wie wollt Ihr dieses anfangen? Wodurch oder womit wollt Ihr Euch einrichten? Wovon wollt Ihr leben und wodurch ein Geschäft begründen? Alle diese Fragen kommen in Betracht, wenn man liebt und sich ehelich verbinden will."

„Ach — ja — das ist nur zu wahr", sagte Fritz Möller. „Freilich ist das auch meine größte Sorge, obwohl ich die jetzt noch mehr haben werde als früher, wo ich im Besitz von so nützlichen und nothwendigen Sachen war."

„Eben darum", fuhr der Mulatte fort. „Ich kann mir eine solche Lage klar vorstellen, obgleich ich noch nie darin gewesen bin, um darüber nachdenken zu müssen. Ich selbst werde mich wohl niemals verheirathen. Ich habe keine andere Braut, als das Meer. Diese Braut wiegt mich Tag und Nacht an ihrer wogenden Brust. Sie küßt mich, wenn die Welle über das Deck fährt. Sie begräbt mich in ihrem Herzen selbst, wenn ich sterbe in Sturm und Wetter, und" — setzte der Mulatte mit wildem Lachen hinzu — „kein Hai mich verschlingt. Ich kann die Weiber und Mädchen nur genießen, nicht lieben. Aber dennoch habe ich Gefühl für Anderer Liebe und Liebesglück.

Ich kann es mir denken, wie groß die Seligkeit sein muß, voll Liebe und Liebeslust in einander aufzugehen, wie die Bibel sagt, als Mann und Weib ein Leib zu sein."

Als der Steuermann dieses sprach, ergriff ihn eine tiefe Rührung, er mußte zu reden eine Weile aufhören, während zwei große helle Thränen über seine bräunlichen Wangen herabrollten.

Fritz Möller betrachtete ihn wehmüthig und faltete seine Hände wie zum Gebet.

Nach einer Pause fuhr der Mulatte fort:

„Nimm mir die Thräne nicht übel; sie floß meinem Vater und — meinen schwarzen Urvätern in den Sandsteppen Afrika's. Denn wisse, auch der Schwarze liebt, der Neger seine Negerin mit der Haut von Ebenholz und den Zähnen von Elfenbein. Auch sie durchglühet das, was Ihr Weißen Schwärmereien der Liebe nennt. Doch, was schwatze ich. — Ich will Dich glücklich machen, Dich und Deine Braut", sagte er nach einer kurzen Pause mit erhobener Stimme, „Dich und Deine Braut. Er, der Dich in seinem Leben verfolgt hat, er soll Dich nach seinem Tode noch glücklich machen — durch mich; er soll nunmehr Deiner armen Braut gewähren, was er ihr Jahre lang so hart und grausam versagt hat."

Jetzt stand der Steuermann auf, ging in den vor der Cajüte befindlichen Raum und holte daraus mit Anstrengung und Mühe jene schwere Kiste hervor, die wir flüchtig schon einmal gesehen haben. Als er mit Hülfe Fritz Möller's sie bis in die Cajüte gebracht hatte, holte er einen Schlüssel hervor, öffnete den Deckel und rief, auf die mit Gold gefüllten Beutel zeigend:

„Da ist die Aussteuer Deiner Braut — von Heineke.“

Vor Verwunderung und Bestürzung wußte der junge Mann nicht, was er sagen oder erwidern sollte. Er stand da mit verschränkten Händen, als wären seine Füße in den Boden gewurzelt, während seine Blicke starr und unbeweglich auf die Masse Goldes gerichtet waren.

„Nun“ — fragte lachend der Mulatte, — „ist Dir diese Aussteuer vielleicht noch nicht groß genug? — Komm', trink erst mal, damit Du wieder zur Besinnung kommst. Auf das Wohl Deiner Braut!“

Damit füllte er von Neuem die Gläser und nöthigte seinen Cameraden, zu trinken.

Als Fritz Möller getrunken hatte, schien seine Brust leichter aufzuathmen und er rief einmal über das andere:

„Ist es denn wirklich kein Traum? — Das viele Geld — das Alles soll mein sein?“

„Nun ja — ich hab's ja gesagt. Ich kann's nicht gebrauchen. Es den liederlichen Dirnen muthwillig und übermüthig in den Schooß zu werfen, dazu habe ich, trotz meines halb afrikanischen, halb amerikanischen Blutes, zu viel Kälte und Besonnenheit, zumal ich hier ein gutes Werk an einem Paar thun kann, das sich liebt. Also — gebraucht es und seid glücklich damit. Denke auch dabei, daß jede Tugend, noch so lange verfolgt und gekränkt, doch am Ende, durch eine wunderbare Fügung, ihren Lohn erhält.“

„Wie käm' ich aber nur dazu?“ sagte der junge Mann, der sich noch immer nicht überzeugen konnte, daß er das viele Geld seins nennen sollte.

„Darnach frage nicht weiter“, versetzte der Steuermann, „wenn diese Frage so viel heißen soll, als: Wie

käme ich ich nur dazu? — Ich sage Dir, auf eine so rechtliche Weise, als nur sonst irgend ein Handlungsmensch, der heute mit Korn und morgen mit Geld wuchert, dazu gekommen ist. Ich habe es nicht gestohlen und — dennoch ist es mein, so gewiß Niemand auf der Welt darum weiß, daß es mein's, daß es überhaupt in der Welt ist. Das schwöre ich Dir zu als ein ehrlicher Christenmensch. Warum wolltest Du es also nicht nehmen? Wenn Du morgen an Bord des anderen Schiffes gehst, so nimm diese volle Kiste ruhig mit Dir; wenn man Dich frägt, so sage, sie sei Dein aus Nord-Amerika geholtes rechtliches Erbtheil, welches irgend ein reicher Filz und Peiniger von Pflanzer Dir als Onkel hinterlassen hat, und — mache Dir und Deiner Braut dadurch das Leben so angenehm, wie Du als rechtlicher Mann es kannst, verstehst Du, ohne ein großer Schurke und Sünder zu werden. Oder — willst Du außerdem noch eine edle Wohlthat ausüben und Dich als freier Mann von hochherziger Gesinnung zeigen, so segle erst nach Hamburg, hole Deine Braut, thue, was Du nicht lassen kannst, kehre dann nach Nord-Amerika zurück, werde hier ein freier Landbesitzer und gieb auch so vielen armen Schwarzen ihre Freiheit wieder, als Du zu diesem Zwecke von dem Gelde übrig hast. Ich schwöre Dir, daß die Brüder meiner Väter Dir dieses edle Geschenk durch Dankbarkeit zu vergelten wissen werden. Wohl Dir und mir, wenn ich es denken dürfte, daß einst eine aufgeklärte und vernunftreiche Zeit kommen würde, wo Schwarze und Weiße sich als Brüder umarmten; wo es weder schwarze noch weiße Sclaven gäbe, sondern alle Menschen nur ein Band der Liebe umschlösse! Vielleicht bist Du dazu be-

stimmt, eine solche Colonie der Freien aus Schwarzen und Weißen an den schönen Ufern des majestätischen Missisippi oder des üppigen Salzsees zu gründen.“ —

Als er dieses mit feierlicher Erhebung gesprochen, füllte er nochmals die Gläser, trank das seinige aus auf den Sieg Amerika's über die Barbarei Europa's, verschloß dann die Kiste wieder und gab den Schlüssel an seinen jungen Freund mit den Worten:

„Da, steck' Deinen Schlüssel zu Dir. Die Matrosen sollen Dir die Kiste morgen an Bord bringen, und wenn Du nach Hamburg zurückgekehrt bist, dann zähle mit Deiner Braut, wie viel darin ist, und umarmst und küssest Du sie innig, so denke auch auf einige Augenblicke an den Mulatten. Vielleicht, daß auch ich einmal wieder nach Hamburg komme, sehe, wie glücklich Ihr seid und — bei Euch zur Kindtauf' komme.“

Wir brauchen es wohl nicht erst zu behaupten, daß Fritz Möller im Bewußtsein seines Schatzes überglücklich war. Er konnte die Nacht kein Auge schließen vor den tausend Plänen und Vorstellungen, die sich in seinem Geiste wechselseitig bekämpften und den Vorrang streitig machten. Ihm wurden von diesem Augenblick die Minuten zu Jahren. Er konnte die Zeit nicht erwarten, wo er so überglücklich wieder im Hamburger Hafen anlangen, wo er seine geliebte Marie umarmen und ihr Alles erzählen würde, was ihm in so wunderbaren Schicksalsfügungen widerfahren war.

Aber wie würde er sie wiederfinden? Dieses quälte ihn am meisten, als das Schiff, welches ihn nach Hamburg bringen sollte, von einem kräftigen Südwest getrieben, schon Tage lang den atlantischen Ocean durchschnitten hatte.

Er bemerkte es nicht, als man die Linie passirte. Gleich dem Columbus stand er auf dem Deck und schaute, wie jener nach Westen, so unverwandt nach Osten.

Kein Unstern bedrohte die glückliche Fahrt. Endlich war man den Canal passirt, hatte man Helgoland und bald auch Curhaven in Sicht. Mit solchem heißen, ja hitzigen Verlangen kann niemals ein Weltentdecker das Land betrachtet haben, als unser Freund jetzt dasjenige, welches der Träger seines Glückes und seiner Liebe werden sollte.

„Was wird Marie sagen, wie wird ihr Hören und Sehen vergehen, wenn ich vor ihr meine Kiste aufschließe und ihr sage, wie reich ich bin!"

Das waren die Gedanken, welche jetzt seine Brust hoch schlagen machten.

Bald aber schlich sich in diese Gedanken der Wonne und Freude wieder der Kummer und die Besorgniß ein:

„Ist sie mir während meines für sie gewiß unerklärlichen Verschwindens auch treu geblieben? — Dumme Frage! Und doch, kann nicht Bosheit ihre Tugend untergraben? Haben die Ränke und Verfolgungen reicher Wüstlinge auch sie nicht auf die Bahn des Lasters und Sittenlosigkeit hinausgetrieben, nachdem der Genius der Unschuld sie verlassen hatte?" —

Jetzt war er — frei und reich — wieder an derselben Stelle, an welcher er vor länger als einem halben Jahre — man bedenke, daß die Fahrten zwischen Europa und Amerika hin und zurück damals, wegen der Mängel in der Schifffahrt, noch nicht so zauberhaft schnell zurückgelegt wurden, als dies gegenwärtig der Fall ist, wo ein gutes Segelschiff oft kaum noch einmal so viel Zeit gebraucht,

als ein Dampfschiff mit Rädern und Segeln! — an welcher er also vor länger als einem halben Jahre — arm und gebunden — so unsäglich elend gewesen war. —

28. Wiedersehen und Befreiung.

Man kann sich leicht vorstellen, daß Fritz Möller sehr trostlos und niedergeschlagen wurde, als er Alles nicht so fand, wie er es in der Aufwallung seines Gemüthes erwartet hatte.

Er eilte nach dem Sahle, auf welchem Marie mit ihrer Mutter und ihren Geschwistern gewohnt hatte; er fand dort eine unbekannte Familie, welche ihm nichts weiter zu sagen wußte, als daß die Frau, welche dort gewohnt habe, längst gestorben und begraben sei. Auf die Frage nach den hinterbliebenen Kindern wußte man keine befriedigende Antwort zu geben. Erst nach einem peinlichen Kampfe mit seinem natürlichen Schamgefühl brachte er noch die Frage hervor, ob man denn auch nicht wisse, wo die älteste Tochter sich wohl hingewandt haben möge.

Hierauf ward ihm mit höhnischem Gelächter die Antwort:

„Ach, was sollte daraus weiter geworden sein, als — was die Mutter gewesen ist. Man weiß nicht, wo sie sitzt. Die Schuchard aber wird es am besten wissen, von wem sie unterhalten wird."

Der junge Mann stand in seinem Schmerz wie vernichtet. Er stützte sich an dem Thürpfosten, weil er befürchtete, in Ohnmacht nieder zu sinken.

Man lachte.

Dieses Lachen kränkte ihn unsäglich. Nichts verletzt ein sanftes und liebevolles Gemüth mit seinen geheimsten Gefühlen mehr als roher Spott.

„Also doch — auch sie eine Verführte und Gefallne!“

Er stürmte fort nach dem Sahle, den er selbst bewohnt hatte. Auch hier andere Zustände, andere Menschen. Was ihm gehört hatte, war von dem Zehnpfennigsamt hinweggenommen worden.

So war durch die Bosheit eines Mannes aus der gewöhnlichen materiellen Handels- und Geschäftswelt denn der ganze Trost und die ganze Freude, alle Träume einer edlen jungen Seele zerstört und vernichtet.

Das mütterliche Erbe aus einander gerissen! Diejenige Frau, welche ihm eine zweite Mutter sein sollte, im Schooß der Erde! Und die künftige Geliebte vielleicht eine sittlich Gefallne in dem großen, wüsten und zügelloser Leidenschaft ergebenen Hamburg!

Vielleicht! Vielleicht eine Gefallene! O dieses Vielleicht folterte seine reine, liebende Seele mit allen Qualen der Hölle. Er zweifelte zwar keinen Augenblick an ihrer Tugend und dem ernsten und festen Willen, ein reines unschuldiges Leben zu führen, auch wenn keine Mutter ihr mehr zur Seite stand, kein sorgendes Auge sie bewachte und vor Verfolgungen bewahrte. Aber — waren die Beispiele nicht zu häufig, daß dennoch die unschuldigsten und sittlichsten Mädchen, sobald sie hübsch, durch die leidenschaftliche Verfolgung reicher Kaufleute und Wollüstlinge gefallen und verdorben waren? So wenig er sich seine Marie in den bezeichneten Verhältnissen nun auch zu denken

vermochte, so sehr beunruhigte ihn doch jener böse Geist des Zweifels, welcher durch leichtsinnige Hände gleich einer brennenden Fackel nun einmal in sein Inneres geschleudert worden war, und allen Glauben an Tugend und Sittlichkeit in ihm zu zerstören drohte. Ach! dieser Zustand ist für ein junges, liebendes Herz der schrecklichste.

Mit diesen Zweifeln stürmte der junge Mann fort, von Straße zu Straße, bis ihn endlich gleichsam eine unsichtbare Hand zum Thore hinaus und zum Grabe seiner Mutter hinführte.

Mit wie viel anderen Schauern und frommen, kindlichen Gefühlen noch näherte er sich jetzt diesen geheiligten Ruhestätten der Todten, die längst von keinen Leidenschaften mehr bedroht und verfolgt, von keinen Zweifeln und Sorgen mehr gefoltert wurden. Welchen feierlichen Eindruck machten die jungen Bäume, mit ihren trauernd herabhängenden grünen und duftigen Zweigen, auf sein hart betroffenes Gemüth und sein suchendes Auge. Und was dieses suchte, für welches es hier allein nur einen Blick hatte, das hatte es bald gefunden, — das Grab der Mutter.

Ueberströmend von der ganzen Inbrunst und Wehmuth seiner Gefühle kniete er nieder an der geheiligten Stätte und betete dort lange. Warum? Von welchem Inhalt waren seine Gedanken, die er jetzt und unter diesen Verhältnissen zu dem Geiste seiner Mutter emporsandte? Wir wollen es dem Scharfsinn unserer schönen Leserinnen und geneigten Leser überlassen, es zu errathen.

Endlich kehrte Trost und Beruhigung in seine Seele zurück. Er fühlte sich wunderbar gestärkt und allen Zweifeln entrückt. Die Sehnsucht der Liebe erwachte mit aller Stärke

in seiner Brust und belebte sein kurz vorhin noch so ermattetes Auge mit neuen Strahlen der Hoffnung und Zufriedenheit. Er richtete seine Blicke empor und der erste Gegenstand, auf welchen sie fielen, war ein gleichfalls im Gebet hingesunkenes junges Mädchen. Da die Knieende ihm den Rücken zugekehrt hatte, so war es ihm ohnmöglich, ihre Züge zu gewahren, aber — sonderbare, freudige Ahnungen durchfuhren auf diesem Platze des Friedens und der Trauer plötzlich sein Inneres. Konnte dieses junge Mädchen nicht Marie, seine Marie sein! Ja, war sie es denn nicht nach Wuchs und Gestalt, sie — gleichfalls bei dem Grabe ihrer Mutter!

Fritz Möller streckte seine Arme vor sich hin und machte voll freudiger, seliger Erregungen einige schwankende Schritte nach der Stelle hin, auf welcher das junge Mädchen knieete. Jetzt war er ihr bis auf wenige Schritte nahe gekommen, indem der Sand unter seinen Füßen knisterte. Da erhob sie sich plötzlich, aufgeschreckt aus ihren wehmüthigen Betrachtungen, und wollte furchtsame und ängstliche Blicke umherwerfen, als sie einen heftigen Schrei ausstieß, wie wenn ihr Herz plötzlich von einem verwundenden Instrument durchbohrt würde.

Das Ausrufen zweier Namen, das Hinsinken des Einen an die Brust des Anderen war nur ein Moment.

„Zwei Seelen und ein Gedanke,
Zwei Herzen und ein Schlag!"

Dieser liebliche Gedanke des bilderreichen Dichters Halm ist in der Wirklichkeit wohl nie klarer und thatsächlicher ausgedrückt worden, als es in dem vorliegenden Augenblick durch jene zwei Menschen geschah, die sich längst ein-

ander angehörten, die in ihren Herzen sich seit dem ersten Erblicken ewige Liebe und Treue geschworen hatten.

Als Beide sich lange genug — oder — noch nicht lange genug — einander an der Brust geruht hatten in Glück und Wonne, als dann endlich wieder das kühlere Bewußtsein der Gegenwart und des Daseins in ihr Inneres zurückkehrte, da ging es natürlich an ein lebhaftes Austauschen des in der Zeit der Trennung Erlebten und Erduldeten, daß man der Worte und Gefühle kein Ende finden konnte. Mittheilungen des Schauerlichen und Traurigen, der Noth und des Kummers wechselten miteinander. Hatte der Eine sich in Mitleid zu ergießen, so wußte die Andere vor Erstaunen und Verwunderung sich nicht zu lassen. Dieser Austausch der Erlebnisse und Erfahrungen erreichte aber die höchste Stufe, als Fritz Möller die Geliebte mit nach jenem Hause hinnahm, in welchem er seine Kiste aufbewahrt hatte; als er den Deckel derselben öffnete und Marie nun sprachlos das viele Gold anstarrte. Bis dahin hatte sie alles Erzählte nur wie im Traume angehört und ohne klares Bewußtsein an sich vorübergehen lassen, da sie sich mit ihrem einfachen Verstande in alle ihr neuen Gegenstände und Verhältnisse nicht sogleich zu finden wußte; als sie jetzt aber die Beutel mit blanken Dollars vor sich sah und bedachte, daß all' dieses Geld nunmehr dem jungen Manne gehörte, an dem sie mit so inniger und herzlicher Theilnahme hing, da flossen reichliche Thränen über ihre Wangen hinab, sie faltete die Hände und wagte verschämt kein Auge mehr aufzuschlagen.

Fritz Möller stand gleichfalls bestürzt da, und wußte nicht, wie er sich dieses plötzliche Verstummen und diese

Verschämtheit Marien's deuten sollte. Um das unterbrochene Gespräch nach einer geraumen Pause wieder in den Gang zu bringen, begann er mit ängstlicher und besorgter Spannung:

„Also Du gute Seele hast Dich nach dem Tode Deiner Mutter sofort in einen gewöhnlichen Dienst begeben, um Dich, und Deine beiden kleinen Geschwister noch dazu, redlich zu ernähren? Da hast Du es gewiß oft recht sauer gehabt?"

„Ach, das nicht", entgegnete Marie, „und wenn es das nur allein gewesen wäre. Aber die Welt ist so schlecht. Auch dort ist das ehrbarste und rechtschaffenste Mädchen nicht sicher vor Nachstellungen und Verfolgungen. Wie viel Geld hätte ich verdienen, nein, — bewahre Gott! — an mich raffen können, wenn ich den Verlockungen hätte Gehör schenken wollen, und Putz und Staat mir lieber gewesen wäre, als Tugend und Rechtschaffenheit."

Was Marie dem jungen Manne jetzt mittheilte, was ihr in ihrem ersten Verhältniß als Dienstmädchen begegnet war, brauchen wir hier nicht wieder zu erzählen, da man es bereits weiß.

„Und diese arme junge Madame — wie viel hat nicht auch die gelitten, bis sie dahin gebracht wurde, wo sie jetzt ist, nämlich im Irrenhause", schloß Marie ihre Erzählung.

„Im Irrenhause?" wiederholte Fritz Möller mit Erstaunen.

„Ja."

„Aber durch wen — geschwind, sprich, durch wen? Mich durchzuckt eine schreckliche Ahnung, wenn ich bedenke, was Du mir so eben erzählt hast." —

„Die ganze Stadt sagt, daß sie gewaltsam durch ihren Mann und dessen Commis dorthin gebracht worden ist."

„Dacht' ich's doch. O, diese Scheusale von Speculanten, die jedes menschliche Gefühl verhöhnen, die mit Herzen nur spielen, um ihrem Mammom zu dienen", rief der junge Mann in gerechter Entrüstung.

„Fritz — ich beschwöre Dich" — sprach darauf das junge Mädchen mit einem ernsten und feierlichen Tone, „Du mußt mir einen Gefallen thun."

„Das sagst Du in einem so bedeutenden Tone? So muß es etwas Wichtiges sein."

„Sprich — willst Du?" —

„Wenn ich kann — gerne, mit Leib und Seele, nur mußt Du mir dann auch etwas versprechen."

„Etwas versprechen? Was kann das sein?"

„Daß Du meine Frau werden willst, und zwar je eher je lieber."

„Ich — Deine Frau?" rief Marie erbleichend, und schien in Ohnmacht sinken zu wollen.

Bestürzt wollte Fritz Möller sie auffangen und rief:

„Marie! mein Gott, was ist Dir? Du erbleichst. Hast Du vielleicht schon einen Anderen grwählt. O schnell, sprich es aus, damit ich sogleich erfahre, daß ich jetzt noch unglücklicher bin als damals, als ich gebunden und in Schmerzen in dem Schiffsraume lag, oder später hülflos auf dem Wrack am Korallenriff zwischen Himmel und Erde schwebte."

„Ich — Deine Frau?" wiederholte Marie mit einer seligen Verklärung und wie aus einem Traume erwachend.

„Nun, freilich — hast Du daran auch nur einen Augenblick gezweifelt?“ entgegnete Fritz mit drohender Verwunderung.

„Aber Du bist jetzt ja auch ein Reicher, wie die Anderen.“

„Wie die Anderen?“ wiederholte Fritz Möller mit einem finsteren Blick. „Was willst Du damit sagen, Marie?“

„O nein, nicht wie die Anderen. Aber was ist natürlicher, als daß Du jetzt ein Mädchen heirathest, die noch eben so viel Geld hat, als Du jetzt, oder — wo möglich noch mehr.“

„Also so schlecht denkst Du von mir? Nein, Marie, das hätte ich nicht erwartet. Grade jetzt, mit diesem Gelde, fühle ich erst den nöthigen Muth in mir, Dich zu bitten, meine Frau zu werden. Denn wahrhaftig, in meinem früheren Zustande hätte ich diesen Muth, trotz meinem Fleiß und meiner redlichen Absicht, Dich und Deine Geschwister zu ernähren, nicht gehabt. Nun — Du willigst ein?“

„O — Gott!“ rief schluchzend Marie und sank an seine Brust.

Der junge Mann küßte sie mehrere Male recht herzhaft und sagte dann:

„Aber nun schnell heraus damit: Welchen Dienst kann ich Dir leisten?“

„Die arme gute Madame Vogelsang, meine frühere Herrschaft, aus dem Irrenhause zu befreien!“

„Ja — das ist wahr — das wäre ein würdiges Werk. Aber es ist nicht so leicht auszuführen. Es ist schwer, diesem boshaften Intriguanten entgegen zu treten. Wenn

wir dadurch nun selbst unser eigenes Lebensglück wieder zum Opfer brächten!"

Marie schwieg einige Augenblicke betroffen und nachdenklich still, dann sagte sie mit vertrauensvoller Kraft:

„O nein, das können, das werden wir nicht."

„Wenn sie aber nun doch wirklich wahnsinnig wäre?"

„Diese treffliche, unschuldige Seele — wahnsinnig? Niemals; eben so wenig, als wir Beide es sind. Du kannst Dich auf das verlassen, was ich Dir sage. Tritt dem Ungeheuer, ich meine, dem Vogelfang, nur mit aller Macht der Wahrheit und guten Sache entgegen, und er wird seine Schuld, sein Unrecht und Vergehen eingestehen."

„Er — eingestehen?" versetzte Fritz Möller. „Glaube das niemals, liebe Marie, Du würdest gegen Andere dadurch nur Deine Unerfahrenheit mit Menschen dieser Art preisgeben."

„Ich weiß noch mehr. Wenn das Eine ihn nicht zu Boden donnert, so das Andere."

„Du weißt noch mehr? Wie weltkundig Du in so kurzer Zeit geworden bist! Nun, laß hören."

„Ich habe mit einem Mädchen zusammen gedient, die, als die Geschichte der jungen, in's Irrenhaus abgeführten Frau in der Stadt von Mund zu Mund unheimlich erzählt wurde, mir von demselben Vogelsang auch, aus ihrem eigenen Leben, Dinge erzählte, die ihn als einen höchst gefährlichen und verbrecherischen Menschen darstellen, der vielleicht schon noch mehr als das gethan hat, um — reich zu werden und seinen zügellosen Leidenschaften zu fröhnen."

Marie erzählte jetzt, was wir aus den Vorgängen

im Apollotheater und bei der französischen Schauspielerin ebenfalls schon wissen.

„Das sind ja lauter Verbrechen, die zum Zuchthause reif machen. Und solche Leute schleichen in der Geschäftswelt einher und spielen die Großen? — Ja, Du hast Recht, mit solchen Thatsachen, die sich allenfalls beweisen lassen, kann ich ihn wenigstens zwingen, die junge Frau aus dem Irrenhause wieder frei zu lassen. Aber — wenn sie daraus auch wieder befreit ist, werden wir sie dann nicht von Neuem anderen Mißhandlungen preisgeben, werden wir sie dadurch glücklicher gemacht haben? Ich könnte mir nämlich denken, daß die arme Frau dort unter den Irrsinnigen, die sich bald für Könige, bald für Millionaire, die Schuldbriefe, auf Tausende lautend, zum Fenster hinauswerfen, und bald wieder für Bettler halten, welche man nicht berühren darf, weil sie nach ihrer Ansicht von Glas und daher sehr zerbrechlich sind, ganz glücklich wäre."

„Es ist wahr" — sagte das junge Mädchen — „wer kann wissen, welche neue Gefahren auf die junge Frau eindringen; allein, wenn wir sie fragen könnten, ob sie doch nicht lieber aus dem Irrenhause wieder befreit sein wollte, was würde sie wohl sagen?" —

„Daß sie wieder frei sein wolle," fiel ihr Fritz Möller rasch in die Rede. „Ja, ich verspreche es Dir, ich will versuchen, diese gute That auszuführen. Aber damit ist es, wie gesagt, noch nicht allein gethan. Wenn wir die junge Frau wieder befreit haben, müssen wir sie auch ferner zu schützen suchen. Doch auch dafür kann Rath werden, denke ich; wenn anders die junge Madame sich meinen Plänen fügen will."

„O, das wird sie ganz gewiß," versetzte Marie, „sie ist ja so sanft und gut wie ein Kind. Ach! das ist schön, daß Du schon einen Plan hast. Aber verzeihe — es ist bereits viel Zeit verflossen und ich habe nur eine Erlaubniß auf zwei Stunden gehabt. Meine Herrschaft wird böse, wenn ich so lange ausbleibe."

„Wie schade, daß wir nicht sogleich zusammen bleiben können," sagte der junge Mann mit weichherzigem und schwermüthigem Tone.

„Fritz — es ginge jetzt ja doch nicht an, daß wir Beide zusammen wohnten, ehe wir — verheirathet sind," fügte Marie leise hinzu und erröthete verschämt bis über die Ohren.

„Das ist nun freilich wahr. Es geht jetzt noch nicht, aber — Kauf treibt Hauer, und sobald ich Alles gehörig vorbereitet habe, dann machen wir Hochzeit, gehen über's Meer nach Amerika, um dort in dem freien Lande uns ein stattliches Landgut zu kaufen, und — nehmen die junge Madame Vogelsang, wenn die Sache sich durchführen läßt, mit uns. Vorausgesetzt, daß sie selbst einwilligt."

„Das wird sie gewiß. Ach! das wäre herrlich," rief Marie und klatschte in die Hände. „Wenn wir friedlich und vergnügt so alle Drei bei einander leben könnten!"

„Ja, mein Kind, und dann kömmt auch wohl noch ein Vierter und Fünfter hinzu."

„Ein Vierter und Fünfter —!"

„Ja, auch noch ein Sechster und Siebenter."

„Um unser Glück, unsern Frieden zu stören!"

„Nein, um unser Glück zu erhöhen," rief Fritz Möller,

umfaßte Marie so lebhaft und küßte sie so innig, daß diese abermals erröthete und rief:

„Du zerreißest mir noch die Haube! — Doch jetzt lebe wohl. Und zeige Dich als Mann, hörst Du, Fritz? Ich will beten, daß das gute Werk Dir gelingt."

Damit trennten sich die Beiden unter der Umarmung eines zärtlichen Abschieds, nachdem sie sich noch kurz das Nöthige für ein baldiges und nächstes Wiedersehen und Wiedertreffen mitgetheilt hatten. —

Was Fritz Möller seiner lieben Marie versprochen hatte, versprochen mit dem ganzen Gefühle von Rechtschaffenheit und dem inbrünstigen Verlangen, Gutes zu wirken und zu stiften, das hielt er auch. Daher machte er sich schon am folgenden Morgen auf den Weg, um dem Kaufmanne sein Sündenregister vorzuhalten und auf die Befreiung der jungen Frau aus dem Irrenhause zu dringen.

Man pflegt wohl zu sagen, wer eine gerechte Sache hat, der ist allzeit hinlänglich beredt. Dieses Bewußtsein der gerechten Sache belebte und durchglühte daher unsern jungen Demokraten, als er vor den Kaufmann trat. Er wußte recht gut, daß er in die Angelegenheiten Anderer nichts d'rein zu reden habe, daß er die Mißhandlung einer schwachen Frau nicht zu richten noch zu verantworten habe, allein treibt nicht oft ein dunkler Instinkt oder die Vorsehung selbst uns an, uns mit glühendem Herzen auf ein Gebiet zu stürzen und Rache und Vergeltung zu üben, wo eigentlich unser Beruf uns nicht hinführt? Und bald sehen wir, daß das Streben gelingt, daß der Wille zum Ziele führt, daß die gerechte Sache durch ein ganz wunder-

bares Zusammentreffen von Umständen zum Siege geführt wird, ohne daß wir wissen, wie es so kam und geschah.

Fritz Möller trat also unmittelbar am folgenden Morgen vor den Kaufmann mit einer Entschlossenheit und Beherztheit, die für jeden aufmerksamen und verständigen Beobachter auf Sieg hindeuten mußte.

Mit einer Ruhe und Würde, die man bei solcher Jugend nicht gesucht hätte, sagte der junge Mann:

„Sie haben Ihre Frau auf eine unverantwortliche Weise in's Irrenhaus bringen lassen, ohne daß zu einer solchen Behandlung ausreichende Gründe vorliegen."

„Ausreichende Gründe? Ha! ha! ha! Welche Verwegenheit treibt Sie dazu, Gründe für meine Handlungen von mir zu fordern?" —

„Hier ist von keiner Verwegenheit, sondern nur von einer boshaften Mißhandlung die Rede. Suchen Sie sich nicht hinter Ausflüchte, oder freche Entgegnungen zu verbergen. Ich bin von Allem unterrichtet, um die kräftigsten Schritte thun zu können."

„Sie reizen mich mit Ihrer Kühnheit zum Lachen. Wissen Sie, daß ich nur einen Diener der Polizei holen lassen darf, um Sie für mich unschädlich zu machen?"

„Das würde Ihre Sache nicht besser, sondern nur schlechter machen."

„Schlechter? Sie reden auch wie ein Wahnsinniger. Ich frage, wer Ihnen ein Recht gegeben hat, mich für meine Handlungen zur Verantwortung zu ziehen?"

„Das Recht, welches ich hier in Anwendung bringe, habe ich mir genommen," entgegne der Demokrat mit aller Ruhe. „Ich spreche und handle im Namen der gekränkten

Unschuld und beleidigten Menschheit. Sie scheinen als Kaufmann auch in dem Wahne zu leben, daß die ganze Welt für Sie sich in dem Zustande der Sklaverei befindet, daß, weil Sie die Macht des Geldes in Händen haben, Sie nun auch über Sitte und Menschheit bestimmen können. Die Tendenz des Kaufmannes ist die, sich zu bereichern, Mammon zu sammeln und aufzuhäufen um jeden Preis. Was bekümmern ihn die millionenfachen Thränen, welche von der leidenden Menschheit geweint werden! Sie haben also nur Sinn und Herz für das Geschäft und das Geld. Für Sie giebt es nur einen Gott — den Mammon! Nur ein Recht — das Geld! Nur eine Sitte — das Geschäft! Nach diesen elenden Grundsätzen haben auch Sie sich bereichert und ein tugendhaftes, unschuldiges Mädchen unglücklich gemacht und in jenes Irrenhaus geführt, in welches nur Sie hingehörten. — Lassen Sie die Polizei fordern, um über uns Beide zu Gericht zu sitzen, — lassen Sie es nur zu einer Untersuchung kommen, dann sind Sie verloren."

„Verloren?"

„Soll ich es Ihnen wiederholen?" —

Es trat eine Pause ein. Der Kaufmann bemerkte, daß er sich hier in einer sehr gefährlichen Situation befinde, und zwar durch die unberufene Keckheit und Verwegenheit eines Menschen, der nach seiner Ansicht durch die modernen französischen Ideen so überspannt und für das Irrenhaus reif geworden war. Sehr bedenklich schien es ihm aber, der Keckheit noch ferner gleiche Keckheit entgegen zu setzen. Die Sache war einmal durch ein unerwartetes Dazwischentreten eines Dritten bis auf's Aeußerste getrieben, und es

schien nichts rathsamer zu sein, als mit Schlauheit nachzugeben, und so die gewaltsame Extase wieder herabzustimmen.

Wieder einlenkend sagte daher Vogelsang:

„Ich sehe wohl, Sie gehören zu den jungen Toll- und Trotzköpfen, die sich mit Gewalt für Andere aufopfern und zu verkannten Rittern der sogenannten Unschuld und Tugend aufwerfen wollen. Was meinen Sie, wenn ich Sie nun plötzlich glücklich mache, indem ich Ihnen Ihren Willen gewähre? Wie werden Sie und Ihre demokratischen Freunde mir diese Güte und Nachsicht aber zu danken wissen?"

„Zu danken?" wiederholte Fritz Möller. „Ich verlange von Ihnen keinen Dank, und Sie werden von mir keinen Dank verlangen, wenn Sie klug sind. Sie haben begriffen, daß jede Weigerung hier vergeblich ist. Kommen wir also zum Ziele. Sie geben mir eine Vollmacht, Ihre Frau aus dem Irrenhause abzuholen, wenn sie gesund ist."

„Nun, und wenn sie nicht gesund ist?" —

„Darum handelt es sich hier nicht."

„Allerdings. Sie haben behauptet, daß meine Frau in das Irrenhaus gesperrt wäre, ohne geisteskrank zu sein. Also scheint Ihnen ein solcher Fall doch nicht zu den Unmöglichkeiten zu gehören, daß sie wirklich geisteskrank wäre."

„Wenn ich eine Möglichkeit offen ließ, so geschah es nur, um den Vorstehern des Irrenhauses keine Unannehmlichkeiten zu bereiten. Sie kann dort in der unterdeß verlaufenen Zeit gesund geworden sein, und man verliert nicht das Geld sondern die Bestrafung. Um sich überflüssige Störungen zu ersparen, werden Sie mir die geforderte Beglaubigung sogleich ausstellen und die ganze Sache,

welche von Stadt und Welt längst vergessen ist, bleibt unter uns. Es erfährt Niemand, daß ich bei Ihnen war, und die Befreiung Ihrer Frau auf diese Weise verlangt habe."

„Ich werde schreiben, was Sie wünschen, wenn Sie mir versprechen, für meine Frau ein anderweitiges Unterkommen zu finden, kurz, mich der Sorge für sie überheben zu wollen."

„Glauben Sie denn wirklich, daß ich Ihnen Ihre Frau zum zweiten Male preisgeben würde? Das hieße, sie aus dem Regen unter die Traufe führen. Ich habe meine Maaßregeln bereits genommen."

„Und diese sind?" —

„Das kann Ihnen gleichgültig sein, da Sie sich bisher nicht mehr Kummer und Sorge um Ihre Frau gemacht haben." —

Noch an demselben Tage fuhr der junge Demokrat mit seiner Geliebten, und — der Vollmacht in der Tasche, nach dem Irrenhause.

Die Befreiung war eben so leicht als schnell. Daß hier von keiner Zurückhaltung einer jungen Frau die Rede sein konnte, die niemals wirklich geisteskrank, sondern nur bis tief in die Seele gebeugt und bekümmert gewesen war, versteht sich von selbst.

Als die junge Frau die verhaßten Mauern hinter sich hatte, als sie unter Gottes blauem und heiterem Himmel wieder frei aufathmete, da sank sie ihren Errettern voll Dankgefühl an die Brust.

Dann aber überkam es sie wieder mit bangender Pein, daß sie ihrem Manne würde preisgegeben werden.

„Wollen Sie wohl um des Geldes wegen Ihre Frei-

heit zum zweiten Male zum Opfer bringen?" sagte Fritz Möller mit lebhaftem Tone.

„O nein, nein — um Gotteswillen nein!" rief die junge Frau mit Furcht und Grauen. „Was soll mir das Geld. Bei Euch — bei Euch laßt mich bleiben. Ach — dürfte ich die Stadt, in welcher ich so Unsägliches erduldet, doch niemals wieder sehen."

„Warum nicht! Sie bleiben bei uns und machen mit uns eine Erholungsreise nach Amerika. Es wird ohnehin nicht schwer halten, eine Scheidung zu bewirken, wenn Sie Alles fahren lassen, was Ihnen gehört."

„O, gerne, gerne!" —

„So ist unser Bund geschlossen. In der neuen Welt, in einem selbstgeschaffenen Paradiese suchen wir das wahre Glück." —

29. Der Dreizehnte.

Da es für Denjenigen, der da glaubt, ein Buch aus der Romanwelt oder Unterhaltungslectüre vor sich zu haben, höchst langweilig ausfallen würde, wenn wir ihn mehr und mehr in die geschäftlichen Kreise eines gewöhnlichen, sogenannten „Kaufmannes" einführten, um in verschiedenen Enthüllungen und Situationen die Intriguen und Machinationen zu zeigen, welche oft dazu dienen müssen, um ein Handlungs-Geschäft empor zu bringen und vor den Augen der Welt als ein grandioses hinzustellen, so sehen wir uns genöthigt, einen Zeitraum von mehr als 40 Jahren zu überspringen. Wir sind ohnehin überzeugt, daß man Geist, Wesen und Charakter dieses Kaufmannes aus den bis-

herigen Darstellungen schon hinlänglich kennen gelernt habe, um eine solche Erscheinung in der merkantilischen Geschäftswelt würdigen und begreifen zu können. Wir stehen, wo nicht vor dem Ende, so doch vor der wesentlichen Katastrophe unserer Geschichte.

Dieses Capitel schließt sich an das erste des ersten Bandes. Wir vergegenwärtigen uns jene Scene, in welcher wir zuerst Vogelsang und Kracke trafen. Man entsinnt sich wohl, auf welche Weise der Letztere von dem Ersteren in eine andere Welt expedirt werden sollte. Schreckliche Enthüllungen, verbrecherische Handlungen, deren Augenzeuge der geneigte Leser und die schöne Leserin nunmehr aber doch gewesen ist, sollten gewaltsam unterdrückt werden. Und Kracke entkam dem Schiff in Cuxhaven und hatte nichts Eiligeres zu thun, als nach Hamburg zurück zu kehren.

Wir befinden uns also wiederum im Jahre 1849, und zwar weist der Kalender den 13. August aus.

Es war die Zeit der Brandungen, welche die Wellen des Jahres 1848 herbeiführten.

Der berüchtigte Friede von Malmö war geschlossen, um welchen eine Hamburger Persönlichkeit im Rathe der deutschen National-Versammlung sich abgedorrte Lorbeern erwerben wollte.

Die Rückkehr der —schen Truppen aus Schleswig wurde erwartet; an diesem Abend sollten sie durch die Hamburger Thore ein- und ausmarschiren.

Eine fieberhafte Bewegung, mit einer Beimischung von gallischen Experimenten, hatte sich des Volkes bemächtigt. In unheimlicher Spannung standen Conservative und Radicale, „Heuler“ und „Wühler“ einander gegenüber.

Wie beim Anfang unserer Geschichte vor der Börsenzeit, so war es jetzt nach der Börsenzeit, als mehrere „Patrioten" sich auf gleichen Wegen nach ihren verschiedenen Wohnungen begaben. Unter diesen „Patrioten" befand sich auch Vogelsang, obwohl sein podagraischer Körper es ihm kaum erlaubte, sich dem Heimgange Mehrerer anzuschließen. Diesmal aber war die Sache von bedeutender Wichtigkeit. Es handelt sich um das Interesse, welches man an den nationalen Tendenzen und republikanischen Bestrebungen nahm. Manche Persönlichkeit, über welche dem Volke erst lange nachher die Augen in sogenannter „aschgrauer Verwunderung" aufgehen sollten, stand damals auf dem Gipfel des demokratischen Ruhmes und wurde darauf erhalten von unsichtbaren Händen.

„Die Sache der Volksbewaffnung hat ja wohl ihren guten Fortgang", sagte Einer der „Patrioten".

„Ich denke, ja", versetzte Vogelsang; „wenigstens habe ich das Meinige gethan, um das Feuer zu schüren."

„Es stehen tüchtige und gewandte Leute an der Spitze."

Der Mäkler, dem wir gleichfalls zu Anfang unserer Geschichte schon einmal begegnet sind, hatte sich den Börsengängern angeschlossen und ergänzte:

„Der Wirsch ist ein famoser Kerl und ganz dazu geschaffen, eine demokratische Unternehmung wie die Volksbewaffnung, zu leiten. Wenn die blanke Waffe nur nicht ein so gefährliches Spielzeug wäre!"

„Ha! ha! ha!" lachte Vogelsang mit hectischer Stimme. „Aber es ist ein Glück, daß Niemand das Gefährliche merkt, welches uns daraus erwächst."

„Ja — uns — da haben Sie Recht", versetzte ein anderer „Patriot". — „Dennoch aber müssen wir uns dieser nationalen Bewegung anschließen, das sind wir uns selbst und dem Staate schuldig!" Und zu Vogelsang gewandt, fügte er etwas leiser hinzu:

„Sie haben doch an den heutigen Durchmarsch der Truppen gedacht? Da darf man es nicht unterlassen, seine Gesinnung auf eine eclatante und hervorstechende Weise zu bethätigen."

„Ich glaube, Ihnen vorhin in der Börse schon zugeflüstert zu haben, daß Alles gut geht, da die Sachen in diesen Händen sich befindet", und er deutete dabei auf den etwas seitwärts gehenden Mäkler.

Unterdessen war man bis zu dem Punkt gekommen, wo man sich trennen mußte.

Vogelsang hüstelte und sagte leise zu dem Mäkler:

„Sie kommen wohl mit mir, daß ich Ihnen das Nöthige einhändige."

Der Mäkler nickte bejahend und folgte dem letzten Sprecher, während die Gesellschaft der Börsenmänner sich auflöste.

Als der Kaufmann mit dem Mäkler durch das Comptoir in sein einsames Zimmer gekommen war und die Thüre hinter sich zugemacht hatte, sagte er;

„Sie müssen der guten Sache heute einen wesentlichen Dienst leisten."

„Lassen Sie hören. Sie wissen, daß ich immer bereit bin, wenn es gilt, das Wohl der Stadt und der Bürger zu fördern."

„Es wird von allen Seiten gewünscht, daß es heute

bei dem Rückzug der —schen Truppen aus Schleswig zu einer öffentlichen Demonstration kommt."

„Ist es denn gewiß, daß die —schen Truppen heute eintreffen?"

„Wir haben darüber durch unsere Freunde und Gönner die verläßlichste Versicherung. Wir schreiben heute den 13. August. Man muß der Demokratie in die Hände arbeiten. Denn daß diese an dem heutigen Abend nicht müssig sein wird, auch darüber haben wir bereits die genauesten Nachrichten. Doch unsere Demokratie dürfte nicht den gehörigen Muth haben, herzhaft und ernstlich einzugreifen, und darum muß man ihr zu Hülfe kommen. Es handelt sich hier nicht um Laternenpfähle, sondern um —sche Soldaten. Ich habe eine aus gemeinschaftlicher Casse geflossene Summe Geldes, welche dazu bestimmt ist, den Muth unter der Demokratie anzufachen. Sie haben wohl die Güte, die Austheilung dieser Summe zu übernehmen. Sie haben die genügendste Localkenntniß, und wissen daher, welche Personen man für diesen Zweck besonders berücksichtigen und enthusiasmiren muß, damit die Sache Aufsehen macht und als Demonstration eine hinlängliche Wirkung ausübt. Da nehmen Sie und theilen Sie das Geld so aus, daß die Demokratie dadurch bewogen wird, ein Zeichen des Lebens von sich zu geben, welches bis jetzt ihr noch immer nicht recht hat gelingen wollen."

Der Kaufmann übergab dem Mäkler einen Beutel mit Geld, welcher ohngefähr 50 Thaler enthalten mochte.

Wer die beiden Personen in diesem Augenblick genau hätte betrachten können, der würde gesehen haben, daß sich in ihren Gesichtszügen ein ganz eigenthümliches Lächeln

abspiegelte, welches von den Gegenständen der geheimsten Gedanken in diesen Spiegel geworfen wurde.

Es war eine Mischung von Schlauheit und Hinterlist.

Der Makler wußte von Anfang an, ohne daß ihm ein Wort weiter darüber gesagt wurde, recht gut, warum es sich hier eigentlich handele. Daher aber war auch nur ihm ein solcher Auftrag überwiesen, weil man wußte, daß die Anfeuerung zu „Muth" und „Entschlossenheit" bei ihm in guten und sicheren Händen war. Um den beabsichtigten geheimen Zweck vollständig zu erreichen, gab es keinen zuverlässigeren Agenten als ihn.

Nach einigen Augenblicken entfernte sich der Makler, um die zu einer Ermuthigung tauglichen Subjecte aufzusuchen. Er verfügte sich zu dem Ende zunächst nach jenem schmalen und abgelegenen Gang am westlichsten Ende der Stadt, welcher die „Eiskuhle" genannt wird.

Hier befand sich, wie er wußte, eine jener mysteriösen Spelunken oder Wirthschaften, welche von der heruntergekommensten und verdorbensten Sorte der Eckensteher und Gelegenheits-Arbeiter frequentirt und auch zum Nachtquartier benutzt werden. Es scheint charakteristisch, daß die Gegend oder der Gang, in welchem die unterste und verdorbenste Classe der Arbeiter und Müssiggänger aus der niedrigsten Häfe des Volkes ihren Verkehr hat, grade „die Eiskuhle" genannt wird. Denn — ist man nicht oder glaubt man nicht wenigstens hier am Nordpol der menschlichen Gesellschaft zu sein?

Das Haus, in welches der Vollzieher der geheimen Commission trat, war höchst schmal und bestand im Paterre nur in einer schmalen Diele mit einem einzigen Fenster,

welcher Raum zugleich das Gast- und Schlafzimmer für die hier verkehrenden Gäste war. Die Thüre und die Decke aber waren so niedrig, daß ein etwas großer Mann kaum grade hineintreten konnte, und dem Eintretenden, der an diese Localität und deren Atmosphäre nicht gewöhnt war, drang beim Oeffnen der Thüre ein solcher fauler, mephitischer Dunst entgegen, daß nur hysterische Personen, deren Nervensystem eine bedeutende Umwandlung erfahren, daran noch ein Behagen finden konnten, während jeder Andere ohnmächtig zurücktaumelte.

Als der Makler eintrat, fuhr er, von diesem Pesthauche angehaucht, unwillkürlich zurück; er bekämpfte aber die Empfindlichkeit seiner Geruchsnerven und trat beherzt hinein.

Der Erste, welcher sich seinen Blicken darbot, war ein großer Kerl in einer sehr unsauberen blau gestreiften Blouse und mit einem kupferroth aufgelaufenen Gesicht, aus welchem ein Paar verschlagene pechschwarze Augen ihre forschenden Blicke hervorschossen. Neben ihm saßen um den schmalen und länglichen Tisch noch zwei andere Kerle von etwas kleinerer und schmächtigerer Statur, aber von demselben grauenhaften Aeußern und mit denselben frechen und durchtriebenen Blicken.

Das gemeinsame Getränk dieser drei Individuen war ein scharf und übelduftender gelblich blauer Kartoffel-Fusel.

Das war also diejenige Sorte des Menschengeschlechts, welche der aristokratisch gesinnte V o g e l s a n g als die Träger der Demokratie bezeichnet hatte.

Wir werden uns über den feinen Tact des Maklers, grade hier seine Leute aufzusuchen — und daß ihm dieses

wirklich gelungen war, konnte man schon aus seinen erfreulich überraschten und sich plötzlich sonderbar belebenden Blicken abnehmen — noch um so mehr wundern, wenn wir auf die Umgebung des großen, nach Kartoffelfusel duftenden Kerls mit dem kupfrig angelaufenen Gesicht noch ein näheres Augenmerk richten. Vorne in seiner Blouse trägt er nämlich ein roh und unsauber zusammengerolltes Packet Drucksachen, und in seiner Hand hält er ein bedrucktes Blatt, aus welchem er seinen Genossen wahrscheinlich soeben mit rauher, heiserer Stimme etwas vorgelesen hat.

Doch woher diese Umgebung mit Drucksachen? Der Blousenmann macht sich ein Geschäft daraus, Flugblätter, politische Lieder und Carricaturen, welche Gegenstände des Tages betreffen, auf den Straßen feil zu bieten, und dabei sie mit einer rauhen Stentorstimme auszuschreien. Er versteht sich darauf, auf diese Weise für die besagten literarischen Artikel das niedere Volk zu gewinnen. Somit ist er also ganz der Mann dazu, um einen Auftrag zu übernehmen und auszuführen, wie der ist, welchen der Makler ihm jetzt übergeben will.

Nachdem der Letztere sich also ein Glas hat einschenken lassen und dann noch drei andere Gläser vom größten Caliber für die Blousemänner, wendet er sich an den Matador dieses Kleeblatts und spricht:

„Hört, Leute, Ihr gehört ja wohl Alle zu den Demokraten?“

„Ja, Herr, das versteht sich“, entgegnet der Hauptmann, welcher sich durch diese Anrede sehr geschmeichelt fühlt, mit einem verzerrten Blinzeln und rauher Kehle, indem er gleichzeitig mit dem Aermel seiner Blouse sich

über den Mund fährt, als wolle er den etwa an den Lippen noch heftenden Kartoffelfusel erst davon entfernen, ehe er es sich herausnimmt, mit einem solchen Gast einen Discurs zu führen, und zwar in der gewohnten plattdeutschen Sprache.

„Das ist brav", fuhr der Makler fort, „bei solchen Leuten, wie Ihr seid, versteht sich das eigentlich auch von selbst und es war daher eine ziemlich überflüssige Frage, welche ich an Euch richtete. — Doch — nichts für ungut."

„O — deshalb keine Feindschaft", versetzte der Hauptmann dieser Demokraten mit einem schlaulächelnden Augenblinzeln.

„Nicht im Geringsten. Es ist nur der Versicherung wegen", sagte der Makler, „daß wir hier als gute Demokraten unter uns sind. Man muß sich davon in jetzigen Zeiten immer erst überzeugen, um zu erfahren, ob man nicht etwa unter die infamen Heuler gekommen ist und also seine Worte in Acht zu nehmen hat.

„Wir — und Heuler!" riefen die drei Kerle gleichzeitig. — „Das kann man uns doch wohl ansehen, daß wir nicht solche Grundsätze haben. Wir und Heuler! Herr Demokrat, das wäre eine grobe Beleidigung. Ne, wir haben Gesinnung, wir sind Demokraten!" riefen die Dreie, ein Gegenstück zu den berühmten Unholdinnen des Shakespeare'schen Macbeth und eine niederträchtige Travestie auf die wahre und edle Demokratie.

„Da werdet Ihr gewiß auch schon wissen, welch' ein wichtiger Putsch heute Abend ausgeführt werden soll? Versteht sich, es bleibt unter uns, und ich möchte mich überzeugen,

daß Ihr Männer von Charakter und Gesinnung seid und Euch um Beobachtung Eurer Pflicht bekümmert."

„Ein Putsch?" fragte der Kleinste der drei Individuen mit nur einem Auge und einem hottentottisch zusammengedrückten Gesicht.

„Ja — ein Putsch? Was ist das heute Abend für ein Ding?" fuhr der Andere fort, welcher neben ihm saß, und bisher in einer sehr schläfrigen Haltung da gesessen hatte. „Bringen sie wieder geborgene Waare?"

Wir müssen noch erwähnen, um dem Leser und der Leserin die hier aufgeworfene Frage verständlich zu macheu, daß diese Kneipe der niedrigsten Sorte von verschiedenen Hausknechten und Comptoirläufern der Kaufleute zugleich dazu benutzt wurde, um den unterschlagenen und gestohlenen Waaren von Seidenstoffen, Tüchern, überseeischen Producten ꝛc. zur heimlichen Bergung und Diebeshöhle zu dienen. Alle solche untergeschlagenen und auf die Seite gebrachten merkantilische Gegenstände wurden in einem hinteren Raume dieser Kneipe also zusammengeschleppt und aufgehäuft, um dann gelegentlich an die heimlichen Abnehmer für Spottpreise verkauft zu werden. Das war dann die geborgene Waare.

„Donnerwetter und Wrangel!" rief fluchend der Lange und warf dem Makler einen auffordernden Blick zu, die längst geleerten Gläser doch noch einmal wieder füllen zu lassen, welches deun auch sofort geschah. — „Ihr werdet doch wissen, was ein Putsch ist? Das kommt davon, wenn man nicht mit demokratischer Literatur umgeht, wie ich. Seid Ihr auch Demokraten? Habt nicht mal einen Putsch! Verflucht!" — Dann wieder zu dem Makler sich wendend

fuhr er fort: „Na, Herr, sie haben doch auch den Putsch?"

„Natürlich, und Ihr sollt eben so gut wie die Andern davon Euren Theil haben. Ihr wißt doch, daß nach dem Communismus Alle gleich viel haben müssen. Was in der Ordnung ist, muß sein. Und der Communismus fängt bereits an, gute Fortschritte zu machen. Zum Beweise habt Ihr hier erst einen preußischen Thaler. Nicht wahr, es ist doch gut, wenn man Demokrat mit ist und Communismus mit ausüben helfen will?"

„Ja, ja, das wollen wir, das ist gut", riefen die Dreie, sich im Brüllen einander überbietend. „Die ganze Stadt soll voll Communismus sein, nichts wie Communismus, und Heuler und Wühler!" Zu gleicher Zeit griffen sie mit gierigen Blicken und Händen nach dem blanken Thaler, welche der Makler Jedem in die braune und unsaubere Faust schob.

„Wenn Ihr nun so einen blanken Antheil an den Segnungen der Demokratie und des Communismus habt, so werdet Ihr heute Abend doch die Anderen auch bei dem Putsch nicht im Stich lassen, weil der Communismus dadurch nur immer größer und allgemeiner wird?"

„Wir den Communismus im Stich lassen? Wir Demokraten?" riefen die Kerle, die blanken Thaler in ihrer Hand mit gierigen Argen betrachtend und mit der anderen Faust auf den Tisch schlagend. „Donnerwetter! Wir sind immer bei dem Putsch und dem Communnismus! — Wo holen wir's?"

„Heute Abend — wenn die —schen Truppen von Altona kommen — auf dem Walle, auf dem Marsche,

überall. Ei, mein Himmel! haben Euch die Führer der Demokratie denn noch nichts von dieser Demonstration gesagt? Und Ihr seid dabei doch eigentlich die Hauptpersonen, habt Gesinnung und Muth. Wenn das Volk Euch nicht hätte, wie sollten wir denn wohl weiter kommen. Was haben sie in Berlin, Wien und Paris nicht schon für den Communismus gethan. Man muß nur frisch angreifen, schimpfen, werfen, dann sieht man's, welche Triumpfe Demokratie und Communismus feiern. — Also heute Abend?"

„Versteht sich, Herr, auf uns können Sie sich verlassen. Wir sind eben so gute Demokraten, wie Sie. Nichts für ungut", rief der Lange, seine lächelnden und augenblinzelnden Grimassen, Zuckungen und Schüttelungen immer von Neuem wiederholend.

„Kriegen wir denn noch mehr preußische Thaler?" fragte der Einäugige.

„Versteht sich, kein wahrer Demokrat bleibt unbelohnt. Nur tüchtig dazwischen. Wir wollen ihnen zeigen, daß wir Gesinnung haben. Sie sollen an uns denken. Adieu!"

„Fidoria! Das sollen Sie! Noch sechs Große mit grünem Bittern!" rief das Kleeblatt in wildem Toben durcheinander. „Wir haben Geld! Fifat der Communismus! Wir wollen schon helfen!"

Der Makler drückte dem Langen traulich die Hand und entfernte sich. Wohin? Das wird man sogleich erfahren.

Es gab verschiedene Individuen, welche sich zu Leitern und Führern der demokratischen Bewegung aufgeworfen hatten und namentlich dem großen Haufen und den einfach bürgerlichen und leicht empfänglichen Gemüthern zu imponiren und selbige zur Verwirklichung moderner Ideen mit sich

fortzureißen wußten. Zu diesen Individuen gehörte besonders ein Mensch, Namens Wirsch, der, man weiß nicht auf wessen besonderen Einfluß und geheimen Betrieb, sich zum Wortführer und Verwirklicher der Volksbewaffnung aufgeworfen hatte. In der convulsivisch zuckenden und fiberisch aufgeregten Zeit hatte man nicht das geringste Bedenken, dem Helden der allgemeinen Volksbewaffnung ein lebendiges Vertrauen und für seine Bestrebungen die größte Theilnahme und Hingebung zu schenken. Wirsch war ein Abenteurer von dem verdächtigsten Charakter, aber dies hinderte damals nicht, ihm und seinen Plänen zu folgen, mochten diese auch noch so sehr von verdächtiger Natur sein und in die gefährlichsten Situationen führen. Es wäre Tollheit gewesen, ein solches Individuum in seinem Thun und Treiben, in seiner unberufenen Anmaßung und Wichtigmacherei zu beleuchten und anzugreifen. Wirsch hatte die Tendenzen und Färbungen der Zeit für sich, er wurde von dem Zeitgeist getragen. Verständige und Einsichtsvolle wollten zwar wissen, daß man Wirsch in seinem wilden Unternehmen nur deshalb gewähren lasse, weil er im aristokratischen oder heulerischen Solde stehe, und deshalb dazu gebraucht werde, die Bestrebungen der reinen und ächten Demokratie zu untergraben und durch verrätherische, heimtückische Uebertreibungen an den Abgrund des Verderbens zu führen, aber man hütete sich wohl, solchen Argwohn laut werden zu lassen. Hätte man dadurch sich nicht eben so sehr die sogenannten „Heuler" als „Wühler" zu Feinden gemacht, und ihren Verfolgungen ausgesetzt? —

Zu diesem Wirsch also verfügte sich jetzt der Vollzieher der geheimen Mission. Wir wollen es dahin gestellt

sein lassen, ob Beide schon früher in einem näheren Verhältniß mit einander gestanden hatten, oder ob der Makler schon ähnliche Aufträge, wie jetzt, bei dem besagten Wirsch ausgeführt hatte.

Als der Makler in die Wohnung des edlen Helden und Anführers der Volksbewaffnung eintrat, war dieser grade damit beschäftigt, Audienz zu geben und mehrere junge Leute aus dem Handwerkerstande theils für seine Pläne anzuwerben, theils sie für dieselben zu entflammen und ihnen den demokratischen Segen einer solchen Unternehmung in den üppigsten und bestechendsten Farben zu schildern.

„Nun,“ sagte der Makler, „das habe ich mir wohl gedacht, daß die Volksbewaffnung es heute nicht unbeachtet lassen würde, sich geltend zu machen. Das ist recht und gescheut; kein Augenblick kann günstiger sein, als dieser. Das gespannte Volk ist bereits zu dem Aeußersten entschlossen.“

Wirsch machte eine sehr neugierige Miene und versetzte: „Entschlossen — zu was denn?“

„Stellen Sie sich doch nicht, als wenn Sie der Anführer der Volksbewaffnung und ein vorzüglicher Sprecher in allen demokratischen Versammlungen — nicht längst wüßten, was vorgeht.“

„Was vorgeht?“ wiederholte Wirsch mit gesteigerter Neugierde. „Ja, es ist wahr, ich habe gehört — ich weiß — ja — ich bin von Allem unterrichtet, denn — ich habe ja selbst die nöthige Anweisung gegeben. Geschwind — was meinen Sie — sprechen Sie!“

„Nun, ich meine den heutigen Durchmarsch.“

„Den Durchmarsch — ja — den heillosen Durch-

marsch," versetzte Wirsch, um doch auch etwas zu sagen und sich den Schein des Mitwissens zu geben. „Es ist entsetzlich — es ist furchtbar."

„Was meinen Sie, wenn dieser Durchmarsch nur nichts zu bedeuten hat für unsere Freiheit — nach solchen Thaten."

„Für unsere Freiheit!" donnerte Wirsch und fuhr mit verstellter Exaltation empor. „Das ist es ja eben, was ich fürchte. Es war die höchste Zeit, daß die allgemeine Volksbewaffnung in's Leben gerufen wurde. Wenn das Volk nur nicht immer so dumm und feige wäre. Aber — es sieht sein eigenes Beste nicht ein. Es weiß nicht, was es in so bedeutungsvollen Augenblicken zu thun hat. Wenn wir nicht wären, was würde aus der ganzen Demokratie werden. Wir sind dazu berufen, das Volk aufzuklären."

„Wenn ein solcher Einmarsch anderswo passirte, das ganze Volk stände auf," sagte der Makler mit einem festen und energischen Ton und warf dabei zugleich einen prüfenden Blick auf die dabeistehenden jungen Handwerker, um zu sehen, welchen Erfolg seine Worte hatten.

„Gewiß," bekräftigte Wirsch, „wer weiß aber, was heute auch bei uns geschieht."

„Man raunt sich in die Ohren," fuhr der Makler fort, „daß es sogar auf eine Besetzung unserer Stadt abgesehen ist. Da könnte die Volksbewaffnung sich durch Abwehr einer solchen That einen glänzenden Namen machen. Es ist keine Frage, daß bei der ersten Kundgebung eines kräftigen Entschlusses zum Widerstande die ganze Bevölkerung

sich anschließt; aber freilich, das erste ermunternde Zeichen dazu muß gegeben werden."

„Ja, das muß gegeben werden," wiederholte Wirsch.

„Aber wenn man angreift," fuhr der Makler fort, „so muß man zugleich darauf achten, daß Alles in Ruhe und gesetzlicher Ordnung zugeht."

„In gesetzlicher Ordnung?" fragte einer der jungen Handwerker.

„Allerdings; wer so etwas unternimmt, der muß sich immer vor Mißfällen und nachtheiligen Folgen zu sichern wissen," erklärte der Makler. „Haben Sie noch nie gehört oder gelesen, daß diejenigen, welche das Volk zu irgend einer kühnen und gewaltigen That aufforderten oder aufriefen, sich immer auf Ruhe und Ordnung stützten, und das Volk beschworen, nie die treueste Befolgung der Gesetze zu vernachlässigen und Alles nur zu thun um das Interesse der Regierung zu wahren, welche in jenem Augenblick nun einmal zu schwach, zu rathlos oder nachsichtig sei, um die entstandene Bewegung zu Boden zu schlagen? Wenn man daher auf der einen Seite auch das Volk leitet, wohin man es haben will, so muß auf der anderen Seite das dritte Wort doch immer sein: Wir wollen uns keiner anderen Mittel bedienen, als deren, welche mit dem Gesetze auf's strengste übereinstimmen. Machte es so nicht vor mehreren Jahren Robert Blum in Leipzig? Er hatte die Bewegung in Händen, er hielt, auf einen Pfahl oder Baum geklettert, enthusiastische Reden an das exaltirte Volk, aber er schloß nie ohne den verwahrenden Refrain, daß Jeder sich streng an die gesetzlichen Mittel halten möge, daß Niemand den Landfrieden stören und die bürgerliche Ordnung verletzen

solle. Hier fehlt uns nur ein solcher Mann wie Robert Blum und die im Schilde geführte Occupation unserer Freiheit, die Besetzung unserer Stadt" —

„Uns fehlt ein Robert Blum?" rief Wirsch, welcher sich durch eine solche Zurücksetzung ohne Zweifel sehr beleidigt fühlte. „Uns fehlt ein Robert Blum? Wer sagt Ihnen das?" Dabei nahm er eine trotzige, hintenüber gebogene Stellung an und stemmte die geballte rechte Faust in seine Seite.

„Occupation unserer Freiheit!"

„Besetzung unserer Stadt!" wiederholten die jungen Männer und zeigten in ihren rothglühenden Mienen und funkelnden Augen plötzlich eine große Erregung.

„Ordnung und Gesetz! Friede und Ruhe!" gebot Wirsch mit pathetischem Ausdruck. „Meine Herren, gehen Sie jetzt ruhig fort, sprechen Sie nicht, machen Sie kein Aufsehen, keinen Lärm auf der Straße oder in den öffentlichen Lokälen, ich werde für Alles sorgen und sehen was zu thun ist. Wir sind in so rathloser Zeit als Volkswehr die Stützen des Senats und der Bürgerschaft. Das Größte und Wichtigste ruht in unsern Händen. Gehen Sie nach Hause, ohne das geringste Gerede zu machen, Sie bürgen mir dafür mit Ihrem Leben. Indessen breiten Sie es heimlich unter den Freunden und Genossen unserer Volksbewaffnung aus, daß heute Abend eine große und allgemeine Versammlung stattfinden soll."

„Wo? Wo?"

„Ja, wo? — Das werde ich schon noch bekannt machen, nachdem ich die Sache weiter überlegt habe. Indessen sagen Sie nur: Geheime Versammlung von Allen.

Es gilt das Größte und Höchste! Pst! — Verstehen Sie — das Wichtigste steht jetzt bevor, was kein Mensch errathen kann. Wer weiß, ob morgen nicht Alles niedergeschossen und niedergebrannt ist. Das Schrecklichste steht bevor. Aber Alles nur mit gesetzlichen Mitteln. Gehen Sie ruhig nach Hause. Hören Sie, still und ruhig. Ich sorge für Alles!“

Als die jungen Handwerker, eben so bestürzt und verlegen, als aufgeregt und begeistert, verzückt und verwirrt weggegangen waren, sagte der Makler zu dem Helden der Volksbewaffnung:

„Hier sind noch einige lumpige Thaler, welche patriotische Männer zur Beförderung der guten Sache bestimmt haben. Da in gefahrvollen Augenblicken nirgends Sicherheit für den Besitz ist, so wüßte ich nicht, wo man diese Kleinigkeit besser bewahren könnte als bei Ihnen. Nehmen Sie es hin und verwenden Sie es je eher, je lieber zu einem guten Zweck. Die edlen patriotischen Männer, denen das Heil der Stadt und des Volkes sehr am Herzen liegt, würden es Ihnen selbst zur Belohnung für Ihre großen Verdienste um die Reform des Volkslebens anbieten durch mich, wenn sie solches wagten; darum kann ich Sie nur bitten, von der Kleinigkeit jeden beliebigen Gebrauch zu machen. Vielleicht, daß die Männer der Volksbewaffnung bei ihrer Versammlung einer Erquickung bedürfen, oder daß es nöthig ist, Waffen für Diejenigen zu kaufen, welche sich solche nicht selbst anschaffen können, weil sie bei den noch zu wenig ausgebildeten communistischen Grundsätzen leider noch zu arm sind. Aber die Zeit wird kommen, wo Alles sich wandelt und den heutigen Augenblick vergelten wird.

Benutzen Sie den heutigen Abend und die Umstände, es wird Ihnen für die Zukunft von großem Nutzen sein. Bedenken Sie, daß Alles auf dem Spiele steht, und daß bei der Schlaffheit und Muthlosigkeit aller Bürger, der Staat nur durch Sie und Ihre höchst verdienstliche Volksbewaffnung gerettet werden kann. In dem reformirten Staat wird Ihnen jedenfalls eine bedeutende Stelle zufallen, man wird Ihre Beanspruchung der ausgezeichnetsten und ergiebigsten Ehrenämter nicht zurückweisen können. Führen Sie heute also das Werk, welches Sie so muthig und gesinnungsvoll begonnen haben, nunmehr ganz aus. Die Gelegenheit ist günstig, sie führt zum Ziel. Und das Sprichwort sagt ja: Dem Kühnen hilft das Glück."

Die letzten Worte klangen noch lange in den Ohren des Unternehmers der Volksbewaffnung nach, als der Commissionair Vogelsang's sich schon lange entfernt hatte.

Wirsch betrachtete mit sehnsüchtigen Blicken das Geld, betastete es und griff dann wieder mit beiden Händen nach seinem Kopf, um sich zu überzeugen, daß das Alles, was er soeben gesehen und erlebt, kein Traum sei.

Er richtete sich stolz empor und machte einige Gänge durch das Zimmer. Dann sprach er bei sich selbst:

„Es ist wahr, der Augenblick ist günstig; ich muß heute einen Schlag ausführen, der mich zum Ziele bringt und weit über die alltägliche Demokratie erhebt. Heute muß ein großer Plan in Ausführung kommen. Ich muß der Welt zeigen, was Noth ist: Muth und Entschlossenheit. Ist man mir so weit gefolgt, man wird mir auch weiter folgen. Was bedarf es noch der Anfeuerung, um diese

mir ergebene Menge der Volksbewaffnung zum Angriff zu reizen! Heute Abend, wenn der Einmarsch stattfinden soll, lasse ich das Thor verschließen. Oder — es werden sich schon dienstwillige Hände finden, wenn ich mich mit den Meinigen zur Abwehr stelle. Und später, der Mann hat Recht, kann es mir nicht fehlen, eine würdige Stellung im Staate zu erreichen. Ich werde wenigstens Senator in der reformirten Republik werden."

Nach diesem Monolog stürmte Wirsch auf die Straße und eilte unstät umher. Sein Blut wallte, seine Glieder zitterten vor unbändigem Stolz und Unternehmungslust. Die kühnsten Hoffnungen und Erwartungen von seinen Erfolgen setzten seinen Geist in Flammen.

Er rannte von einer Straße zur andern, um Diejenigen aufzusuchen, welche bisher seinen Bemühungen um eine Volksbewaffnung ein geneigtes Gehör geschenkt hatten. Er glaubte zu schieben und wurde geschoben. Er behauptete, genau zu wissen, daß etwas Unheimliches in der Stadt vorgehe, und Militair und Bürgerwehr bereit seien, sich anzuschließen, wenn von den Mitgliedern der Volks bewaffnung nur das erste Zeichen dazu gegeben sei. Die Officiere würden die bewaffnete Masse nicht zurückhalten können und der Sieg sei außer allem Zweifel. Er wisse, was das ganze Volk wolle, er habe es durch seine Kundschafter erfahren. Jeder, der ein wahrer Demokrat sei, müsse es heute Abend zeigen. Man müsse sich, wenn es dunkel werde, zu rechter Zeit versammeln, um zu erwarten, wie die Sachen sich gestalten würden.

Das ungefähr waren die hinausgeschleuderten Ge-

danken, mit welchen Wirsch voll exaltirten Ehrgeizes die Runde durch die Stadt machte.

30. Die Volksbewaffnung.

Es war bereits Abend geworden, als in einer Straße der Neustadt, nahe dem Gänsemarkt, sich eine ungewöhnlich lebhafte Bewegung bemerklich machte. Von jener Straße nämlich führte ein ziemlich schmaler Gang nach einem abgelegenen Platz, auf welchem sich ein geräumiger Stall befand, und dieser Stall war es eben, nach welchem die Bewegung hin ging.

Der Eingang war so dunkel, wie der Stall selbst, und daher war das Laufen und Zusammenströmen nach diesem um so auffallender und unheimlicher. Bei dem Schein der Straßenlaternen konnte man nur so viel bemerken, daß die Personen, welche oft mit einer gewissen Scheu und Aengstlichkeit nach dem Gang und Stall hinschlüpften, junge Männer waren, von denen Einige Gewehre und Büchsen, Andere aber auch nur große Säbel oder Knittel, doch die Mehrsten gar nichts in ihren Händen trugen.

Nach einer halben Stunde hatte der Stall sich so ziemlich gefüllt, wenigstens standen in dem mittleren Raume viele Personen bewaffnet und unbewaffnet, gedrängt und in bunter Verwirrung durch einander. Alle schienen in gespannter Erwartung der Dinge zu sein, die da kommen würden. Vielleicht fehlte noch der Rechte, um dem Ganzen die bestimmte Form und Richtung nach einem vorgesteckten Ziel zu geben.

Da, wie gesagt, der Stall weder durch eine Laterne noch durch sonst eine Flamme erleuchtet wurde und man absichtlich die Helligkeit zu vermeiden schien, so hatte man dennoch, um sich in dem Gedränge nicht selbst zu verletzen und seine Umgebung wenigstens einigermaßen beobachten zu können, die große Thüre weit offen gesperrt, durch welche das erste Viertel des Mondes nun einen schwachen Schein auf die Versammlung warf.

Endlich, als man sich schon lange unruhig und erwartungsvoll durch einander gedrängt hatte, da erschien Wirsch, der Gründer und Führer dieser wilden, zu einer sogenannten Volksbewaffnung geneigten Schaar.

„Die Stadt ist in Gefahr!" rief er mit Pathos in die Menge hinein. „Wir müssen jetzt zeigen, daß wir auf dem Platze sind. Alle Bürger sind voll Verzweiflung und blicken mit ihrer letzten Hoffnung auf uns. Es sind Viele da, welche Lust haben, sich zu schlagen, aber Keiner will der Erste sein und wagt es, voran zu gehen. Wir müssen daher losgehen und Alles wird sich uns anschließen. Wer Muth hat, halte seine Waffe in die Höhe!"

Diese Aufforderung hatte zur Folge, daß nur etwa zwölf Mann verschiedene Waffen in die Höhe hielten, doch kam dies nicht etwa daher, daß von der ganzen zahlreichen Versammlung nur so Wenige wirklich Muth hatten, sondern weil die Meisten ohne Waffen waren und also das nicht hatten, was sie zum Zeichen des Muthes in die Höhe halten sollten. Doch auch wenn noch mehr Waffen in die Höhe gehalten worden wären, so hätte man es bei der Dunkelheit, die in dem öden Raume herrschte, nicht bemerken können.

Es riefen daher Diejenigen, welche ohne Waffen waren, mit wildem Tone durch einander:

„Vorwärts! Vorwärts! Wir wollen zeigen, daß wir da sind! Wir wollen Stadt und Freiheit schützen! Tod und Blut!" —

„Ruhe! Ruhe!" gebot Wirsch mit unterdrückter Stimme. „Wer noch einmal schreit, wird niedergeschossen. Sollen wir uns hier verrathen und einschließen lassen? Lade Jeder sein Gewehr, bevor wir diesen Platz hier verlassen."

„Womit!" riefen Mehrere.

„Alberne Frage, mit Kugeln. Gehen wir etwa auf die Sperlings- oder Hasenjagd?" rief Wirsch.

„Ja, wir haben aber weder Pulver noch Kugeln", entgegneten Mehrere.

„Kein Pulver und keine Kugeln?" fragte Wirsch mit vorwurfsvollem Ausdruck, und schien plötzlich in eine gewisse Befangenheit über zu gehen, indem er selbst, als Vorsteher und Beförderer der Volksbewaffnung, an so wichtige und unerläßliche Bedürfnisse, als Pulver und Kugeln bei einem kriegerischen Unternehmen sind, noch nicht einmal gedacht hatte. Um aber jeden Vorwurf gegen sich selbst im Entstehen nieder zu schlagen, fuhr er mit einem eifernden Toben fort:

„Warum habt Ihr nicht längst für Pulver und Kugeln gesorgt? Es ist Verrätherei, hier nur mit Gewehren, aber ohne Pulver und Kugeln zu erscheinen."

„Wir haben Säbel!" riefen jetzt wieder Andere dazwischen.

„Säbel können wir nicht gebrauchen", versetzte Wirsch.

Wir müssen Barrikaden bauen, und von diesen Bollwerken aus unsern Feind zu Boden zu strecken suchen."

„Ja — aber wenn wir weder Gewehre, noch Pulver und Kugeln haben, so können wir nur wieder nach Hause gehen", sprach eine gesetzte Stimme.

„Wer will hier den Verräther machen? Ich lasse Jeden niederschießen, der noch einmal den Mund öffnet, um von einem schändlichen Rückzuge zu sprechen. Wozu sind wir hier? Warum habe ich diese Volksbewaffnung herbeigeführt? Reden sind genug gehalten, wir müssen jetzt den Ausschlag geben. Wir sind Alle verloren, wir werden eingesteckt und nach Sibirien, Spandau oder Königsberg geschleppt, wenn wir uns nicht durchschlagen. Blut gegen Blut! Kugel gegen Kugel! Greift man uns nicht an, so greifen wir an. Wir sind morgen Alle fertig, wenn wir diese Nacht nicht losgehen. Also vorwärts! Marsch! Feure Jeder, so lange er kann. Tod und Verderben den Tyrannen! Schießet, bis Ihr umsinkt."

In dieser Weise sprach Wirsch noch eine Weile fort. Für den aufmerksamen Beobachter mußte diese Scene sehr viel Komisches haben, nachdem es bereits ausgesprochen war, daß die meisten keine Gewehre, und Alle weder Pulver noch Kugeln hatten. Aber Wirsch suchte über diesen sehr wesentlichen Punkt hinweg zu schlüpfen, um sich selbst keine Blöße zu geben und keine Vorwürfe machen zu lassen.

In der Versammlung war plötzlich eine sehr empfindliche Bestürzung eingetreten. Soviel es die Dunkelheit erlaubte, sah man sich gegenseitig fragend an, um zu erforschen, was in einer so verzweifelten Situation dann wohl zu thun sei. Mancher wollte reden, brachte aber kein Wort

hervor, weil der Anführer gedroht hatte, Denjenigen niederschießen zu lassen, der noch ein Wort sprechen und sich als Verräther einer so großen und heiligen Sache, als die Volksbewaffnung war, hinstellen würde. Jeder begriff, daß der Augenblick ein sehr ernster war. Da nur ein einziger schmaler Gang zu dem Stalle führte, so stiegen in mancher kurz vorhin noch so enthusiastischen Brust auch bereits leise Besorgnisse auf, daß man in dieser Enge überrascht und angegriffen werden könnte, und welches gräßliche Blutbad es dann geben müßte, war kaum zu ermessen. Für Manchen hatte der Führer der Volksbewaffnung, welche soeben zu ihrem ersten Angriff gegen wohlbewaffnete und mit Allem reichlich versehene Truppen schreiten wollte, auch bereits bedeutend an seinem Nimbus verloren, da sich in dem gefährlichen Augenblick und nach einem so energischen Aufruf so bedeutende Mängel herausgestellt hatten. Dies verhinderte jedoch nicht, daß die Schaar einmüthig bei einander blieb, theils aus Sucht nach Abenteuern, theils aus Furcht, bei jeder Trennung von der Masse sich einer besonderen Gefahr auszusetzen.

So stand man eine geraume Zeit unschlüssig und rathlos bei einander, als sich im Hintergrunde der Versammlung plötzlich eine etwas heisere Stimme also vernehmen ließ:

„Was giebt es hier lange zu zaudern und zu bedenken? Es sind Gewehre nebst Pulver und Blei genug in der Stadt, man darf ja nur zugreifen. Wer eine Volksbewaffnung und Volksjustiz ausüben will, der muß auch wissen, daß das Volk ein Recht hat, sich dazu die nöthigen Mittel zu verschaffen, wo es sie findet. Frisch zu unsern Eisen-

und Waffenhändlern, die haben, wessen wir bedürfen. Haben es nicht so die Franzosen gemacht, als es sich darum handelte, mit der Allgewalt des Volkes für eine große und heilige Sache aufzutreten? Darum frisch daran, hole Jeder sich ein Gewehr, Pulver, Blei und Kugelform, wo er sie findet. Kugeln sind gar bald gegossen, so viel wir bedürfen. Die Einen beschäftigen sich damit, während die Anderen Barrikaden bauen. Frisch, sag' ich, frisch daran!"

Diese Worte erregten die allgemeine Aufmerksamkeit der Versammlung. Da, wie wir Anfangs bemerkt haben, fast nur totale Finsterniß in dem inneren Raume des Stalles herrschte, so konnte man nicht bemerken, von welcher Person jene Worte kamen. Ein Jeder blickte daher forschend umher und sah fragend seinen Nebenmann an. Als aber Alles wieder stumm war, da wußte Niemand, wen er als den Sprecher ansehen und bezeichnen sollte. Nur so viel wußte man, daß die Worte tief aus dem Hintergrunde herübergedrungen waren.

Obgleich man also den Urheber nicht kannte, so hatte der Vorschlag doch gezündet wie der Blitz, und man konnte aus dem unwillkürlich hevorbrechenden beistimmenden Murmeln und aus der eigenthümlichen Hast und Unruhe abnehmen, daß die Meisten dadurch in ihrer Phantasie sehr erhitzt und angeregt waren und schon Lust hatten, fortzuströmen und das Fehlende zu holen.

„Wer hat diesen Vorschlag gemacht?" fragte Wirsch.

Als Niemand antwortete, sagte der Eine und der Andere:

„Der Vorschlag ist nicht übel. — Wer Gewehre hat, muß hergeben. Kugeln können wir in meiner Wohnung

gießen. — Patronen gebrauchen wir nicht, nur Pulver und Kugeln!"

„Wir haben keine Zeit zu verlieren. Thue Jeder, was seine Pflicht ist. Tod und Verderben den Unterdrückern! Wenn Alles sich an uns schließt, sind wir stärker als ein Bataillon, welches man uns entgegen stellt. Damit werden wir leicht fertig werden."

„Ach — was — Bataillon!" rief abermals eine heisere Stimme mit merklichem Unwillen, und ohne Zweifel dieselbe, welche sich vorhin schon mit einem so energischen Vorschlage aus dem Hintergrunde der Versammlung hatte vernehmen lassen. „Wir haben ganz andere Tyrannen zu bekämpfen, als die uniformirten. Das sind die Usurpatoren des Wuchers. Freiheit von der Gewalt des Geldes, von den Tyrannen unseres Schweißes und Blutes, unserer Kraft und Sitte! Das sind Diejenigen, welche wir angreifen und bekämpfen müssen."

„Das ist wahr! — Er hat Recht! — Untergang den Wucherern! — Nieder mit den Blutsaugern!" — riefen mehrere Stimmen durch einander, während Andere, die unterdessen hinzugekommen waren, mit vor Aufregung stotternder Stimme meldeten und riefen:

„Sie sind da! — Sie kämpfen schon! — Sie haben das Thor gestürmt und Zahllose mit dem Kolben niedergeschlagen! — Auf dem Walle ist Alles voll Blut und Gemetzel!" —

Diese Botschaft machte eine unbeschreibliche Wirkung. Plötzlich gab sich eine ungeheure Aufregung und Verwirrung kund. Flüche, Schwüre und Ausrufe mancherlei Art tönten und tobten durch einander. Man hörte Hähne knacken und

Ladestöcke in den Gewehrläufen rasseln, während Andere, welche durch die wilde Bewegung der Waffen unsanft berührt, gestoßen oder verletzt waren, dazwischen schalten und wetterten, und Stöße durch Stöße erwiderten. Im Taumel einer verworrenen und bewußtlosen Auflösung, im Rausche wilder fanatischer Gährung wurde die Menge endlich aus dem Stalle und Gange auf die Straße hinausgedrängt, gestoßen und geschoben. Wer selbst weder Muth hatte, noch klar wußte, was er wollte, glaubte dennoch, sich dadurch zeigen und bemerkbar machen zu müssen, daß er durch rohes Toben dazu aufforderte, Blut und Leben in die Schanze zu schlagen.

So brauste denn der Sturm der sogenannten Volksbewaffnung durch die Straßen, und Niemand wußte, ob er stoße oder gestoßen werde.

Nur Einer blieb in all' diesem aufgelösten und kampfsüchtigen Stürmen und Toben in voller Ruhe und Besonnenheit, und das war jener heisere, unheimliche Unbekannte, welcher aus dem finstern Hintergrunde der Versammlung so energische und verzweifelte Aufforderungen und Vorschläge unter die fanatisirte Menge geschleudert hatte.

Wer war dieser Unbekannte? Dieser blutgierige Sprecher in der Versammlung der sogenannten Volksbewaffnung, der mit seinen tollkühnen und rachedürstigen Worten eine um so nachdrücklichere und schauerlichere Wirkung hervorgebracht hatte, als man die Person nicht kannte, welche sie hervorbrachte?

Wir glauben schwerlich, daß unsere Leser und Leserinnen es errathen werden.

Es ist oben bereits gesagt worden, daß der Schluß

unserer Geschichte wieder anknüpft an den Anfang derselben. Wir haben ebenso bereits gesagt, daß wir uns wieder auf dem Grund und Boden des verhängnißvollen Jahres 1849 befinden, im Zusammendrängen merkwürdiger Umstände und Ereignisse.

Wir haben oben ferner erfahren, auf welche Weise Kracke unschädlich gemacht werden sollte, indem man ihn über das Meer befördern wollte, um so ein Manuscript zu unterdrücken, welches so haarsträubende Aufschlüsse enthielt.

Der unheimliche unbekannte Sprecher in der Volksversammlung war nun aber kein Anderer, als Kracke.

Indem das Schiff, auf welchem er sich befand, in Curhaven angelegt hatte, um Wasser einzunehmen, war es ihm geglückt, von demselben zu entkommen.

Als er aus seinem Rausche erwachte und sich so arg hintergangen sah, war sein erster Gedanke, Rache zu nehmen.

Er kehrte bei Nacht und Nebel, und so verborgen als möglich, nach Hamburg zurück, und hielt sich mehrere Tage bei einer weiblichen Person versteckt, die er vor Jahren kennen gelernt hatte, bis der berüchtigte Abend hereinbrach.

Diese weibliche Person, bei welcher Kracke sich so lange aufhielt, war eine Frau von einigen sechszig Jahren und keine andere als die, welche wir vor einer Reihe von Jahren und in den früheren Parthieen unserer Geschichte als Mädchen auch schon kennen gelernt haben, nämlich als jenes verführte Mädchen, welches Vogelsang bei der französischen Schauspielerin wiederfand, und dort mit einer beispiellosen Härte und Schlechtigkeit von sich stieß, immer dem sinnlichen Taumel nachjagend und weder Recht, Sitte noch Tugend achtend.

Kracke hatte sich im Ganzen zwar dieselben Grundsätze angeeignet, welche jene wuchernden Genußmenschen zu den gewissenlosesten Handlungen antrieb, er war ihnen mehr als einmal dienstbar gewesen in Erreichung ihrer von einem bodenlosen Leichtsinn eingegebenen Streiche, aber er bewahrte im tiefen Hintergrunde seines Herzens doch einen Groll gegen diese rohe Leidenschaft des Wuchers und der Sinnlichkeit. Man wird sich erinnern, daß er vom Lande gebürtig war, und darum hatte das leichtfertige großstädtische Leben mit all' seinen nichtswürdigen Intriguen und Verfolgungen, mit seinen Verhöhnungen von Unschuld und Sittlichkeit, dennoch den angebornen Instinkt der Natur nicht ganz unterdrücken können. Was er in seinen jüngeren Jahren mithelfend gethan hatte, das hatte er aus Beschränktheit des Verstandes gethan und um Denjenigen zu dienen, in deren Brot er stand und gegen die er deshalb sich dankbar beweisen zu müssen glaubte. Sein Charakter war von Natur gut und rechtschaffen, nur war er durch die Zügellosigkeiten und Vorgänge irre geleitet und verdorben worden bis zu einem gewissen Grade, wie Jeder verdorben und in schlechten Grundsätzen bestärkt wird, der von Tag zu Tag nichts weiter um sich sieht und hört, als das, was die geheimen Verhältnisse der großstädtischen Ausschweifungen und Mißbräuche mit sich bringen.

Als er sich von Cuxhaven nach Hamburg zurückschlich und die Rache in seinem Busen wühlte, als er befürchtete, bei dem ersten Kundwerden seiner heimlichen Rückkehr von seinem Verführer und Verfolger eingesteckt zu werden, da wußte er keinen sicherern Aufenthalt, als den bei der erwähnten Frau, welche er, wie gesagt, vor vielen Jahren

kennen gelernt hatte, und welche, gleich ihm, einen unauslöschlichen Haß gegen Vogelsang und Alle in ihrem Busen trug, die auf gleiche Weise durch die Macht des Geldes, welches kaufmännische Speculationen ihnen erworben, auch das Recht erworben zu haben glauben, die Unschuld mißbrauchen und jeden Reiz der Schönheit zu ihrem Genuß verderben zu können.

Es konnte nicht fehlen, daß Beide die wenigen Tage und Stunden, welche sie jetzt in stiller Verborgenheit mit einander hinbrachten, auch namentlich dazu verwandten, um sich in Erinnerungen an Vogelsang und seine Handlungen während seines Lebens zu ergehen.

Unter diesen Plaudereien und Verwünschungen war der dreizehnte August herangekommen, und das Gefühl der Rache und Vergeltung forderte mehr als je zu einer entschiedenen That auf.

Die politischen und socialen Ideen boten sich damals ja einander die Hände. Man wollte die ganze Welt reformiren und Alles gestürzt und entfernt wissen, was auf der Menschheit wie ein riesengroßer Alp lastete, die Armuth knechtete, das Recht zum Unrecht machte, und den Aberglauben mißbrauchte, um Diejenigen, welche noch gehorchen wollten, zu zügeln.

Unter diesen Verhältnissen und Gefühlen hatte auch Kracke sich an jenem Abend aufgemacht, um zunächst nur zu beobachten und dann, wo möglich, die Umstände zu benutzen.

Wir haben gesehen, wie er dieses that, wie er sich eindrängte, wie er die Gelegenheit ergriff, um die ohnehin schon so sehr verworrenen Zustände noch mehr zu verwirren, und

die Wogen, welche die herrschsüchtigen Geldmächte heraufbeschworen hatten, wo möglich auf diese selbst hinzuleiten und, wenn auch nur Einen von ihnen, darunter zu verschütten und zu begraben.

Mit dieser Absicht also hatte auch Kracke, dem in seinem Versteck nicht verborgen geblieben war, was draußen vorging, sich unter die Versammlung der Volksbewaffnung gemischt, hatte er aus dem finsteren Hinterhalt die Brandfackel in das leicht auflodernde Werch des Fanatismus geschleudert.

31. Der Kampf.

Wir haben bereits einzelne Andeutungen gegeben über den Durchmarsch der —schen Truppen, welcher von einer gewissen Seite dazu benutzt werden sollte, durch heimliche Aufreizungen und Verdächtigungen Haß und Verfolgung gegen die demokratische Partei herauf zu beschwören, und so das Volk um so sicherer und ungestörter aussaugen, schröpfen und unterdrücken zu können. Wir haben gesehen, wie namentlich von Vogelsang und seinen Freunden eine solche Intrigue ausging.

Als es dunkelte und die —schen Truppen zum Thore einmarschieren wollten, hatten sich dort auch bereits mehrere von jenen Blousenmännern eingefunden, deren Haupt-Rädelsführer von dem geheimen Agenten, wie wir gesehen haben, dazu gedungen wurden, um angeblich im Namen der Demokratie eine öffentliche Demonstration auszuführen.

Es ist überflüssig, im Einzelnen und ausführlich zu schildern, wie jene Blousenmänner, denen sich noch Andere

zugesellt hatten, alle mögliche Versuche machten, um die —schen Truppen zu molestiren und zum Angriff zu reizen. Die Hydra des niedrigsten Pöbels fing an, ihr hundertköpfiges Haupt zu erheben und ihren Gegenstand mit Schmutz zu besudeln.

Man sah Sinn und Wesen der wahren und ächten Demokratie, jener kernreichen Sonnenblume, die sich so lange es Tag ist, immer nach dem glänzenden Gestirn des Tages drehet und sobald die Finsterniß hereinbricht, ihr goldenes Antlitz mit dem Schleier ihrer einzelnen Blumenblätter gleichsam trauernd zu bedecken sucht, wohl nie roher mißbrauchen und entstellen, als durch jene schmutzigen Subjecte, welche zur untersten Hefe des Volkes gehörten, doch mit diesem selbst nicht das Geringste gemein hatten.

Jede Bevölkerung hat außerdem ihre eigene Art, einen Gedanken aufzufassen und wiederzugeben. Man lebte zu jener Zeit so sehr in den vulgären Vorstellungen von Aufständen und Kämpfen des Volkes, von seinen Erhebungen und Bestrebungen, daß es im Ganzen nicht schwer war, im Fluge, ohne besondere Anführung, ein Bild herzustellen, wie man es so oft in den Zeitungen gelesen hatte.

Die Aufstände und Kämpfe im südlichen Deutschland hatten die Phantasie aller derer auf's Lichteste entflammt, welche Sinn und Interesse für diese Art der Selbsthülfe des Volkes hatten; es war daher nicht schwer, solchen Beispielen nachzuahmen und man schmeichelte sich selbst mit den kühnsten Ansprüchen und Erwartungen, indem man glaubte, daß ein „Heckerhut“ oder „Calabreser,“ eine rothe Schärpe, ein Gewehr und ein zügelloser Trotz schon Alles sei, um

das blutige Spiel eines Kampfes um die höchsten und heiligsten Güter des Volkes darzustellen.

Die Phantasie, erfüllt von jenen gewaltigen und blutigen Bildern der Volkserhebung, war auch hier bald damit fertig, das nachahmende Schauspiel eines solchen Kampfes hinzustellen.

Die aus der Hefe des Volkes hervorgesuchte Carricatur der Demokratie hatte sich mit einigen rohen Schmähungen, Steinwürfen und Schmutzergüssen bald erschöpft in ihren Demonstrationen des Hasses und der Widersetzlichkeit, so daß man wohl sagen konnte, diese rohen Demonstrationen seien die schönen blanken Thaler nicht werth gewesen, welche man an die niedrigen Urheber derselben verschwendet hatte, um dem wahren Volke zu schaden. Da schloß diesen Tonangebern und Vorkämpfern jene Volksbewaffnung sich an, welche wir oben bereits geschildert haben.

Auf den Straßen drängte sich die Volksmenge im bunten Gewoge, und harrte neugierig und verwunderungsvoll der Dinge die da kommen würden.

Als die Schaar der Volksbewaffnung vor dem Laden eines Eisenwaarenhändlers vorüberstürmte, brach sie wild hinein und riß die Gewehre an sich, welche sie nebst Pulver, Kugelformen und Blei vorfand.

Mit derselben Hast fingen Andere an, eine Barrikade zu bauen.

Es war ein kreischendes Fluchen, Rennen, Toben und Rufen durcheinander.

Die Dunkelheit begünstigte diese zügellosen Unternehmungen, die in ihrer Art eben so ziel- als planlos waren.

Der Tumult war um so unsinniger, als man noch

gar keinem bestimmten Feind, Mann gegen Mann, gegenüber stand und somit nur den Kampf mit einem imaginairen Feind aufzunehmen schien.

In dieser wüthenden Bewegung war nur eine Person nicht bemerkbar, welche doch kurz vorher einen so lebhaften Antheil zu nehmen schien, und das war — Kracke.

Wir haben bei dem Leser bereits die Vorstellung zu erregen gesucht, daß sein Plan tiefer ging, als er die Unternehmungslust bis auf's Aeußerste zu steigern suchte. Was ging ihn das allgemeine Interesse und das kampfsüchtige Gelüste dieser demokratisch-gesinnten Jugend an! Er wollte einen Privatzweck verfolgen und Rache üben. Dabei mußte er mit ebenso viel Schlauheit als Verwegenheit zu Werke gehen und den rechten Moment abwarten, wo in der allgemeinen Verwirrung sich ihm die nöthigen Kräfte darboten.

So sehen wir bei allen revolutionairen Aufständen und Unternehmungen immer Einzelne, welche sich zu Führern und Sprechern aufwerfen, um Privatzwecke zu verfolgen. Wie wenige arbeiten mit reinem Herzen und lauteren Mitteln auf das proclamirte Ziel hin! Der Egoismus ist es, welcher als Schaum auf den brausenden Wogen aller Revolutionen treibt.

Während die Volksmenge sich also wogend durch die Straßen wälzte mit neugierig ausgestreckten Hälsen, stand Kracke unbeweglich, mit einem wohlgefälligen, höhnischen Lächeln und sah dem wilden Hin- und Herrennen zu. Diejenigen, welche zur Volksbewaffnung zählten, welche mit Waffen umherliefen, schienen es nicht zu sein, deren Kräfte er gebrauchen und welche er zu seinem Zwecke anführen

wollte. Endlich bemerkte er mit prüfendem und forschendem Blick jenen großen Kerl in der Blouse, welchen wir schon früher kennen gelernt haben, und der mit seinem vom Fusel purpurroth glühenden Gesicht taumelnd weit über die Masse hervorragte.

Wie ein Geier auf seine Beute, schoß Kracke auf diesen Kerl hin, bei dem er, als er näher gekommen war, noch zwei andere ähnliche Blusenmänner aus der niedrigsten und schmutzigsten Volkshefe erblickte, die, wie der Erste, sich gleich taumelnd und glühend durch die wogende Menge wälzten.

„He, guter Freund, Demokrat!" sagte Kracke, sich zu dem Langen hinzudrängend, „was willst Du hier?"

„Was ich hier will?" grunzte es ihm entgegen. „Dumme Frage? Haben wir das nicht gut gemacht? — Das ist ein Vergnügen. Wenn die Anderen nur was davon hätten — aber wir. Trinken wir noch einen Kleinen!" —

„Hier ist nun nichts mehr für Dich zu thun. Was willst Du — was wollt Ihr Dreie Euch den Hals brechen oder todt schießen lassen. Kommt, folgt mir, so will ich Euch andere Arbeit zeigen, wobei Ihr ein schön Stück Geld verdienen könnt."

„Hem!" sagte der Lange, mit gleich einer Hyäne plötzlich aufblitzenden Augen und sich mit dem Arm über den Mund streichend, „mehr Geld?" —

„Natürlich. Man muß klug sein und den Augenblick benutzen. Es wird uns eine solche Gelegenheit nicht alle Tage geboten. Also Ihr wollt wissen, wo Ihr mehr Geld bekommt, indessen diese sich in den Kampf um das Mein und Dein hineinstürzen? Gut, ich will es Euch zeigen.

Folgt mir! Was könnt Ihr hier ohne Waffen auch weiter ausrichten. Während diese hier schießen, könnt Ihr das Uebrige thun." —

„Prächtig, Herr, prächtig! Zeigen Sie uns nur den Weg, wir verstehen unsere Sache zu machen!"

Dabei stießen die drei Subjecte sich einander mit den Ellenbogen an; warfen sich schlaue und durchtriebene Blicke zu und folgten demjenigen, der ihnen solche lockende Aussichten gezeigt hatte.

Man hörte ein verworrenes Rufen, welches von dem Knallen einzelner Gewehre und den rauhen Klängen der Marseillaise unterbrochen wurde.

„Hört Ihr's, wie sie arbeiten? Fort, fort!" — sagte Kracke, sich nach seinen Begleitern umsehend. Heute Abend geht es gut. Wie Ihnen wohl Angst wird! Wie sie wohl an die Bergung ihrer Beute denken. Aber nur ganz ruhig, es kommt zur Theilung."

„Richtig, Herr; versteht sich. Nur keine Furcht", entgegnete der Lange, welcher immer mit Kracke gleichen Schritt hielt und sich ungestüm durch die gefüllten Straßen drängte.

Endlich war man zu jenen Straßen der Altstadt gekommen, in welchen es stiller und stiller wurde.

Jetzt war es völlig Nacht geworden, so dunkel, als ein gewitterschwüler August-Abend es sein kann.

„Hört Ihr nichts, Kerls?" fragte Kracke wieder.

„Was denn, Herr?" —

„Wie sie die Kisten und Säcke in Sicherheit bringen. Wie sie nachzählen, ob sie auch Alles haben? Wie es klingt

und klappert? Wie ihnen die Zähne vor Angst gegen einander schlagen? Hui! das ist Musik.“ —

„Ja, Herr, wir hören, prächtige Musik.“

„Halt — hier!“ commandirte jetzt Kracke, stieg einige Stufen hinan und öffnete die Thüre eines finsteren Hauses, in welchem er vor wenigen Tagen erst als ungebetener Gast von der Uhlenhorst gewesen war. —

Um zu sehen, was während der letzten Augenblicke und Auftritte, die wir so eben geschildert haben, in dem Hause Vogelsang's sich ereignete, wollen wir um etwa eine halbe Stunde nur zurückgehen.

Der Mäkler befindet sich wieder bei unserm Kaufmann, um ihm den Erfolg seiner Mission mitzutheilen.

Nachdem Vogelsang vernommen, was wir bereits wissen und erfahren haben, fährt er also fort:

„Trotz dem Kriege und der gestörten Schifffahrt hat das Geschäft sich diesen Sommer ganz vortrefflich gemacht.“

„Das ist wahr; wir hatten es ja aber auch in Händen, ohne Verlust.“

„Und kein Handel geht besser und liefert mehr Procente, als der mit den ersten Bedürfnissen. Das Volk schreit wohl über theures Brod und daß es sich mit Weib und Kindern nicht satt essen kann, weil es jenes mit seinem Schweiß und Blut bezahlen muß, — was geht uns das aber an. Der Handel macht kein Geschäft mit dem Mitleid. Wollten wir uns um das barmherzige Geschrei dieses christlichen Volkes bekümmern, wir würden dabei so arm bleiben, daß wir unser Brod auch nicht bezahlen könnten.“

„Das sind Dummheiten, die den großen Geist des Handels nicht erniedrigen können.“

„Es ist ein Unglück, daß die Ernte diesmal so früh eingetreten ist, wir hätten die Kornpreise noch bedeutend höher hinauftreiben können. Und da der Ertrag der Ernte an allen Orten und Gegenden sehr reichlich ausfallen soll, so ist bei diesem Artikel vorläufig leider nichts mehr zu machen.“

„Leider — nein!“ sagte der Mäkler mit einem Achselzucken und kleinlauter Stimme.

„Wie macht sich sonst die Einfuhr?“ fuhr Vogelsang mit heiserer und hüstelnder Stimme fort.

„Die Drogen und Apothekerwaaren, namentlich Rhabarber lassen sich durch den Krieg um so eher in die Höhe treiben, als davon augenblicklich wenig am Platze und das Meiste begeben ist.“

„Ach — was! Bleiben Sie mir mit den Drogen vom Halse“, entgegnete Vogelsang mit verdrießlicher Miene, „lebt denn das Volk von Rhabarber und wendet es sich, wenn es wirklich Drogen gebraucht, nicht sammt und sonders an die Armenkasse? Nein, nein, Drogen sind kein Artikel, mit dem sich etwas machen läßt. Und wenn unsere Armenärzte nicht alles Mögliche mit den allerbilligsten Mitteln curiren müßten! Es giebt keine schlechtere Einrichtung im Staat als die Armenpraxis, bei welcher ein Kaufmann, wenn er in Drogen machen wollte, sein ganzes Capital zusetzen müßte, statt es zu verzehn- und hundertfachen. Weidenrinde soll eben so gut und wirksam sein, als die theure China, ja — wer's glauben wollte. Ehe man uns an Drogen verdienen läßt, kann das Volk kre-

piren. Es ist traurig, daß es nicht mehr so brauchbare Artikel giebt als das Korn; und wenn wir dieses nicht hätten, müßte der Handel auf Millionen verzichten."

„Auch Butter wird durch die angehäuften Truppenmassen reichlich verconsumirt."

„Nichts — Alles nichts. Wer sein Geld in solche Waare steckt, ist ein Narr. Ißt das Volk denn so viel Butter als Brod? Wenn die gute Butter zu theuer ist, behilft das Volk sich mit Schmiere."

„Man wird auf diese Weise aber den Vorrath an alter und bitterer Butter auch zu guten Preisen los." —

„Hilft nichts — trägt keine Procente. Das Volk ißt auch eben so lieb trocknes Brod. Was hat die Einfuhrliste an Kaffee?"

„Einfuhr nicht bedeutend", antwortete der Mäkler. „Vorrath am Platze wenig und die Aussicht auf die Ernte wenig belebend. Kaffee ist ein guter Artikel; wenn mit anderen Artikeln für den Augenblick nichts zu machen ist, so muß man den Kaffee wählen. Ich hätte Lust, den ganzen Vorrath aufzukaufen und die Preise um das Doppelte in die Höhe zu bringen."

„Thun Sie es. Ich bedauere nur, daß dieser Artikel nicht zu meiner Branche gehört."

„Pst! — Hörten Sie nicht schießen?" sagte Vogelsang plötzlich mit zitternder Aengstlichkeit, indem seine mageren Hände und podagraischen Füße in eine zuckende Bewegung geriethen.

„Ich habe nichts gehört", versetzte der Mäkler. Indessen wäre es nicht unmöglich, daß" —

„Sie meinen — daß das Volk —?" fuhr Vogel-

sang fort, sich unruhig in seinem Drehstuhl hin- und herbewegend.

„Nun, man kann nicht wissen. Die Umstände sind diesmal sehr günstig, und da wir Alles gethan haben, den Muth und die demokratische Gesinnung anzufeuern, so" —

„Die verdammten communistischen und demokratischen Ideen. Sie wissen, wir haben Alles zu befürchten, weil wir reich sind. — Ich möchte Sie bitten, einmal zu forschen, ob sich auch Gefahr zeigt. Bitte, eilen Sie" —

„Beruhigen Sie sich, unsere Behörde wird für Alles sorgen. Indessen werde ich doch schnell nachsehen und Ihnen Bescheid bringen."

Damit ging er schnellen Schrittes zur Thür hinaus.

Der Kaufmann war allein. Mit Hüsteln bewegte er sich unruhig auf seinem Drehstuhl hin und her. Dann öffnete er ein Fach seines Schreibtisches, und holte aus demselben verschiedene Werthpapiere, Staatsprämienscheine und Eisenbahn-Actien hervor. Während er diese flüchtig musterte, sagte er leise bei sich:

„Großer Gott! man muß ja doch leben und verdienen. Was kann ich dafür, daß Korn und Brod ein so gesuchter Artikel sind. Die Speculation in Actien und Staatspapieren ist nur ein Privatvergnügen und wirft lange nicht so viele Procente ab, als der Kornhandel. Und am Ende — man opfert seine Kräfte und sein Capital für das Volk, man kann dieses doch nicht umsonst ernähren!" —

Der Mäkler hatte das Haus kaum einige Minuten verlassen, als Kracke mit seinen Begleitern in dasselbe eintrat. Beide Parteien müssen verschiedene Wege einge-

schlagen sein, da sie sich sonst ohnfehlbar begegnet haben würden.

Kracke, von seinen Trabanten auf dem Fuße gefolgt, ging mit raschen Schritten über die ihm wohlbekannte Diele, öffnete ohne lange anzuklopfen das Comptoir und drang, als er dieses, wie zu erwarten war, ganz leer fand, durch die andere offenstesende Thüre in das Zimmer Vogelsang's ein.

Als dieser die Eintretenden erblickte, schien er vom Schlage getroffen zu werden. Er saß, so unruhig er vorhin gewesen war, plötzlich unbeweglich da, und starrte die Eintretenden mit matten, halbgeschlossenen Augen an.

Es trat eine Pause ein, während welcher Kracke ruhig dastand, seine beiden Arme in die Seiten stemmte und sich mit einem stolzen Lächeln in die Brust warf, als wenn er sich zeigen und sagen wollte:

„Siehst Du, da bin ich wieder!" —

„Na, wie ist es, Herr", sagte der Lange, mit grimassirend verzogenem Gesicht und sarkastischem Lächeln, „sollen wir anfassen?"

„Schweig' und warte", sagte Kracke mit einem gebietenden Tone und erhobener Faust.

„Nichts für ungut, Herr", versetzte der Lange und trat einen Schritt zurück, indem er, seine Gehülfen mit beiden Armen zurückschiebend, zu diesen sagte:

„Ruhig! — Nicht eher als bis ich's sage."

Nach einigen Minuten schien Vogelsang sein Bewußtsein wieder erlangt zu haben, er versuchte, sich in seinem Stuhle zu erheben und fragte verwundert:

„Ich meinte, Sie wären auf der See?" —

„Elende Frage! Sie haben es durch Schreck und Erstarrung ja schon gezeigt, daß Sie wissen, daß ich hier vor Ihnen stehe, oder — sollten Sie sich noch nicht hinlänglich davon überzeugt haben, so können diese handfesten Leute Sie etwas rütteln und schütteln, damit sie wieder ganz zur Besinnung kommen.“

Der Lange machte einige zuckende Bewegungen mit den Armen, wischte sich mit schlauen Blicken den Mund und sagte:

„Na, Herr, sollen wir“ —?

„Willst Du mal Dich zurückhalten!“ donnerte Kracke wieder, mit ruhig aufgehobener Faust, und der Lange, welcher sich ängstlich bückte, als wolle er um Gnade bitten oder einem Schlage ausweichen, versetzte mit weinerlichen Ausdruck, der ihm wahrscheinlich von dem reichlich genossenen Fusel eingegeben war:

„Zu Befehl, Herr, ich meinte nur. Nichts für ungut. Sie sehen, daß wir bereit sind.“

Dabei schob er die Aermel seiner Blouse zurück, wie Jemand, der sich zum Faustkampf rüstet.

Und Kracke fuhr fort:

„Sie wissen, daß Sie mich angeführt und betrogen, daß Sie mich durch Ihren Pudel haben betrunken machen lassen und mir dann durch denselben eine angebliche Anweisung haben in die Hände stecken lassen, die auch keinen Heller mehr werth war, als — das Stück Papier für den Krämer Werth hat, auf dem sie geschrieben sein sollte.“

„Davon weiß ich kein Wort. Sollte ich selbst betrogen sein!“ — sagte Vogelsang mit einem erheuchelten Erschrecken.

„Schweigen Sie. Ich habe ja fast fünfzig Jahre lang Ihre Schwindeleien und Intriguen kennen gelernt. Es ist überflüssig, über diesen elenden Betrug, durch den Sie mich auf eine billige Manier los zu werden hofften, noch ein Wort zu verlieren.“

Mit forschendem Blick hatte Kracke während dieser Reden die Papiere gemustert, welche Vogelsang zuerst ängstlich in seinen Händen hielt und dann so viel als möglich zu verbergen suchte. Als Letzterer sich jetzt anschickte, sie wieder in einem Behälter seines Schreibtisches zu verschließen, sagte Kracke:

„Was haben Sie denn da? Wahrscheinlich jene Summe, welche Sie mir zur Abfindung gegen das bewußte Manuscript einhändigen lassen wollten.“

Damit hatte er sich auch schon der Werthpapiere bemächtigt, welche er jetzt fest in seiner linken Hand hielt, um die andere Hand zur nöthigen Abwehr frei zu behalten.

„Welche Frechheit! — Wofür wollen sie jetzt noch eine Summe verlangen, da mir bereits zu Ohren gekommen, daß das Manuscript noch in einer Abschrift vorhanden war, welche einem bekannten Literaten zur Benutzung für ein allzu berüchtigtes demokratisches Blatt bereits eingehändigt und verkauft worden ist.“

Diese Worte verfehlten nicht, auf Kracke einen Eindruck der Bestürzung zu machen. Es vergingen also einige Secunden, bis er sich wieder gefaßt hatte und zu einer Antwort ermuthigt war.

„Eine Abschrift von dem Manuscript? Davon weiß ich nichts“, sagte er dann.

„Verstellen Sie sich nicht und leugnen Sie nicht, sonst gebe ich Ihnen Zeit, sich über die Wahrheit meiner Behauptung zu unterrichten. Und dann werden Sie einsehen, daß Sie mir für diese Veröffentlichung, sie mag herrühren, von wem sie will, verantwortlich sind.“

Wir wissen aus dem Anfang unserer Geschichte, daß Vogelsang mit seiner gegenwärtigen Behauptung Recht hatte. Wenn Kracke sich auch nicht sofort davon überzeugen konnte, so schien es ihm doch nicht unmöglich, daß der oben genannte Winkeladvokat, welcher gleichfalls ein Bewohner der Uhlenhorst, des Hospitiums für alle heruntergekommenen Individuen, die sich selbst nicht mehr ernähren können, war, hier eine Veruntreuung begangen haben könne. Dennoch hatte er seine ganze Fassung wieder gewonnen und sagte:

„Die Sache bleibt sich gleich. Die Geschichten beruhen auf Wahrheit, und hinaus in die Welt sollten und mußten sie einmal. Was ich wünschte und wollte, habe ich augenblicklich schon in Händen. Machen Sie also keine Umstände.“

Kracke gab seinen Begleitern einen Wink und machte gleichfalls eine Bewegung, um sich zu entfernen.

„Gewalt! Räuber! Diebe!“ rief jetzt Vogesang, welcher sich seiner Werthpapiere beraubt sah, strengte sich an, sich aus seinem Drehstuhl zu erheben und die Thüre zu erreichen.

Er rief den Namen des Mäklers und fügte hinzu:

„Wo sind Sie! Wo bleiben Sie! Mich hier unter solchem Gesindel allein zu lassen!“

„Aha!“ sagte Kracke mit einem sarkastischen Humor,

„Sie wollen Beistand von Ihrem Helfershelfer. Der wird bei dem Volksgedränge sein und auch dort helfen wollen. Nur Sie fehlen dort noch. Geschwind, Leute, helft den Mann suchen, daß er zu seinem Freund kommt und von ihm Beistand erhält!“

Es war ein tolles, unsinniges Beginnen, aber welche Excesse geschehen nicht in einer wilden Volksbewegung? Alle Laster, Frechheiten und Leidenschaften schalten und walten zügellos. Die Raserei der Volkshefe gefällt sich in unsinnigen Handlungen.

Kracke hatte seinen Zweck erreicht.

Mit wilder Hast faßten die Blousenmänner Vogelsang unter die Arme und zogen ihn, schneller als er gehen konnte, mit sich fort.

Dieser hatte vor Schreck und Bestürzung das Bewußtsein verloren. Ohnmächtig sank er zusammen. Sein Kopf war auf die Brust herabgesunken, seine Glieder schlotterten.

Seine Peiniger aber schienen es nicht zu bemerken. Unsinnig zogen und zerrten sie ihn weiter durch die Straßen, während Kracke, die Werthpapiere in seiner Brusttasche wohl verwahrend, hohnlächelnd folgte.

Sonderbar. Die heraufbeschwornen und losgelassenen Mächte des Pöbels hatten sich gegen den Urheber selbst gewandt. —

Bisher hatten die Vorübereilenden von diesem Auftritt nur eine flüchtige oder gar keine Notiz genommen. Es war ja dunkel, und bei dem Schein der Lampen und dem Volksgedränge konnte Niemand recht bemerken, was hier eigentlich vorging.

Plötzlich aber veränderte sich die Scene.

Die rasenden Trabanten Kracke's hatten ihr Opfer fallen gelassen, und zwar grade im Scheine einer Gaslaterne.

„Unmenschen! Haltet ein!" rief eine sanfte Stimme.

Zu gleicher Zeit stürzte sich eine unbekannte Person über den gemißhandelten Körper Vogelfang's hin und bedeckte sein Gesicht mit ihren Händen.

32. Die Versöhnung.

In einem lieblichen Thale im Staate Kentucki, an den Ufern des Ohio, lebte seit länger als 40 Jahren eine Familie in der gemüthlichsten und freundlichsten Eintracht bei einander. Die Mitglieder dieser Familie waren aus Deutschland eingewandert und bestanden aus einem Ehepaare mit drei Söhnen und drei Töchtern, von welchen Allen aber nur die beiden jüngsten Töchter, zwei reizende Mädchen von 14 und 17 Jahren, noch zu Hause bei den Eltern waren, und einer bejahrten Frau von bald 70 Jahren.

Die Besitzung dieser Familie war eine Farme mit ganz ausgezeichneten und ausgebreiteten Ländereien, welche der Mann bald nach seiner Uebersiedelung nach Amerika für eine mäßige Summe an sich gekauft hatte. Obgleich diese Ländereien bei der Uebernahme nur noch in einem ziemlich rohen und unbebauten Zustande gewesen waren, so hatten sie doch von Jahr zu Jahr eine solche Verbesserung erfahren, daß sie den Beschauer erfreuten durch die grünenden und blühenden Gefilde, und alle jene Annehmlichkeiten, welche eine Zierde eines wohlbestellten Landwesens

sind, und woraus man abnehmen kann, daß der Besitzer darauf mit Lust und Wohlgefallen seinen ganzen Fleiß und seine ganze Sorgfalt wendet. Man konnte sich daher im ganzen Strate Kentucki, ja vielleicht in allen Vereinsstaaten nichts Reizenderes und Paradisischeres denken, als diese Farme.

Man kann sich auch vorstellen, wie sehr der Geist des Familienlebens durch diese saft- und blumenreiche Umgebung, durch diese üppigen Triften und schattigen Hecken, durch die einzelnen Gruppen hundertjähriger Bäume, welche man in der Umgebung der landwirthschaftlichen Gebäude hatte stehen lassen und auf welchen die munteren Vögel sangen vom frühen, sonnigen Morgen bis an den duftigen Abend, gehoben und belebt wurde.

Das Glück der Familie hatte sich vergrößert mit der der Zahl ihrer Mitglieder, und diejenigen Stunden waren für Alle die angenehmsten, in welchen man unter einem grünen Laubdache nahe an dem spiegelblanken Wasser des Ohio saß, in welchem die Bläue des Himmels sich widerspiegelte, und sich — mit Erinnerungen aus der Heimath unterhielt.

Doch nein, lange Jahre war die ursprüngliche Heimath vergessen gewesen, man hatte es absichtlich vermieden, davon zu sprechen und Erinnerungen zu wecken, bis eine Zeit kam, wo diese Erinnerungen wie ein sanftes Heimweh sich dem Herzen aufdrangen.

Diese Anregungen, von der Heimath zu sprechen, gingen besonders von jener Matrone aus, die wir bereits als ein Mitglied der Familie unseren Lesern vorgestellt haben,

ohne uns jedoch über die eigenthümlichen Verhältnisse und Beziehungen zu einander sofort weiter auszulassen.

Diese Matrone hatte in ihren sanften Zügen und ihrem ganzen Wesen etwas so Einnehmendes und Interessantes, wie es die raphaelische Madonna gehabt haben müßte, wenn der unsterbliche Meister sie uns zugleich auch noch als Matrone dargestellt und zur Bewunderung hinterlassen hätte.

Wir sagten, daß sich besonders in den Gefühlen der Matrone ein lebhaftes Verlangen, ihre Heimath doch noch einmal zu sehen, aussprach.

Dieses Verlangen beruhte auf einem natürlichen Zuge des menschlichen Gemüthlebens. Schon ein französischer Schriftsteller, ich glaube, der vielschreibende und vielgelesene Alexander Dumas, macht die Bemerkung, daß die ersten vierzig und die letzten vierzig Jahre, zwei seltsame Widersprüche in der Brust des Menschen geltend machen. In der ersten Hälfte des Lebens nämlich lebt der Mensch von der Hoffnung, es drängt und sehnt sich sein ganzes Wesen in die Zukunft hinaus, und ist er beim Wendepunkt der Jahre angelangt, so strebt sein ganzes Wesen rückwärts, ein ewiges Heimweh zieht ihn hin zu den Gefilden, wo seine Jugend erblühte, wo Lust und Leid der Welt ihn zuerst bestürmten.

Dieses natürliche Heimweh des Gemüthlebens hatte sich von Jahr zu Jahr auch mehr und mehr in der Brust der Matrone entwickelt. Es ließ sie keine Ruhe und sie hatte keinen anderen Wunsch, als, trotz ihrer vorgerückten Jahre und der für ein solches Alter so beschwerlichen Seereise, ihre Heimath, ihr — Hamburg doch noch einmal wiederzusehen.

An einem lachenden Frühlingsmorgen des Jahres 1849 saß die Familie im Freien, an dem gewöhnlichen Platze unter dem schattigen Laubdach, beim Frühstüst.

Die Matrone war an diesem Morgen ungewöhnlich ernst und stille, so daß die Hausfrau sie fragte, ob ihr etwa nicht wohl sei.

„Ach", sagte darauf jene, „ich hatte diese Nacht einen sehr ängstlichen Traum, und meine alte Sehnsucht, Hamburg vor meinem Tode noch einmal wieder zu sehen, ist lebhafter und quälender als je. Wenn dieser Wunsch zu erfüllen wäre, dann, und nur dann, glaube ich, könnte ich in Frieden sterben."

„Nun", sagte die Hausfrau, „es ist ja nichts in der Welt unmöglich, und wenn Sie recht inständig in meinen Mann dringen, so wird er ja nichts dagegen haben. Wissen Sie doch, wie Sie immer bei uns gelebt habe."

„Das weiß ich, Ihr guten, edlen Seelen", versetzte die Matrone, „und das eben ist es, was mich schmerzt, daß ich Euch verlassen soll, vielleicht — für immer?" —

„Für immer!" rief bestürzt die Hausfrau, „das wolle Gott nicht. Aber werden Sie die Seereise in Ihren Jahren auch ertragen können? Und sollte darauf nicht vielleicht das Aengstliche Ihres Traumes begründet sein?"

„Nein, nein", sagte die Matrone mit Bestimmtheit, „das war es nicht, auf dem Meere werde ich nicht sterben, vielleicht vor Freude, wenn ich das Ziel meiner Wünsche erreicht habe. Aber muß ich in meinem Alter nicht jeden Augenblick den Tod erwarten, und kann mein letzter Augenblick nicht grade dann gekommen sein, wenn ich den heimathlichen Boden wieder betreten habe? Und wenn das das

Ziel meines Lebens sein soll, was macht es denn aus, ob ich diesseits oder jenseits des Oceans sterbe? War meine Uhr doch so wie so abgelaufen. Und eine Ahnung sagt mir, daß ich dieses Jahr sterben werde."

„Ach, lassen Sie doch diese finsteren Gedanken, wer wollte sich dadurch nun wohl die schönen Tage des Lebens verbittern. Seien Sie getrost und guter Dinge, und sprechen Sie mit meinem Mann, sobald er von seinem Morgenspaziergang durch die sprossenden Saaten zurückkömmt, er wird Ihnen gewiß Ihren Wunsch nicht abschlagen."

„Das wird er nicht," versetzte die Matrone, „und auch das macht mir Kummer, weil Trennung die natürliche Folge ist."

Die Hausfrau bereitete das Frühstück und bald kehrte der Mann von seiner Morgenwanderung zurück, auf welchem er, wie er zu sagen pflegte, sehen wollte, wie viel das Getraide und die ganze junge Saat über Nacht wieder gewachsen sei.

„Nun," sagte die Hausfrau, „was macht das Korn? Hast Du Freude gehabt und hat das Wild Dir nichts vernichtet?"

„Ach, das Wild, das verursacht mir jetzt schon seit mehreren Jahren keinen Schaden mehr", erwiderte der Mann, „dafür hat meine Flinte gesorgt. Gottlob, daß es hier nicht so ist, als drüben in unserer Heimath, wo der Landmann sich seinen Acker durch fremde Schützen zertreten lassen oder zusehen muß, wenn das Wild seine Saaten verzehrt."

„Da Du grade unserer Heimath erwähnst — Groß-

mutter hat eine Bitte an Dich — wirst Du ihr die abschlagen?'' sagte die Hausfrau.

„Welche Frage!'' versetzte der Mann, „wann könnte ich unserer guten Großmutter denn je eine Bitte abschlagen. Na, da habe ich wieder Großmutter gesagt. Wie man sich doch mit unseren Kindern daran gewöhnt hat! Nun, Sie nehmen mir's doch nicht übel, Groß—, da ist es schon wieder. Aber was ist es denn, welchen Wunsch soll ich erfüllen?'' sagte der Mann, und faßte mit Zärtlichkeit die Hand der Matrone, welche mit ihm fast in gleichem Alter war.

„Mich verlangt so darnach, vor meinem Ende noch einmal Hamburg zu sehen'', sagte die Matrone, „so, nun ist es heraus. Gott weiß es, wie schwer es mir geworden ist.''

Dabei rannen große, helle Thränen aus ihren Augen hervor.

„Nun, nun, wenn Sie das, was Sie schon oft angedeutet haben, so lebhaft wünschen, wenn Sie vor Sehnsucht keine Ruhe haben und wohl gar krank werden, in Gottes Namen", sagte der Mann. „In seiner Hand sind wir auf dem Meer und Land. Aber wissen Sie was? Nur alleine reisen sollen Sie nicht. Dann machen wir uns alle Drei auf das Schiff, das heißt, wenn Marie Lust und Verlangen hat."

„Ich auch? — Ja!" rief die Frau mit lebhafter Wallung.

„Nun, also", fuhr der Mann fort. „Unsere Kinder, welche noch zu Hause sind, sind groß und verständig genug, um das Haus- und Landwesen diesen Sommer in Ordnung

zu halten. Früher, da hätte ich mich auf meine drei guten Schwarzen verlassen können, aber jetzt, seit die auf ihren alten Tagen nach ihrer Heimath gegangen sind, weil sie sagten, daß sie auf dem väterlichen Boden, auf der Erde, die sie geboren und die ersten Blüthen ihrer Freude hervortrieb, lieber sterben möchten, als in der Fremde, wo sie einst auch das Joch der Sclaverei getragen, seitdem sind wir mehr auf uns selbst und unsere Arbeiter angewiesen."

„Also mein Wunsch soll erfüllt werden? Wie freue ich mich", sagte die Matrone. „So kann ich heute schon anfangen, meine Anstalten zur Reise zu treffen."

„Und ich auch", fügte die Hausfrau hinzu.

„Ich werde sogleich an einen Freund nach New-York schreiben, damit er mir meldet, an welchen Tagen die Packetschiffe nach Hamburg abgehen", sagte der Farmer.

Dieser Beschluß der Seereise brachte in der Familie ein ganz neues Leben hervor. Nur die beiden Töchter waren still und betrübt darüber.

„So sollen wir einen ganzen Sommer allein sein?" sagte die Jüngste. „Ach, dann wird die ganze Natur für uns wie abgestorben sein!"

„Beruhiget Euch", sagte die Hausfrau, „Ihr werdet nicht viel alleine sein; denn gewiß wird der junge Farmer, dessen Bekanntschaft wir neulich gemacht haben, Euch während unserer Abwesenheit doppelt und dreifach besuchen. Da wird er mit Euch an den milden Abenden auf dem Ohio fahren, Ihr werdet mit ihm angeln und recht viele Forellen fangen, die Ihr zusammen verspeiset; dann wird er Euch im Garten helfen, und was der Unterhaltungen mehr sind."

„Ach, Mutter, ist denn darin Ersatz für Euch?“ versetzte die Jüngste.

„Du sprichst noch wie ein Kind, aber Auguste denkt ihr Theil, nicht wahr?“

Die Genannte erröthete bis an die Ohren und lächelte verschämt.

„Nun“, sagte Auguste dann, „warum sollte ich es nicht gerne haben, daß Herr Marr uns besucht; er ist ein sehr belesener und unterhaltender Mann.“ — —

Nach acht Tagen meldete ein Brief aus Newyork, daß am 30. Juni oder 16. Juli wieder ein Packet-Schiff abgehen werde.

Da die Vorbereitungen zur Reise bereits getroffen waren, so ging es jetzt schnell. In acht Tagen war man in New-York und nach abermals acht Tagen bereits ein gut Stück in das atlantische Meer hinaus.

Am Abend vor der Abreise von der Farmerei und den Ufern, wollte der Schlaf sich nicht auf die Augen der Matrone senken. Sie stand noch um Mitternacht vor ihrem Fenster und schaute auf die im Halbdunkel verschwimmende Gegend hinaus. Ein weißer Duft lag auf den Wiesen und schilfreichen Gebüschen, die die Ufer des Ohio umgaben. Der Strom selbst glitt in Silberbläue dahin und schien in dem Duft der Nacht zu verschwimmen.

Eine Thräne drängte sich in das Auge der Matrone und ihre Blicke ruheten starr auf der Gegend.

„Wie viele glückliche Tage habe ich hier im Schooße einer trefflichen und fleißigen Familie verlebt! Mir ist es, als wäre nun mein ganzes Lebensglück dahin. Aber bin ich nicht selbst Schuld? Habe ich nicht selbst die Brücke hinter

mir abgebrochen! Ach! warum mußte dieser unwiderstehliche Zug mich ergreifen! Konnte ich hier nicht leben und — sterben? — Jetzt werde ich hier nicht sterben, ich fühle es. Ich sehe diese Gegend zum letzten Male. Darum ist sie heute so von Duft und Nebel umhüllt. Doch — was da hinter liegt, wer weiß und sieht es!" —

Die Seefahrt war so glücklich, als man sie nur wünschen kann. Das Sloman'sche Packet-Schiff glitt über die sanft bewegten Wellen dahin, wie ein schimmernder Schwan. Kaum verspürte man etwas von einer Seekrankheit, selbst die Matrone nicht. Der heiterste blaue Himmel spiegelte sich Tag und Nacht in den Wellen und die Personen auf dem Schiffe belebten diese Einförmigkeit durch Gesang.

Je näher man den Gestaden von Europa kam, desto mehr verjüngte sich die Matrone. Eine eigenthümlich feierliche und beseelte Verklärung malte sich in ihren milden Zügen ab, wenn sie bei dem glänzenden Mond- oder Sternenhimmel auf dem Deck stand und nach jener Richtung hinstarrte, nach welcher auch das Schiff seinen Lauf nahm. Endlich war man durch den Canal und der Insel Helgoland vorbei gefahren. Ja, man segelte Curhaven vorbei und in die Elbe hinein.

Jetzt verweilte die Matrone fast beständig auf dem Deck, nach Hamburg hin spähend.

Bald aber verfinsterten sich ihre Blicke wieder. Als der amerikanische Farmer dieses bemerkte, sagte er:

„Wir haben in wenig Stunden unser Ziel erreicht, und dennoch werden Sie wider Erwarten plötzlich wieder so melancholisch, still und schweigsam, nachdem sie die ganze Reise hindurch so heiter und glücklich gewesen sind?"

„Ja, lieber Möller", sagte die Matrone, „weiß ich selbst denn, warum? aber eine traurige Ahnung hat mich plötzlich befallen."

„Woher diese Melancholie? Sehen Sie, dort liegt ja Hamburg, das Ersehnte!"

„Ja, Hamburg — ob auch Er noch darin leben wird?"

„Wer? Welcher Er?"

„Nun, daß ich's nur sage, Vogelsang!"

„Quälen und ängstigen Sie sich nicht mit diesem Gedanken. Was kann Er Ihre Stimmung beunruhigen."

„Beunruhigen? Und wenn Er es nun gewesen wäre, um dessentwillen ich diese sich steigernde Sehnsucht gehabt hätte?" —

„Um seinetwillen? Ich begreife Sie nicht. Er, der Sie einst mißhandelte, als Sie jung und schön waren?" —

„Wohl möglich, daß Sie mein Herz nicht begreifen. Aber so sind wir Frauen! Das Weib liebt den Mann ewig, den sie zuerst mit der ganzen Fülle ihrer Jugend und ihres schwärmenden Geistes geliebt, trotzdem, daß er sie vielleicht auf Tiefste gekränkt und mißhandelt hat. Ja, lieber Möller, ich gestehe es Ihnen, nur diese Sehnsucht, Vogelsang vor meinem und seinem Tode noch einmal wieder zu sehen, und mich so wenigstens mit seinem Anblick zu versöhnen, diese Sehnsucht war es, welche von Jahr zu Jahr immer lebhafter und stärker in mir wurde, welche mir weder Tag noch Nacht Ruhe ließ, welche mich trieb und quälte. Und wie hieß doch die Geschichte, welche wir an den reizenden Abenden an dem üppigen Ufer des Ohio lasen? Hieß das Weib nicht Griseldis, welche, obgleich unendlich ge-

kränkt und verstoßen, dennoch mit tausend Banden sich an ihrem Gatten gekettet fühlte? Das ist die Natur und Schwäche des liebenden Frauenherzens. Vogelsang war meine erste und einzige Liebe. Ueber seinen Charakter und seine Handlungen hatte nicht ich, sondern Gott zu richten. Lassen Sie mir dieses Gefühl und Bewußtsein der Liebe und Treue bis in den Tod." —

Möller stand sprachlos, in Staunen und Bewunderung versunken.

Auch seine Frau war unter den letzten Worten hinzugekommen und faßte die Hand ihres Gatten mit Zärtlichkeit.

„Bist Du auch so, Marie?" fragte Möller.

„Zweifelst Du noch, nachdem wir über 40 Jahre mit einander gelebt haben?" versetzte seine Frau.

„Nein, nein", sagte Möller und umarmte seine Frau mit jener Innigkeit, mit welcher er einst seine Geliebte umarmt hatte, als er nach einem harten und schweren Schicksal zurückkehrte und sie ihm, an seine Brust sinkend, ihre Liebe gestand.

Der geneigte Leser und die freundliche Leserin weiß jetzt, aus welchen Personen die gemüthliche Farmer-Familie bestand, welche wir seit Anfang dieses Capitels an den Ufern des Ohio, im Staate Kentucky, kennen gelernt haben.

Als das Packet-Schiff im Hamburger Hafen angekommen war und unsere Reisenden dasselbe verlassen hatten, war es das Erste, alle jene Plätze wieder zu besuchen, welche ihnen einst so werth und theuer gewesen waren.

Ach! mit welchen unnennbar bewegten Gefühlen betritt man nach langen, langen Jahren einen Ort wieder,

an dem man einst unter ganz anderen Verhältnissen, des Lebens Lust und Leid in allen lebendigen Farben empfunden hat.

Kennet Ihr dieses süße, wehmüthige Gefühl, diese anheimelnden Schauer, welche so mächtig die Brust durchdringen? Und hatte ein älterer Dichter nicht recht, als er melodisch sang:

„Es scheint doch nirgend unser's Herrgott's Sonne
So schön als dort, wo sie zuerst uns schien!"

Sollen wir noch berichten und schildern, nennen und aufzählen, welche Plätze die drei Personen zuerst und nach der Reihe besuchten? Das eigene Herz wird es jedem sagen. Selbst das ganze, gleich einem Phönix neu aus der Asche erstandene Hamburg in seiner frischen und behaglichen Herrlichkeit vermochte die alten Erinnerungen und Gefühle nicht zu betäuben und zu verwischen. Auch die alten Bilder und Empfindungen erhoben sich gleich einem sein glänzendes Gefieder schwingenden Phönix aus dem alten Boden.

Die erste Frage, welche die Matrone nach ihrer Ankunft that, still und heimlich, so daß es Niemand erfahren und beachten konnte, war die gewesen:

„Lebt Vogelsang noch?"

Und die Antwort lautete: Er lebt noch.

Wie viel Ruhe kehrte schon dadurch in die kurz vorher so von Ahnungen bewegte Seele zurück.

Aber dennoch waren nicht alle Sorgen getilgt. Solch' ein eigen Ding ist es um den Instinkt des Herzens.

Es waren mehrere Tage vergangen und auch für unsere Drei jener Tag und Abend herangekommen, welcher

für die Stadt ein so schreckhaftes und unheimliches Gewand anlegen, welcher sich in Grausen und Schrecken hüllen sollte.

Madame Vogelsang und Madame Möller verließen an jenem Abend ihr Hôtel, um Arm in Arm einen Spaziergang durch die belebten Straßen zu machen. Sie hatten keine Ahnung von dem, was an jenem Abend vorging, und selbst für unschuldige Spaziergänger so gefährlich werden konnte.

So waren sie durch einen unbewußten Drang auch nach jener Gegend der Stadt gekommen, in welcher Vogelsang, wie man erfahren hatte, wohnen solle.

Sie waren an dem Hause vorübergegangen, gerade in dem Augenblick, als sich dort jener unheimliche Auftritt ereignete, welchen wir oben bereits geschildert haben.

Hätte man ahnen können, was in jenem Augenblick dort vorging, wer wäre wohl schneller und leidenschaftlicher gewesen, die Hausthüre aufzureißen, Zeuge des Schauspieles zu sein und dann wieder auf die Straße zu stürzen, um um Hülfe und Beistand zu rufen, als — die Frau jenes Mannes!

Jetzt war sie nur mit einem tiefen und schweren Seufzer, mit einem höchst beklommenen Gefühle an dem Hause vorüber gegangen, aber wer vermochte diesem Seufzer und Gefühle den rechten Ausdruck zu geben?

Die beiden Frauen verließen den Sitz des Großhandels, das Quartier der Kaufleute, und jetzt ereignete sich jene Scene, welche wir oben schon angedeutet haben, als wir sagten, auf den gemißhandelten und von den beiden Blousenmännern durch die Straßen hingeschleppten Körper Vogel-

fangs's habe eine Person sich hingestürzt, um ihn gleichsam mit ihrem eigenen Körper vor ferneren Mißhandlungen zu schützen.

Diese in jenem Momente nicht sogleich erkannte Person war eben Niemand anders, als Madame Vogelsang, welche von ihrem Manne geschieden und nach langen, langen Jahren aus Amerika nach Hamburg zurückgekehrt, an jenem Abend, wie erzählt, mit ihrer Freundin die Stadt durchwandelte.

Als die Unmenschen, gefolgt von Kracke, an ihnen vorüberkamen, als Vogelsang's Körper auf das Straßenpflaster hinfiel, die Straßenlaterne diese schreckliche Scene beleuchtete, und sie nun erkannte, wer dort so mißhandelt wurde, da faßte es sie mit unnennbarer Gewalt; entschwunden war aus ihrem Geiste das Bewußtsein von Vergangenheit und Gegenwart, sie hatte keine Gedanken für das, was ihr einst von ihrem Manne widerfahren war noch in welchem Verhältniß sie augenblicklich noch zu demselben stand und lebte; sie hatte nur das eine Gefühl, daß sie den Mann ihrer ersten Neigung und Wahl noch liebte, daß sie ihm getreu bleibe bis in den Tod.

Bis in den Tod!

Schreckliche, inhaltschwere Worte für die vollständige Schilderung dieses Momentes.

Sie hatte, als sie sich niederstürzte und den Hingesunkenen mit ihren Armen umklammerte, keine Ahnung davon, warum es sich auch hier handelte.

Mit einem dunklen Gefühle, welches plötzlich alle seine Entschlossenheit lähmte, trat Kracke hinzu und sagte:

„Was steht Ihr? Hebt die Unglückliche auf, mit Schonung, das rathe ich Euch.“

Da sich bereits ein Knäuel von Menschen um die Gruppe gebildet hatte, so war es schwer, die Züge der Frau sogleich deutlicher zu sehen.

„Sie sind beide todt!“ sagte der Lange. „Was die sich auch über unsern Kaufmann herzumachen hatte, als wenn sie uns nicht zufrieden lassen konnte!“

„Schweig, Du Vieh!“ versetzte Kracke, es ist eine Fremde, mit welcher wir schonend umgehen müssen. Da ist ihre Begleiterin.“

Als man jetzt die Hingesunkene aufhob und Kracke ihr in das bleiche, durch Gram und Jahre entstellte Gesicht sah, fuhr er, selbst fast eine Leiche werdend, zurück und rief:

„Ist es möglich?! — Ich schlage denjenigen nieder, der es wagt, noch eine Hand zur Mißhandlung an den Mißhandelten zu legen. Bringet Beide sanft und vorsichtig nach dem Hause zurück, aus welchem Ihr den Einen geholt habt.“

„Was, Herr? Sie meinen“ — sagte der Lange.

„Schweig!“ erwiderte Kracke, „und thut, wie ich Euch befehle.“

Von Madame Möller gefolgt, wurden die beiden völlig regungslosen Personen in das Haus gebracht, welches man kurz vorher verlassen hatte.

Die Bewegung und Verwirrung auf den Straßen hatte in diesem Augenblick ihren höchsten Grad erreicht.

In der Nähe des Theaters hatte man eine Barrikade errichtet und von Zeit zu Zeit hörte man schießen. —

In dem Hause angekommen, und nachdem die Blousen-

männer auf Kracke's Geheiß sich entfernt hatten, war Niemand eifriger um die bewußten beiden Personen beschäftigt, als Er und Madame Möller, zumal das Hauspersonal, wahrscheinlich des Tumultes wegen und neugierig, denselben in der Nähe zu sehen, sich entfernt hatte.

Madame Möller hatte schon mehrere Male nach einem Arzt gerufen, aber Kracke, so eifrig er selbst Alles zur Wiederbelebung aufbot, schien es nicht über sich zu vermögen einen solchen herbei zu rufen, als fürchtete er sich vor Zeugen, wenn zwei Augen sich wieder öffneten und — auch ihn erkannten.

Wir haben schon gesagt, Kracke war von Natur weniger schlecht, als verdorben durch die Zustände und Umgebungen. Reue und Vorwürfe des Gewissens durchzuckten jetzt sein Inneres. —

Es ist fast überflüssig, noch mehr zu sagen. Die Umstände erklären und ergänzen sich, und das Uebrige kann der Leser sich selbst sagen.

Vogelsang hatte der Schlag getroffen vor Schreck und Bestürzung, als die Unmenschen ihn fortschleppten und auch seine Frau erlag der Macht der Gefühle in jenem Augenblick, als sie auf denjenigen einstürzte, der das Opfre seiner eigenen Beschwörung der Volkswuth, geworden war.

Die im Leben Jahre lang und hunderte von Meilen weit von einander getrennt gewesen waren, sie waren dennoch im Tode vereinigt durch den Instinct der Natur, ruhten im Grabe neben einander.

Kracke aber hatte kein Gelüste mehr nach dem Gelde seines alten Geschäftsfreundes. Nur sorgte er dafür, daß jene Frau, welche Vogelsang als Mädchen verführt hatte,

jene Summen erhielt, die er widerrechtlich zu sich genommen hatte und über deren Vorhandensein oder Verschwinden Niemand Rechenschaft geben konnte.

Zu dem Ende wußte er schlau die Werthpapiere in geprägtes Silber umzusetzen und ging damit zu der bezeichneten Frau.

„Hier ist das Vermächtniß Deiner alten Liebe", sagte er, die Summe auf den schmalen, wackelnden Tisch schüttend.

„Vermächtniß — Liebe?" entgegnete die Frau, indem ihre abgehärmten Gesichtszüge plötzlich und nach langen Jahren zum ersten Male wieder den Anflug einer leichten Röthe bekamen.

„Nun — willst Du nicht? Es soll ja Dein sein. Ich gebe es Dir", sagte Kracke. „Was mach' ich mir jetzt aus dem Gelde! Wäre ich Katholik, ich glaube gar, ich ginge in ein Kloster."

Die Frau starrte noch immer auf das viele Geld und wagte es nicht zu berühren.

„Mein Gott, Kracke", sagte die Frau, „es ist doch nicht gestohlen?"

„Gestohlen? Freilich, doch nicht von mir, sondern von dem, der todt ist. Ich bringe es nur an die rechte Stelle zurück, von wo es widerrechtlich genommen wurde, und übe somit nur einen Act der Gerechtigkeit aus. Doch weiß ich gar wohl, daß damit nur der ausgestandene Hunger und Kummer, nicht aber auch die geraubte Unschuld und Ehre einigermaßen vergütet ist. Steck' es nur ein, pflege Dich auf Deinen alten Tagen damit, und bekümmere Dich nicht weiter darum, wie Du dazu gekommen bist, sondern

laß es Dir genug sein, daß ich Dir sage, er ist todt und hat Dir dieses hinterlassen."

„Also — Vogelsang — ist todt?" —

„So ist es."

„Doch nicht in dem Tumult von vorgestern Abend?"

„Wer weiß es, doch ist es nicht unmöglich. Indessen — man spricht nicht gerne davon. Vielleicht, daß er mit dabei war, die Mine anzulegen und das Unglück oder Schicksal hatte, selbst dadurch in die Luft gesprengt zu werden. Man sagte ja vor Jahren auch, sein Principal Heineke, bei dem er in einer so verteufelten Schule gegangen, sei einst auf eine ganz unheimliche Weise geu Himmel gefahren. Ja, Catharina, man muß es nur abwarten, dann erfährt man's eines Tages, wie das Ende ist. Leid ist mir's indessen, daß Vogelsang nicht auf die schwarze Gedenktafel an der Börse gekommen ist, denn dort gehörte er hin, so gut als mancher andere ehrliche und unehrliche Christenmensch."

„Nun leb' wohl, Catharina, ich denke, die Dir hinterlassene Erbschaft hat Dich glücklich gemacht."

„Du willst nun grade nicht bei mir bleiben, da wir Geld haben?"

„Kann ich denn? Mein Herz ist umgewandelt, seit ich eine einzige Scene erlebt habe. Sprich nicht mehr davon. Ich meinte, ich wollte vor Neid und Rachgier auf der Uhlenhorst vergehen, ich wollte ihm eine Summe abtrotzen und noch einmal das alte Leben anfangen. Aber — jetzt ekelt mich davor. Es ist mir wohler dort als hier. Gute Nacht." —

Dann kehrte er in jenes Asyl zurück, welchem er hatte entfliehen wollen, nach der Uhlenhorst.

Die Frau verschloß das Geld in eine alte Kiste, welche größtentheils mit Lumpen gefüllt war, und schob diese unter ihre Bettstelle.

Als sie es vom Tische zusammenlas, liefen Thränen über ihre Wangen und sie sprach:

Das Geld gehörte meinem und — seinem Kinde, wenn es noch lebte, nicht mir. O Gott, an diesen Händen erblicke ich ja noch das Blut, wenn es auch die Welt nicht entdeckt hat!" —

Als sie bald darauf starb und man unter ihrem Bette das viele Geld fand, glaubte die Welt, sie habe es sich beim Betteln zusammengedarbt. —

Nach Tagen des Schmerzes und der Trauer, in welchen sie ihre langjährige Freundin der heimischen Erde übergeben hatten, kehrten auch der Farmer Möller und seine Frau nach Amerika zurück. Aber mit welchen veränderten Gefühlen! Und mit welcher Leerheit im Herzen trafen sie auf der Farm wieder ein! —

Solch' ein eigen Ding ist es um die Gewohnheit des menschlichen Lebens! Die ganze Welt erscheint uns wie umgestaltet und aus den Fugen gewichen, wenn zwei Augen, in welche zu blicken uns Bedürfniß war, sich geschlossen haben.

Nachwort.

Um der unbefangenen Hinnahme des Lesers nicht vorzugreifen, um ihn die Tendenz und Moral des Buches wo möglich selbst finden zu lassen, habe ich es vorgezogen, statt eines Vorwortes ein Nachwort zu schreiben.

Man wird an manchen Schilderungen und Darstellungen vieles auszusetzen haben, man wird die Charaktere und Situationen craß, übertrieben, indecent u. s. w. finden, ja, Manche werden darin vielleicht den Geist der sogenannten „französischen Fabrikate" oder der deutschen Räubergeschichten entdecken. Nun ja, es ist, es sollte eine Räubergeschichte sein, aber von besonderer Art und in einem eigenthümlichen Contrast.

Es hängt Alles von der Auffassung ab. Wir sehen Manches nur deshalb in dem schlechtesten Lichte, weil — die Gewohnheit, die sittlich-materiellen Grundsätze es uns nicht erlauben, eine andere Auffassung unmöglich machen.

Die Hamburger Börse kann als personificirte Idee, als Symbol der materiellen Welt, des Geschäftes in Deutschland gelten. Daß es an solcher Stelle auch solche Käuze geben kann, als Heineke und Vogelsang, wer vermöchte das zu leugnen? — Man darf nur an das Namenregister der boshaften Falliten, an das sotzenannte „schwarze Brett" erinnern. Die Wahrheit dieses Satzes, dieser Tendenz meines Buches, scheint grade die Gegenwart sehr empfindlich erkannt zu haben, denn in dem Augenblick, wo ich dieses Nachwort schreibe, wird dafür Sorge getragen, daß das „schwarze Brett", welches nach seiner ursprünglichen Bedeutung und Bestimmung ein Pranger sein sollte, den Blicken der neugierigen Fremden, welche die Börse besuchen, entzogen werde. Man schämt sich, unter sich und an der Börse so viele solcher Subjecte gehabt zu haben. Aber dann ist das „schwarze Brett" ja ganz überflüssig, da man seine Käuze unter sich längst kennt und — im Gedächtniß behält!

Es ist wahr, manche Situationen dieses Buches sind craß, banditisch, haben den „Haut-gout" aus der „Porte Saint-Martin", aber — sind sie darum weniger wahr? Ist es nicht gleich, auf welche Weise geschwindelt, gestohlen und betrogen, gewuchert und bereichert wird? Nicht das „Wie", nein, das „Was" macht es. Wenn uun dieser Roman nur ein Commentar zum „schwarzen Brett", eine — Verherrlichung desselben wäre? — Sehen Heineke in den ersten und Vogelsang in den letzten Scenen sich nicht

gleich? War Merkur den Alten nicht der Gott der Kaufleute und der Diebe? Haben wir im Anfang der vierziger Jahre in Hamburg nicht einen berüchtigten Proceß gegen ein — Sclavenschiff gehabt? Ob des getriebenen Sclavenhandels schuldig oder nicht schuldig, der Verstand sagte: das Schiff wird freigesprochen werden — aus Princip. Es ist unwahr, übertrieben, erlogen, nichtswürdig, daß „ein Kaufmann" handelt wie Heineke, aber — es ist sehr natürlich, wahr, anständig, sittlich, gerechtfertigt, daß „ein Kaufmann" Kornpreise, also Brotpreise macht, gleichviel, ob das blutende Herz des Volkes, des Märtyrers des Handels, ächzend und fluchend erliegt, oder weiter lebt, weil — auch der Selbstmord ein Verbrechen ist. Und das wäre denn die Moral des Buches, welches somit eigentlich nur eine antike Idee in Scene setzt. Nicht wahr, man muß sehr unsittlich schildern, um — sittlich begreiflich zu werden?

Um meiner Bescheidenheit die Schamröthe zu ersparen, auch die Kritik vor Fehlschlüssen zu bewahren, bitte ich zu bemerken, daß das Manuscript zu diesem Buche schon fertig war, noch ehe mir Freitags „Soll und Haben" zu Gesicht kam, welchen Roman ich übrigens selbst in diesem Augenblick leider nur noch sehr oberflächlich kenne, ohne daß ich mich auf den alten Satz berufen will: „Wer selbst Romane schreibt, liest keine Romane." F

Ein wie reiches, neues Feld, das so lange in Brache gelegen hat, übrigens entdeckt oder urbar gemacht worden

ist, mögen Diejenigen beurtheilen, welche um Romanstoff verlegen sind. Es steht fest, daß die Sphäre des wahren Kaufmannes, für welche Göthe schon in seinem „Wilhelm Meister" schwärmte, eine großartige und begeisternde ist. Vielleicht, daß ich in einem nächsten Roman auf dieses Thema in edler Weise zurückkomme. Für dieses Mal galt es nur, gewisse geheime Nachtseiten der lokalen Gesellschaft und des eigenthümlich gefärbten Volkslebens zu berühren.

Der Verfasser.

Christern, Johann Wilhelm,

Ein Kaufmann Hamburgisches Sittengemälde

Bd.: 1

Hamburg und Altona 1856